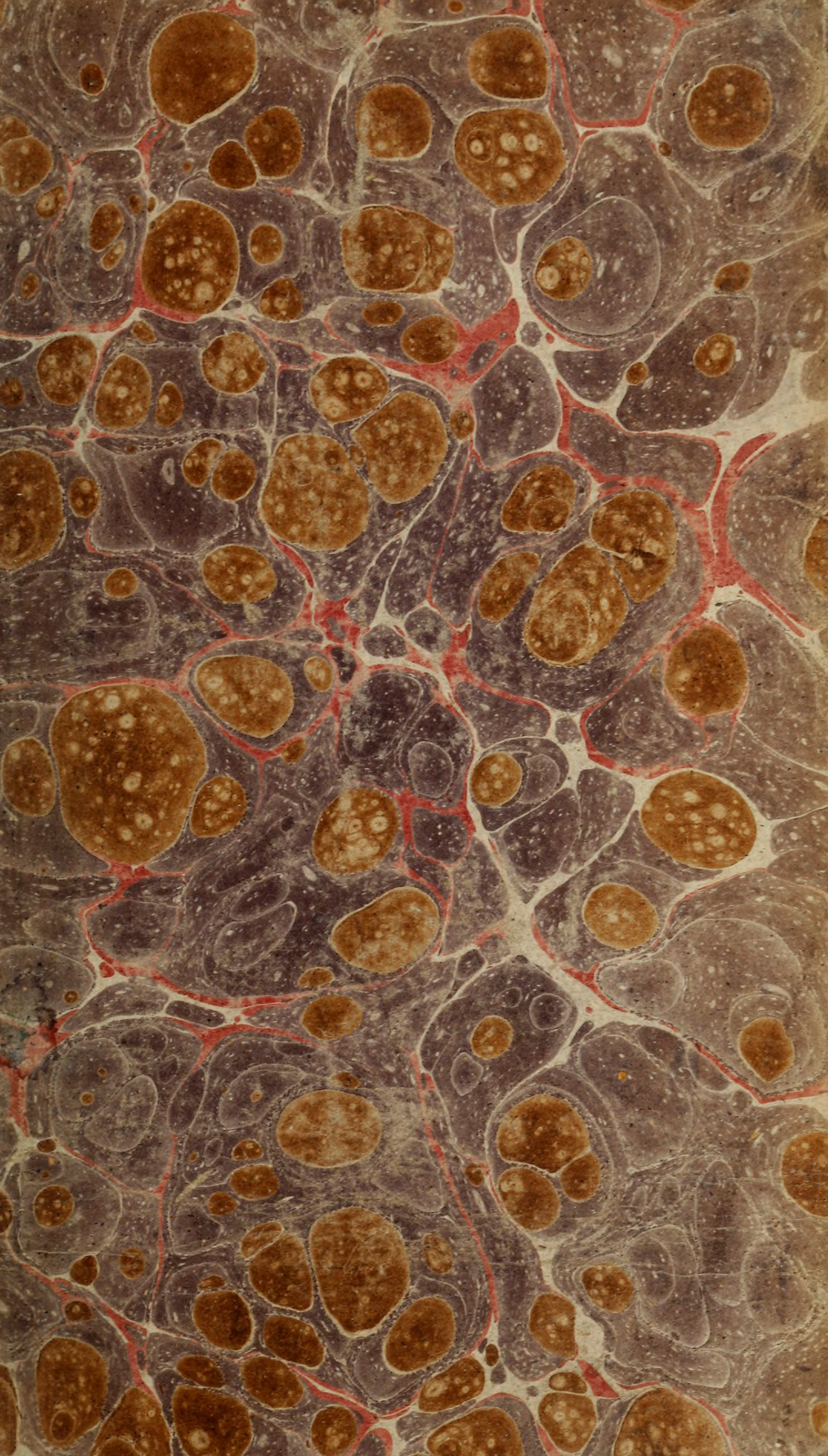






Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Fünfter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1821.

Inhalt des fünften Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Von dem gesellschaftlichen Zustande der italiänischen Halbinsel, während der sogenannten babylonischen Gefangenschaft der Päbste.

Nach dem Untergange des hohenstaufischen Geschlechtes waren die Parthei-Namen der Guelfen und Ghibellinen freilich ohne irgend eine vernünftige Bedeutung; allein sie dauerten fort, indem nur der Gegenstand des Haders sich veränderte. Die Erhaltung der mühsam errungenen National-Unabhängigkeit veranlaßte eben so wilde Kämpfe, als die Erwerbung derselben herbeigeführt hatte.

Dies hing auf folgende Weise zusammen:

Die große Mehrheit der Italiäner, vor allen übrigen aber die gewerbfleißigen Bewohner der Städte, hatten in ihren Empörungen gegen das kaiserliche Ansehn nie etwas Anderes bezweckt, als — die Unabhängigkeit ihrer Halbinsel von den Bestimmungen des Auslan-

des: sie wollten eine vaterländische Dynastie; und da die Guelfen, obgleich seit Jahrhunderten in Deutschland ansäßig, italiänischen Ursprungs waren, auch nicht alles Besitzthum in Italien verloren hatten: so war die Benennung „guelfische Parthei" nichts weniger, als unnatürlich für Diejenigen, welche die fremde Herrschaft verabscheuten. Das Einzige, was sich, wenn Vaterlandsliebe und Freiheitssinn einen Werth haben, zum Vortheil der Ghibellinen, sagen läßt, ist: daß sie, aus Beweggründen der Klugheit, lieber ein vorhandenes Uebel ertragen, als sich dem Zufalle der Ereignisse hingeben wollten. Da nämlich der Zusammenhang, worin Deutschland und Italien seit der Uebertragung der römischen Kaiserwürde auf die deutschen Könige mit einander standen, nicht wohl aufzuheben war: so schien es ihnen vernünftig, sich alles gefallen zu lassen, was dieser Zusammenhang mit sich brachte. Dazu kam denn freilich, daß die Ghibellinen als große Gutsbesitzer — denn dies waren die meisten unter ihnen — in der Gewalt, die sie auf ihren Territorien ausübten, einen hinreichenden Ersatz für den Mangel an National-Unabhängigkeit fanden: einen Ersatz, der den Städtebewohnern fremd bleiben mußte, weil da, wo die gesellschaftliche Arbeit sehr getheilt ist, die Freiheit nur eine gemeinsame seyn kann.

Will man also unpartheiisch über die Sache urtheilen, so muß man sich dahin erklären, daß das Streben der Guelfen edler, das der Ghibellinen verständiger war. Nur muß man dabei nicht aus der Acht lassen, daß städtischer und ländlicher Besitz über dies

Streben in einen nothwendigen Conflict geriethen, der, nach und nach, die höchste Verschiedenheit in der politischen Ansicht der Guelfen und der Ghibellinen zu Wege brachte. Im Gefühl der Kraft lebend, welche ein großes Gemeinwesen in sich schließt, werden Städtebewohner immer mehr oder weniger nach der Anti-Monarchie hinneigen; aus keinem andern Grunde, als weil sie bei einem sehr getheilten Eigenthum, das immer in Umlauf begriffen ist, die Nothwendigkeit einer großen Autorität weniger empfinden. Landbewohner hingegen, vorzüglich aber große Gutsbesitzer, werden der Monarchie immer hold seyn; wiederum aus keinem anderen Grunde, als weil ihre Sicherheit auf dem Daseyn einer großen Autorität beruht. Jene wollen das höchste Maaß erreichbarer Freiheit, diese das höchste Maaß erreichbarer Sicherheit; und da beide nicht unter allen Umständen vereinbar sind, so entstehen Partheien, die sich unter einander bekämpfen — so lange bekämpfen, bis das gefunden ist, was sie allein versöhnen kann: die angemessene Verfassung.

Diese war es also eigentlich, wonach man in Italien strebte, sobald durch den Untergang des hohenstaufischen Geschlechtes die National-Unabhängigkeit errungen war. Das Uebergewicht aber war in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf Seiten der Städte; und daraus folgte ganz von selbst, daß der Landadel sich sehr viel gefallen lassen mußte, was ihm unter andern Umständen unerträglich gewesen seyn würde. Städte, wie Mailand, Bologna, Florenz, Pisa u. s. w. unterwarfen ihrer Oberherrlichkeit, was sich nur in ihrem Be-

reich befand. Es kam auf nichts Geringeres an, als das Gemeinwesen so zu ordnen, daß die auswärtige Autorität, unter welcher man früher gestanden hatte, überflüssig würde; allein die Kunst zu organisiren, ist an bestimmte Regeln gebunden, unter welchen die obenan steht, daß man zunächst für eine große Autorität zu sorgen hat. Da nun diese Regel unbeachtet bleiben mußte, so konnte es nicht fehlen, daß die unabhängigen Städte Italiens ein Raub der Anarchie wurden, und daß fortdauernd zwei Partheien in ihnen wirksam waren, von welchen die eine auf Freiheit, die andere auf Ordnung drang. Auf diese Weise dauerten die Guelfen und Ghibellinen fort: jene waren die Liberalen, diese die Royalisten des dreizehnten Jahrhunderts.

Wir haben hier nur die Formel angegeben, welche zur Erklärung der Erscheinungen auf der italiänischen Halbinsel, während der oben bezeichneten Periode, dienen kann. Wollten wir uns in eine umständliche Entwickelung der Thatsachen einlassen, so würde uns, bei der Fülle derselben, sehr bald der Raum fehlen. Nur in allgemeinen Umrissen läßt sich hier das Gemählde der mannichfaltigen Umwälzungen Italiens darstellen; und wenn wir den Anfang mit der Lombardei machen, so wird sich sogleich zeigen, was uns dazu bewogen hat.

Von den Städten Oberitaliens war Ferrara die erste, welche dem Freiheitsschwindel entsagte; sie ergab sich dem Markgrafen von Este, und ward in der Folge die Hauptstadt dieses Fürstenhauses. Dieses geschah zu einer Zeit, wo Eccelin die Städte jenseits der Etsch mit

Tyrannen-Gewalt beherrschte, und die ganze Lombardei zu unterjochen drohete. Nach dem Tode dieses Heerführers und der grausamen Ermordung seines Bruders, entschloß sich Mailand zur Verzichtleistung auf eine Freiheit, für welche es ein Jahrhundert hindurch geblutet hatte. Das Verbrechen eines Edelmanns, der seinen Gläubiger erschlagen hatte, gab die erste Veranlassung dazu; denn dies Verbrechen führte einen Bürgerkrieg herbei, der, nachdem er, unter mannichfaltigen Glückswechseln, zwei Jahre gedauert hatte, mit einer gänzlichen Niederlage der Adelsparthei endigte. Diese Niederlage war der Anfang einer neuen Ordnung der Dinge. Martin della Torre, zum Oberhaupt und Herrn (capitano e Signore) gewählt, machte der Anti-Monarchie ein Ende, wiewohl die Mailänder der ihren General-Versammlungen zustehenden Suveränetät nicht förmlich entsagten. Man muß annehmen, daß Martin della Torre mit einiger Schonung zu Werke ging; denn nach seinem Hintritt herrschten nach einander fünf Mitglieder der Familie della Torre in Mailand, mit stillschweigender Anerkennung eines Erbrechts, nur bestritten von den Visconti, einer Familie, der es nach und nach gelang, die Torriani zu verdrängen, und sich an ihren Platz zu stellen. Es war im Jahre 1313, also zu einer Zeit, wo die sogenannte babylonische Gefangenschaft bereits ihren Anfang genommen hatte, als Matteo Visconti sich zum Oberherrn von Mailand aufwarf. Vierzig Jahre später waren durch erfolgreiche Benutzung der Umstände die Central-Gebiete der Lombardei unter die Herrschaft der Visconti gerathen. Nur vier Häuser behaupteten

sich neben ihnen: das Haus Este zu Ferrara und Modena; das Haus della Scala in Verona; das Haus Carrara zu Padua, dessen Bewohner der Anti-Monarchie später entsagt hatten, als die übrigen Lombarden; und das Haus Gongaga zu Mantua, das, ohne jemals sein Gebiet vergrößert zu haben, bis zum achtzehnten Jahrhunderte fortregierte. Mehr als Einmal waren diese Häuser gegen die Visconti vereinigt; aber der Erfolg bewies jedes Mal, daß sie ihnen nicht gewachsen waren, wiewohl sich nicht einmal behaupten läßt, daß es je unter den Visconti einen Feldherrn gegeben habe, der dieses Namens würdig gewesen wäre. Die Politik dieses Hauses war die gemeine, welche im Streben nach Vergrößerungen keine Rücksicht auf das Sittengesetz nimmt, und nur der List und Schlauheit vertraut. Eine Viper war also das angemessene Symbol der Visconti, und wirklich war dies Symbol in ihrem Wapen ausgedrückt. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts nahm diese Viper, wie italiänische Geschichtschreiber sich darüber ausdrücken, eine drohende Stellung an; denn unter Gian Galeazzo wurde nicht nur das Haus della Scala gestürzt und das Gebiet desselben mit dem Mailändischen vereinigt, sondern auch die freien Städte Toscana's, namentlich Pisa, Siena, Perugia, und selbst Bologna, erklärten den Gebieter von Mailand für den ihrigen. Die Visconti lebten in fortwährendem Streite mit den Päbsten zu Avignon, deren Interdicte und Excommunicationen sie verachteten. Einer von den früheren Visconti, mit dem Zunamen Marco, forderte den König Robert von Neapel zum Zweikampfe heraus, und nichts war wohl na-

türlicher, als daß ein Fürst von einem alten Regentenge-schlecht diese Ehre einem Emporkömmlinge versagte, dessen Usurpation noch in frischem Andenken war. Doch waren die ältesten Fürstenhäuser zugänglicher, wenn das Geldbedürfniß quälte: der Stolz weicht dem Eigennutze, und Entschuldigung wird leicht hergenommen von dem Drange der Umstände. Für 100,000 Gulden erkaufte Galeazzo Visconti eine französische Prinzessin für seinen Sohn, und eine reiche Ausstattung machte die Tochter desselben Fürsten zu einer annehmlichen Gefährtin des Herzogs von Clarence, Lionel, zweiten Sohnes Eduards des Dritten. Beide Ehebündnisse blieben unfruchtbar. Wichtigere Folgen hatte die Verbindung Valentinens, der Tochter Gian Galeazzo's, mit dem Herzoge von Orleans; denn sie gab den Ansprüchen, welche Ludwig der Zwölfte und seine nächsten Nachfolger auf das Mailändische machten, ein Gewicht, wodurch zum wenigsten der Schein eines Rechtstitels erworben wurde.

Es lag unstreitig in der Entfernung Neapels von Mailand, daß das Haus Anjou nicht eben so auf die Lombardei einwirkte, wie auf das mittlere Italien. Kaum hatte Carl von Anjou den Thron von Sicilien diesseit und jenseit des Farus bestiegen, als er sich zum Beschützer der sämmtlichen Guelfen Italiens aufwarf. Allerdings war dies das beste Mittel, um nach und nach zur Oberherrlichkeit von ganz Italien zu gelangen; denn, da die anti-monarchisch-gesinnten Guelfen nicht durch sich selbst zu einer Verfassung gelangen konnten, welche irgend eine Stätigkeit in sich geschlossen hätte: so war der sicilianische Monarch gerade das, was ihnen fehlte, und

die Bereitwilligkeit, womit die großen Städte sich an ihn anschlossen, bewies nur allzu sehr, daß sie daran verzweifelten, durch sich selbst in Frieden fortdauern zu können. Was Italiens Schicksal gewesen seyn würde, wenn es nie eine sicilianische Vesper gegeben hätte, ist leicht zu bestimmen: es mußte sich zur Einheit erheben. Jene Revolution war es also, was die Zerrissenheit der italiänischen Halbinsel in so viele kleine Staaten, wo nicht verewigte, doch verlängerte, indem sie dem Partheikampfe eine Dauer gab, die ihm unnatürlich war. In einen langwierigen und unglücklichen Krieg mit dem Könige von Aragon verwickelt, zu dessen Schutze die Bewohner Siciliens ihre Zuflucht genommen hatten, mußte Carl von Anjou seine Aufmerksamkeit den Toscanern entziehen, zu deren General-Vicarius er bei seiner ersten Erscheinung von dem Pabste ernannt war; und die Folge davon konnte keine andere seyn, als daß die toscanischen Städte, eines großen Schutzes beraubt und sich selbst überlassen, das Problem einer guten Verfassung durch sich selbst zu lösen suchten, was nie gelingen konnte. Die Verfassungen von Florenz, Pisa, Lucca u. s. w. müssen also auf die Rechnung der sicilianischen Vesper gebracht werden, welche, indem sie das Ansehn der Dynastie Anjou verminderte, zugleich den Partheikampf zwischen Guelfen und Ghibellinen lebendig erhielt. Wir werden weiter unten Gelegenheit finden, dies ausführlicher zu entwickeln. Gegenwärtig bemerken wir nur, daß die Päbste nicht wenig zu diesem Erfolge beitrugen, indem sie wohl einsahen, daß auch der heftigste Partheikampf ihrem Ansehn keinen Abbruch thun

würde, da hingegen dieser Partheikanpf nicht zum Stillstande gebracht werden konnte, ohne ihnen aufs Empfindlichste zu schaden. Im dritten Jahre nach der Schlacht bei Tagliacozzo (1269) geshah auf einem Congresse zu Cremona der Vorschlag, daß man Carln von Anjou die Oberherrschaft über alle guelfische Städte anvertrauen wollte; und wenn dieser Vorschlag wäre angenommen worden, so würde ein gutes Municipal-System an die Stelle der künstlchen Verfassungen getreten seyn, worin sich die Bewohner dieser Städte nur ängstigen konnten. Doch die Gestlichkeit setzte es durch, daß sich die Mehrheit dahin erlärte, den König von Neapel lieber zum Freunde, als zu Gebieter, haben zu wollen; und hierdurch wurde eingeleitet, was nach der sicilianischen Vesper keiner Verbesserung mehr fähig war. Sowohl Innocenz der Vierte, dessen Creatur der König von Neapel war, als alle nachfolgenden Päbste bis auf Clemens den Fünften, bewiesen ihre Eifersucht gegen den königlichen Nachbar auf eine so unzweideutige Weise, daß Italien in politischer Hinsicht nicht von der Stelle rücken konnte. Neue Aussichten auf Suveränetät eröffneten sich den Könige von Neapel nach der Versetzung des heil. Stuhles nch Avignon; und schon hatte der König Robert sie aufgefaßt und zum Theil benutzt, als alles wieder rückängig ward durch die Ermordung des Gemahls jener Johanna, die, um nicht für eine Mörderin zu gelten, des Opfer darbringen mußte, sogar einen bedeutenden Theil ihrer Besitzungen in Frankreich.

Ehe wir auf die Schicksale ir kleineren Staaten

eingehen, wird es nicht unangemessen seyn, einen Blick auf den Kirchenstaat, vorzüglich aber auf die Hauptstadt der christlichen Welt, zu werfen.

Der Kirchenstaat hatte sich in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vergrößert durch den Untergang des schwäbischen Hauses. Nie war es den Päbsten möglich gewesen, ihre Ansprüche auf die Provinz Romagna — was es mit denselben auch auf sich haben mochte — zu verwirklichen; selbst Innocenz der Dritte, dem so viel Anderes gelungen war, hatte diese Ansprüche aufgeben müssen, weil es ihm an der zur Durchsetzung nöthigen Macht gebrach. Erst bei Rudolphs Thronbesteigung waren die Zeitumstände günstig genug, früher gemachte Forderungen in Besitztitel zu verwandeln; und indem Nicolaus der Dritte es nicht an Zudringlichkeit fehlen ließ, trat der erste Kaiser des habsburgischen Geschlechtes die Romagna, welche bis dahin für einen Theil des Reichs gegolten hatte, an den päbstlichen Stuhl ab, Anfangs zwar unter Vorbehalt der kaiserlichen Oberherrschaft, zuletzt aber, um allen Händeln mit einem Pabste, dessen Freundschaft ihm zur Erreichung seiner Zwecke in Deutschland nothwendig war, aus dem Wege zu gehen, mit Verzichtleistung auf jene Oberherrschaft. Das päbstliche Machtgebiet, so fern es ein weltliches war, wurde hierdurch nicht wenig vergrößert. Inzwischen traten die Päbste nur an die Stelle der Kaiser, und Städte wie Bologna, Faenza, Rimini und Ravenna entsagten ihrer Unabhängigkeit nicht dadurch, daß sie dem Pabst den Eid der Treue schworen; sie fuhren deshalb nicht minder fort,

sowohl ihre inneren, als äußeren Verhältnisse nach Gefallen zu leiten. Fünf und zwanzig Jahre nach Nicolaus des Dritten Tode trat die große Veränderung ein, welche die Päbste vom Kirchenstaate trennte, indem sie ihren Wohnsitz von Rom nach Avignon verlegten. Die Wirkungen dieser Veränderung mußten für das mittlere Italien eben so außerordentlich seyn, als sie selbst es war. Es läßt sich zwar annehmen, daß sie nicht auf der Stelle sichtbar wurden; allein so wie die Wahrscheinlichkichkeit wuchs, daß die Päbste nicht nach Rom zurückkommen würden, machten ihre großen Lehnträger sich unabhängig von jeder Autorität, und die Städte konnten hinter diesem Beispiele nicht zurückbleiben, wenn sie einen Schatten von Freiheit retten wollten. Es geschah hierdurch nichts, was nicht in der Natur der Dinge gegründet gewesen wäre; denn so oft gewohnte Stützen wegfallen, muß man sich nach anderen umsehen. Mehrere Städte, die sich bis dahin mit ihrem Municipal-System begnügt hatten, sahen sich nothgedrungen, einen Beherrscher zu wählen, dem sie die Leitung ihrer äußeren Verhältnisse nicht anvertrauen konnten, ohne ihn zugleich zum Gebieter über die inneren zu m[illegible]en, d. h. zu einem Tyrannen.

Hiernach müssen die Auftritte beurtheilt werden, welche während der babylonischen Gefangenschaft in Rom selbst vorfielen.

Als Hauptstadt des Kirchenstaates hätte Rom die Herrschaft seiner Bischöfe vor allen Städten Italiens willig ertragen sollen; auch würde dies der Fall gewesen seyn, wenn die Priesterherrschaft nicht von einer so

eigenthümlichen Beschaffenheit wäre, daß der Krieg sich mit ihr am wenigsten vermeiden läßt. Da, wo der Gehorsam auf den Glauben an übernatürliche Lehren gestützt wird, das Sittengesetz ganz aus dem Spiele bleibt, und nur äußere Handlungeu über den Werth des Bürgers entscheiden: — da würde es das Wunder aller Wunder seyn, wenn irgend ein Verhältniß fest und dauernd bliebe. Daher sehen wir in allen Abschnitten des Mittelalters die Bewohner Roms in bald heftigerer, bald schlafferer Opposition gegen den Pabst, der, während er an den äußersten Enden seines großen Reiches als der Statthalter Gottes verehrt wird, die Römer nur dadurch für sich gewinnen kann, daß er große Geldsummen in Umlauf setzt. Unstreitig war es auch ein Gefühl für Schande, was die Erinnerungen an eine frühere Größe festhielt, und viele von den anstößigen Auftritten herbei führte, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Päbste aus Rom vertrieben und einem Lucius dem Zweiten sogar das Leben kosteten. Den ketzerischen Ideen Arnolds von Brescia verdankte Rom die Einführung einer neuen Verfassung, welche freilich allzu schlecht war, als daß sie hätte bestehen können. Die römische Curie füllte sich noch einmal mit 56 Senatoren, jährlich erwählt vom Volke durch einen Wahlkörper, der zusammengesetzt war aus je zehn Abgeordneten jeder der dreizehn Stadtbezirke; aber es läßt sich nicht wohl absehen, durch welche innere Organisation dieser Senat sich dem Gemeinwesen nützlich machte; auch hielt die neue Schöpfung nicht volle 50 Jahre vor. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts nahm Rom die in den übrigen

freien Städten Italiens herrschende Sitte an, einen Fremden als höchste obrigkeitliche Person zu ernennen; und diese Sitte sehen wir nicht bloß im dreizehnten Jahrhunderte erneuert werden, sondern auch auf spätere übergehen. Der Titel dieser obrigkeitlichen Person war „Senator", und in dieser Eigenschaft ersetzte sie den repräsentativen Senat mit einer Machtfülle, die nichts über sich erkannte *).

Ein solcher Dictator war bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Brancaleon von Andalo, aus Bologna gebürtig, ein Freund Ezzelins und des Markgrafen Hubert von Pellavicino. Der bloße Vertrag, den er mit den Römern abschloß, beweiset, wie weit man in diesen Zeiten davon entfernt war, die Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung und Freiheit zu kennen. In der Regel wurden Verträge dieser Art nur auf Ein Jahr geschlossen, und eine von den Hauptbedingungen war, daß der Podesta — denn diesen Titel führte der Dictator in der Regel — sich nach Ablauf dieser Zeitfrist der Verantwortung unterwarf. Brancaleon verlangte, daß man ihm die Dictatur auf drei Jahre anvertrauen sollte; und als er dies erreicht hatte, machte er die zweite Bedingung, daß Geißeln für seine Sicherheit gegeben und nach Bologna gesendet würden. Als

*) Der deutsche Fleiß hat ein Buch gefertigt, das den Titel führt: Mich. Conr. Curtii Commentarii de Senatu Romano post tempora reipublicae liberae. Es ist lehrreich, indem es alle Verwandlungen aufzählt, welche mit dem röm. Senate vorgegangen sind; nur daß es, wie die meisten Bücher dieser Art, nicht aus dem Kreise der bloßen Notiz heraustritt.

nun die Römer auch dieses angenommen hatten, begab er sich nach Rom, wo er so schonungslos verfuhr, wie die Aufgelös'theit der römischen Sitten es erforderte. Die Hauptaufgabe für einen solchen Dictator war, das Volk gegen die Bedrückungen des Adels zu vertheidigen; und Brancaleon lösete diese Aufgabe so gut, daß beinahe kein Tag verstrich, an welchem er nicht den einen oder den anderen von jenen Uebermüthigen aufknüpfen ließ. Da Rom in dieser Zeit eine große Menge von Festungen in sich schloß, welche als eben so viele Schlupfwinkel von Räubern betrachtet werden konnten: so ruhete Brancaleon nicht eher, als bis er hundert und vierzig von diesen Schlössern dem Boden gleich gemacht hatte. Mit gleicher Unerbittlichkeit verfuhr er gegen die zahlreiche Classe der Meuchelmörder, welche in Rom selbst und in der Umgegend dieser Stadt ihr Wesen trieben. Verkannt und verhaftet, rettete er sein Leben nur dadurch, daß die zu Bologna aufbewahrten Geißeln in gleicher Gefahr schwebten. Emanuel Maggio, sein erster Nachfolger in der Senatorwürde, glaubte durch Begünstigung des Adels allen Gefahren zu entgehen; allein dies war nur das Mittel, den abgesetzten Brancaleon auf die Höhe zurückzuführen, von welcher er so eben herabgestiegen war. Die Römer schlossen einen neuen Vertrag mit ihm, und so lange er lebte, blieb er seiner Politik getreu, keine Verletzung des öffentlichen Friedens zu dulden. Sein Verhältniß zu dem Pabste war, wie es seyn konnte. Verabscheut von der Geistlichkeit, die sich durch ihn verdunkelt sah, hatte er Mühe, sich gegen die Einflüsterungen zu behaupten, welche

von ihr ausgingen; allein, so wie seine unpartheiische Strenge ihm beim Volke das Wort redete, so wagte er es, selbst dem Pabste zu trotzen. Als Alexander der Vierte ihn in den Bann that, weil er es, als alter Anhänger des schwäbischen Hauses, mit Manfred hielt, da machte Brancaleon geltend, daß nach altem Rechte dem Pabste dergleichen gegen Römer nicht erlaubt sey; und als Alexander den Bann nicht zurücknehmen wollte, da führte Brancaleon seine Soldaten gegen Anagni, den Geburtsort des Pabstes, und drohete mit unvermeidlicher Zerstörung, wofern die Einwohner nicht alles thun würden, den Pabst für ihn zu gewinnen. Wirklich sah dieser sich genöthigt, dem Senator gute Worte zu geben. Brancaleon starb nicht lange darauf; und voll Dankbarkeit für die von ihm geleisteten Dienste, setzten die Römer sein in einer kostbaren Vase bewahrtes Haupt auf eine marmorne Säule, zum Andenken an seine Tapferkeit und Gerechtigkeit. Solcher Charaktere bedurfte es im dreizehnten Jahrhunderte, um den Frieden der Gesellschaft zu erhalten: sie allein waren ein Ersatz für die Wohlthat einer regelmäßigen Rechtspflege, und ein richtiger Instinkt sagte den Menschen dieser Zeit, daß von einer auf übernatürlichen Lehren beruhenden Autorität für das Wohl der Menschheit nichts zu erwarten sey.

Nach Brancaleons Hintritt blieb die Senator-Würde in den Händen der Fremdlinge bis zum Jahre 1278. Solche Senatoren waren Castellano von Andalo, ein naher Verwandter Brancaleons, Karl von Anjou und sein Statthalter Lucas Savelli, der castilianische Prinz Heinrich, ein Bruder Alfonso's des Zehnten, und dann

noch eiumal Karl von Anjou, nach der Schlacht bei Tagliacozzo. Die Päbste galten, diesen Zeitraum hindurch, zu Rom so viel als gar nichts, und lebten, so weit es thunlich war, im Auslande, wo sie Concilien veranstalteten, um die Idee ihrer Ueberflüssigkeit nicht aufkommen zu lassen. Nicolaus der Vierte brachte es durch die Schätze, die er als Erbe des ursinischen und des cajetanischen Geschlechtes besaß, bei den Römern leicht dahin, daß ihm die Senator-Würde übertragen wurde. Doch konnte das von ihm gegebene Gesetz, nach welchem in Zukunft kein Fremdling die Senator-Würde bekleiden sollte, nie Wurzel schlagen in einem Staate, der so unglücklich organisirt war, wie der Kirchenstaat. Dazu kam noch, daß, vermöge des Einflusses, den der neapolitanische Hof auf Rom ausübte, die Mehrheit der Päbste dieser Zeit geborne Franzosen waren, die, wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem Charakter der Italiäner, oder auch des Widerstreits, worin sie mit demselben standen, sich sehr viel gefallen lassen mußten.

Die Versetzung des päbstlichen Thrones von Rom nach Avignon, welche durch dies alles vorbereitet wurde, setzte die Römer vollends in Freiheit; denn, obgleich Clemens der Fünfte, bald nach seiner Thronbesteigung, drei Legaten mit senatorischer Gewalt nach Rom sendete, damit es nicht das Ansehn gewinnen möchte, als habe er dem Kirchenstaate entsagt: so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie ohne Autorität blieben. Als Heinrich der Siebente in Italien erschienen, und Ludwig von Savoyen in Rom angelangt war, um dem deutschen Kaiser die Gunst der Römer zu erwerben, da

waren

waren diese sogleich bereit, dem kaiserlichen Gesandten die Senator-Würde zu übertragen. Er nahm sie an, und ernannte einen gewissen Nicolaus von Siena zu seinem Stellvertreter; als aber der deutsche Kaiser sich genöthigt sah, Rom und Italien zu verlassen, blieb Johann Savigny, ein Burgundier, der in des Kaisers Heer gedient hatte, als Senator zurück, beschützt durch einen kaiserlichen Feldherrn, Namens Savelli. Das alles aber war nur für den Augenblick. Nach Heinrichs Entfernung hoben die Unruhen in Rom sogleich wieder an. Zwei Senatoren, von welchen der eine dem orsinischen, der andere dem colonnaischen Geschlechte angehörte, machte bald einen Dictator nothwendig; und Jacob Stephanisco, den man zum Ruhestifter wählte, verwaltete sein Amt so schonungslos, daß er darüber ins Gefängniß gerieth, und daß die Römer sich glücklich schätzten, in dem Könige Robert von Neapel einen Beschützer zu finden. Er ernannte Jacob Savelli zum Senator, und, wie es scheint, verwaltete dieser mit um so besserem Erfolge, da ihm drei Syndici, unter der Benennung von Conservatoren, zur Seite standen, deren Bestimmung es war, ihn, den Fremdling, in der Bahn des Ueblichen zu erhalten. Doch es war Roms Schicksal, nie den rechten Fleck in der Staatsgesetzgebung treffen zu können. Auch die neue Form mißfiel nach kurzer Zeit, und um die Einheit zu retten, wurde Sarra Colonna zum Hauptmann (capitaneo) erwählt, doch so, daß 54 Männer ihm zur Seite standen, deren Rath er zu benutzen verpflichtet war.

Gerade um diese Zeit trat Ludwig von Baiern sei-

nen Römerzug an. Eingeladen von den Ghibellinen, welche mehr als jemals mit dem Pabste und mit dem Könige Robert von Neapel zerfallen waren, hatte er die Aussicht, alles nach seinen Wünschen zu ordnen. Der Schatten Samuels wurde hervorgerufen und erschien auf die Zauberworte des Marsilius von Padua, der sich im Gefolge des Kaisers befand. Es kam auf nichts Geringeres an, als die Vergangenheit in die Gegenwart zu versetzen, und alles, was der Geist von Jahrhunderten verändert hatte, für nichts zu achten. Aus den Händen römischer Senatoren empfing Ludwig die Kaiserkrone. Zur Vermehrung des Pompes wurde die Würde eines Pfalzgrafen vom Lateran wieder hergestellt, der dem zu krönenden Kaiser zur Seite gehen und ihm im Nothfalle, die Krone vom Haupte nehmen und diese öffentlich tragen mußte. Dem berühmten Castruccio Castracani, Gebieter von Lucca und Pistoja, ward diese Ehre zu Theil, und unmittelbar nach vollendeter Krönung übertrug der Kaiser demselben Castruccio die Senator-Würde, welche er anzunehmen nicht verschmähet hatte. Hierbei blieb es nicht. Altes mit Neuem vermischend, ernannte der Kaiser Consuln, Senatoren, Tribunen, Decurionen, gerade als ob durch diese Benennungen jenes Staatswesen zurückgeführt wäre, dessen Wirkungen am meisten von Denen bewundert ist, die am wenigsten davon verstanden. Die ganze Schöpfung dauerte, wie billig, nur einen Augenblick; denn sobald Castruccio durch den Einfall der Florentiner in sein Gebiet von Rom abgezogen war, wurde alles rückgängig, und Ludwig nur allzu bald dahin gebracht, seine Entwürfe in

Beziehung auf das Königreich Neapel aufgeben zu müssen. Oben ist erzählt worden, wie auf die von dem deutschen Kaiser veranstaltete Pabstwahl ein schimpflicher Rückzug folgte. Rom war von diesem Augenblicke an bald in der Gewalt des Königs von Neapel, bald in der des Pabstes. Unruhen folgten auf Unruhen, indem Guelfen und Ghibellinen, die Orsini und die Colonna sich die blutigsten Treffen lieferten.

In diesem Zustande der Dinge trat ein Mann auf, dessen Name seitdem nicht vergessen worden ist, und dessen Schicksal wenigstens in so fern lehrreich genannt werden kann, als daraus hervorgeht, wie wenig mit dem besten Willen ausgerichtet ist, wenn er nicht von einer Ordnung der Dinge unterstützt wird, die ihren unveränderlichen Schwerpunkt in sich selbst hat. Dies war Nicolaus Laurentii, gewöhnlich Cola di Rienzo genannt. Nicht ohne Bildung, so weit sie durch das Studium der Denkmähler des Alterthums erworben werden kann, theilte Cola mit vielen seiner Zeitgenossen den Wahn, daß den Uebeln, an welchen die Hauptstadt des Kirchenstaates litt, nur durch Zurückführung der altrömischen Verfassung abzuhelfen sey; und eingenommen von diesem Gedanken, hielt er Anreden an das Volk, gegen welche der Adel nur deshalb gleichgültig blieb, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß ein Mensch von niedriger Herkunft, welches auch seine übrigen Eigenschaften seyn möchten, im Stande wäre, den großen Haufen mit sich fortzureißen. Für Cola kämpfte eine Theurung, die man Ursache fand, für eine erzwungene zu halten. Die Senator-Würde selbst war zwischen Peter

Colonna und Robert Ursino getheilt: ein Umstand, der eine Umwälzung nicht wenig erleichterte. Sie geschah in einem Augenblick; und sobald die Senatoren abgesetzt waren, ernannte das Volk, ohne auf die Stimme des Adels zu achten, seinen Liebling Cola zum Tribun mit unumschränkter Gewalt: denn dies war der Titel, den der Ehrgeizige vor allen übrigen wünschte. Cola war freilich nur ein Fantast; aber er verband damit so viel List, daß er eine längere Zeit täuschen konnte. Zu seiner Sicherheit drang er darauf, daß der päbstliche Legat Raimund gleichzeitig mit ihm zum Tribun erwählt werden mußte. Der Pabst bestätigte ein Verhältniß, das er aufzulösen durch seine Klugheit verhindert wurde; und zum Wenigsten leistete der Legat die Dienste eines Spähers unter einem unverwerflichen Titel. Die ersten Wirkungen dieser seltsamen Umwälzung, auf welche niemand gefaßt war, waren wundersam. Gezügelt durch ein reizbares Volk, das seinen Tribun anbetete, unterwarf sich der Adel, wenn gleich mit Widerwillen; einige Beispiele strenger Gerechtigkeit reichten hin, die Ruhe der Stadt wieder herzustellen, die Landstraßen von Räubern zu reinigen und — was in großen Städten die Hauptsache ist — einen überfüllten Markt zu bewirken. Schon pries man Cola's Tribunat als die Wiederkehr des goldenen Zeitalters; und wer in der Vergangenheit lebte, sah in dem Emporkömmling einen vom Schicksal selbst erkohrnen Wiederhersteller Roms und Italiens. Der Hof von Avignon schien mit allem einverstanden, weil er der Fluth nicht gewachsen war, die ihn fortriß. Viele Freistaaten Italiens und nicht wenige Fürsten dieses

Landes schickten Gesandten, welche die prahlerischen Ansprüche des Usurpators anerkannten; und, was allerdings in Erstaunen setzen muß, die Königin Johanna von Neapel, und der König von Ungarn waren nicht abgeneigt, ihren Streit der schiedsrichterlichen Entscheidung Cola's zu unterwerfen. So emporgehoben, glaubte der Tribun, Höheres erreichen zu müssen. Er sprach von seinen Maßregeln, als von Eingebungen des heil. Geistes, und, das Drückende seiner Abkunft empfindend, glaubte er sich dem Vorwurf, der ihm von dieser Seite gemacht wurde, nur dadurch entziehen zu können, daß er sich zum Ritter schlagen ließ. Der Mann des Volkes sonderte sich hierdurch vom Volke; und das war der erste Schritt zu seinem nachherigen Sturze, welcher wahrlich dadurch nicht abgewendet werden konnte, daß er am Tage seines, mit großem Aufwande und Pomp vollzogenen Ritterschlages, eine siebenfache Krone auf dem Haupte, mit entblößtem Degen nach drei Himmelsgegenden hin leere Streiche führte, sich den Erdkreis zusprach, und den Pabst Clemens und dessen Cardinäle, so wie den König von Böhmen und Deutschlands Kurfürsten zu sich beschied, jene um unter seinem Schutze in Rom zu wohnen, diese, um Rechenschaft zu geben von dem Kaisertitel und von dem Rechte, an der Stelle des römischen Volkes einen Kaiser zu wählen. Es lag am Tage, daß Cola, wo nicht den Verstand, doch die richtige Beurtheilung seiner nur allzu mißlichen Lage verloren hatte. Bald zeigte sich seine Geistesverwirrung auch darin, daß er Münzen mit seinem Bildniß schlagen ließ, Consuln und Präfecten ernannte, und den gewesenen Se-

natoren die Verbindlichkeit auflegte, das Capitol wieder herzustellen. Sein Hauptgedanke war, dem römischen Volke die Kaiserwahl aufs Neue zu erwerben; und da er wohl einsah, daß Roms Kräfte dazu nicht hinreichten, so knüpfte er mit mehreren italiänischen Freistaaten Verbindungen an, welche darauf abzweckten, Abgeordnete zu erhalten, die, seinem Vorgeben nach, gemeinschaftlich mit den Römern zu einer neuen Kaiserwahl schreiten sollten. Unstreitig bildete er sich ein, diese Würde selbst erlangen zu können. Eine Verschwörung des römischen Adels gegen den Tribun, wendete diesen Unsinn ab. Noch hatte es Cola in seiner Gewalt, seine Feinde zu vernichten, und da er sich der vornehmsten unter ihnen bemächtigt hatte, so reichte ein Wink von ihm hin, die ältesten Geschlechter auszurotten. Allein er hatte nicht den dazu erforderlichen Muth, weil seine Eitelkeit ihn beredete, man werde sich durch eine Großmuth gewinnen lassen, die nur das Werk der Furcht war. Kaum in Freiheit gesetzt, kündigten die Ursini und Colonna ihm den Krieg an. Nicht weit von den Ringmauern Roms kam es zur Entscheidung: es blieben sechs Colonna, zwei Ursini, und eine nicht geringe Zahl von anderen Edlen. Des Sieges froh, schmückte sich der Tribun mit einer goldenen Krone und mit der Dalmatika, worin die Kaiser gekrönt zu werden pflegten. Es schien ihm sogar angemessen, seine übrige Lebensweise zu verändern, und seinen nöthigen Bedürfnissen, auch in Speise und Trank, zuzulegen. Vergeblich warnte ihn Petrarca; es war zu weit gekommen. Das Bündniß, das er mit dem Könige von Ungarn geschlossen

hatte, wurde zu einem Stein des Anstoßes; denn die Vornehmen fürchteten, Cola möchte sich dadurch feststellen, oder einen ausländischen König zum Imperator ernennen. Die Freunde der Colonna, in Einverständniß mit dem päbstlichen Legaten, gaben den Gemüthern eine andere Richtung; und während jene die Zufuhr erschwerten, that dieser in den Bann. Es fehlte jetzt nur noch an einer Veranlassung, den Tribun förmlich zu stürzen, und auch diese blieb nicht lange aus. Nicht ahnend, wie tief er schon in der öffentlichen Meinung gesunken war, ließ Cola den Grafen Pepin von Minerbini vor seinen Richterstuhl fordern. Der Graf erschien; doch nur an der Spitze von 150 Soldaten, mit welchen er sich in dem Quartier der Colonnas verschanzte. Cola, der dies lächerlich fand, ließ die große Glocke läuten, um das Volk unter die Waffen zu bringen. Vergeblich; denn Niemand fand sich ein, als es die Niederreißung der Befestigungen galt. Jetzt blieb nichts anderes übrig, als die eigene Reiterei gegen den Empörer zu senden; und als auch dies mißlungen war, verzweifelte der Tribun an seinem Schicksal, und hielt es für dringend, auf seine Rettung Bedacht zu nehmen. Unter vielen Thränen beklagte er sich über die Undankbarkeit der Römer, bestieg alsdann, als ob er etwas Großes unternehmen wollte, ein Pferd, und — verlor sich in ein Kloster, wo er seinen Tribunen-Schmuck gegen eine Mönchskutte vertauschte, die ihn in Sicherheit brachte.

Ohne Schwertstreich stellte der Graf Pepin die Aristokratie und die Kirche wieder her. Es wurden drei Senatoren gewählt, unter welchen der Cardinal-Legat

den ersten Rang einnahm; seine Collegen waren Sarra Colonna und Jordan Ursino. So hielt es nicht schwer, ein förmliches Gericht gegen Cola niederzusetzen, und der Cardinal-Legat ermangelte nicht, ihn noch einmal in den Bann zu thun. Man gedachte hierdurch einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu erwerben. Doch Cola, der sich in seiner Verborgenheit jetzt nicht länger sicher glaubte, mischte sich unter die Pilger, welche Rom verließen, begab sich zunächst in das apenninische Gebirge, wo er längere Zeit unter Einsiedlern lebte, und wanderte dann, von immer gleicher Unruhe getrieben, nach Böhmen, wo er sich am Hofe Karls des Vierten niederließ.

Inzwischen erneuerten sich in Rom alle die Auftritte, die es von je her zum Schauplatze innerlicher Unruhen gemacht hatten. Johann von Vico, Präfekt von Rom und Herr von Viterbo, bemächtigte sich der ganzen Gegend, welche, im engeren Sinne des Wortes, Patrimonium genannt wird; und obgleich der Pabst ihn in den Bann that, so war dies doch ohne allen Erfolg, weil die Römer jedem Abbruch, der der päbstlichen Macht geschah, mit Vergnügen zusahen. Viele Andere folgten diesem Beispiele, und bald war Raub und Mord auf allen Punkten des Kirchenstaats verbreitet. Jordan de Monte, vom Geschlecht der Ursini, zum Senator erwählt, dankte ab, sobald er der Schwierigkeiten seiner Lage inne geworden war. Der päbstliche Legat Pontius Perottus bemächtigte sich unter diesen Umständen des Capitols, bis ein anderer Senator erwählt seyn würde. Doch seit langer Zeit der geistlichen Verwaltung entwöhnt, verbanden sich die Römer mit Jacob Savelli,

und der Legat wurde aus dem Capitol geworfen. Stephanus Colonna besetzte andere Punkte. Es kam dahin, daß niemand befahl, und niemand gehorchte. Das Volk ertrug diesen Zustand, so lang' es konnte. Der Tyrannei des Adels endlich müde, wählte es aus seiner Mitte Johann Cerronio zum Regenten: einen Mann, der durch Alter, Sitten und Einsicht ausgezeichnet war. Für ihn wurde das Capitol erobert, in dessen Besitz noch immer Jacob Savelli war. Nach acht Monaten war Cerronio des Regierens überdrüssig. Zwar nahm Rainald Ursini sich seiner gegen die Beleidigungen an, die Savelli ihm zugefügt hatte; aber obgleich dieser Unruhestifter aus der Stadt vertrieben wurde, so kam doch keine Regelmäßigkeit in die Verwaltung, und auf Savelli's gewaltsame Rückkehr mußte Cerronio das Feld räumen. Die Römer wählten hierauf Bertold Ursino und Stephan Colonna zu Senatoren, doch ohne allen Erfolg für die öffentliche Ruhe; denn, als bald darauf eine Theurung ausbrach, die man, wie gewöhnlich, den Senatoren zur Last legte, hatte Stephan Colonna Mühe, sich durch die Flucht zu retten, Bertold Ursini aber wurde förmlich gesteinigt. Ein zweiter Tribun, Francisco Baroncello, ehemaliger Freund Cola's, kam an das Ruder; doch nur auf kurze Zeit, weil die Vornehmen nicht eher ruheten, als bis die Autorität wieder in ihren Händen war. Ihren Wünschen nach sollte Johann von Vico das Scepter führen. Dieser war dem Pabste verdächtig. Von Avignon aus geschah daher alles, was nur möglich war, die Unruhe zu verstärken. Innocenz der Sechste, der seit dem 18. Dec. 1352 den päbstlichen

Stuhl bestiegen hatte, und mehr, als seine Vorgänger, auf die Erhaltung des Kirchenstaats bedacht war, weil er wohl einsah, daß in einem Kampfe zwischen England und Frankreich das Ansehn eines göttlichen Statthalters auf gefährliche Proben gebracht werden könnte — Innocenz schickte einen kriegerischen Cardinal-Legaten, Namens Aegidius Albornoz, nach Italien zur Wiedereroberung dessen, was in dem Domän der Kirche verloren gegangen war. Florentiner, Sieneser und Peruginer waren in diesem Kriege die Bundesgenossen des heil. Vaters, und mit ihrer Hülfe wurde Johann von Vico zur Nachgiebigkeit bewogen, nur daß man dadurch über die Römer noch nichts gewonnen hatte. Es bedurfte eines Mannes von Ansehn, und diesen fand der Hof von Avignon — in Cola di Rienzo.

Ihn hatte Carl der Vierte ausgeliefert, und Innocenz der Sechste, anstatt ihn wegen seines früheren Hochmuths zu bestrafen, war nur darauf bedacht gewesen, ihn in ein nützliches Werkzeug für seine Entwürfe zu verwandeln; denn Cola's Unschädlichkeit war längst entschieden: sie beruhete auf seinem Stande, der ihn von allen Verbindungen mit dem Adel fern hielt. Schon seit längerer Zeit befand sich der ehemalige Tribun in der Umgebung des Cardinal-Legaten Albornoz. Sobald also die nöthigen Unterhandlungen mit den Römern angeknüpft waren, sandte Albornoz den stattlich ausgerüsteten Cola gegen Rom. Hier hatte das Volk kaum erfahren, wer im Anzuge sey, als es dem ehemaligen Retter frohlockend entgegen zog. Als Cola näher kam, erblickte er allenthalben Triumphbogen, die man ihm zu

Ehren errichtet hatte. In den Hauptstraßen waren die Häuser mit kostbaren Tapeten geschmückt. Ein lauter Jubel begleitete den Zug, und wahrhaft triumphirend zog Cola in den capitolinischen Pallast ein, den er vor sieben Jahren auf eine so schimpfliche Weise hatte verlassen müssen. Die ganze Macht des Adels war für den Augenblick gebrochen; und da Cola den heil. Vater auf seiner Seite hatte, so schien seine Herrschaft um so fester begründet. Dennoch zeigte sich sehr bald, daß nur da auf Stätigkeit und Dauer zu rechnen ist, wo das Fundament einer Regierung nicht erschüttert werden kann.

Mit päbstlicher Genehmigung hatte Cola den Titel eines Senators angenommen. Seine Lage war nicht mehr dieselbe. Als Tribun zugleich durch und für das Volk handelnd, war er unüberwindlich, so lange ihm der Beistand des Volkes blieb. Als Senator nur der Agent des Pabstes, war er, obgleich durch Vollmachten geschützt, allen den Gefahren ausgesetzt, welche Werkzeuge zu treffen pflegen, wenn sie mit Willkühr handeln. Der Adel gab seine Ansprüche nicht auf, weil er der Volksgewalt in einem gegebenen Augenblicke nicht hatte widerstehen können. Vergeblich forderte ihn Cola zum Treuschwur auf. Aus verweigertem Gehorsam entwickelten sich Neckereien und Fehden. Diese gewannen bald eine ernste Gestalt. Genöthigt, sich gegen den Adel zu vertheidigen, mußte Cola auf das Volk drücken: ein Verfahren, das zu Rom, wo man lieber genießt, als arbeitet, zu allen Zeiten dieselben Wirkungen hervorgebracht hat. Einzelne Handlungen von Tyrannei ver-

mehrten die Abneigung. Für die Savelli und Colonna gewonnen, richtete das Volk seinen ganzen Unwillen gegen den Senator, der, im Capitol überfallen, nach kurzem Widerstande sich ergeben mußte, und unmittelbar darauf auf dem Leo-Platze ermordet und verstümmelt wurde.

So endigte Cola di Rienzo. Sein Tod verbesserte den Zustand der Römer auf keine Weise; denn seine Nachfolger brachten es dahin, daß eine neue Staatsform versucht werden mußte. An die Spitze des Gemeinwesens traten Bannerherren, erwählt durch die dreizehn Stadtbezirke, unterstützt von einer, aus 3000 Bürgern bestehenden, Miliz. Der Zweck dieser neuen Einrichtung war, den römischen Adel in Zaum zu halten; denn unerträglich waren und blieben die Gewaltthaten desselben, so lange es an einer höheren Autorität fehlte, die ihn in Schranken hielt. Es zeigte sich auch hier, daß die Demokratie nur durch die Aristokratie ins Leben gerufen wird. Instinktmäßig sehnten sich die Römer nach einer Wiedervereinigung mit dem Pabste, weil sie in diesem das zu erkennen glaubten, was ihnen fehlte; ihr Irrthum lag nur darin, daß sie nicht wußten, wie unmöglich es ist, daß durch den obersten Träger übernatürlicher Lehren, Kirchenhaupt genannt, jemals eine regelmäßige Regierung gebildet werde.

Wenn wir in der Darlegung dieser Thatsachen ausführlicher gewesen sind, so haben wir damit keine andere Absicht verbunden, als zu zeigen, wie seit den Zeiten der sogenannten Republik die Erscheinungen in Rom noch immer dieselben waren, und wie der einzige Un-

terschied darin bestand, daß die älteren Römer, als ein kriegerisches Volk, der inneren Zwietracht durch die Fehden mit ihren Nachbarn entgingen, die neueren Römer hingegen, als ein unkriegerisches Volk, sich nur unter einander zerstören konnten.

Alle Staats-Organisationen werden leicht, wenn sie von einer großen Autorität ausgehen, welche das günstige Vorurtheil für sich hat, daß sie nichts Anderes wolle, als die allgemeine Wohlfahrt der Gesellschaft. Nichts ist dagegen schwieriger, als irgend eine Staats-Organisation bleibend zu machen, wenn es an einer großen Autorität fehlt, und wenn diese durch eine künstliche Entgegenstellung der Kräfte ersetzt werden muß. Man kann ohne alle Uebertreibung sagen, daß die gesellschaftliche Ordnung — denn etwas Anderes beabsichtigt die Staats-Organisation nicht — auf diesem Wege sogar unmöglich wird. Da er aber der einzige ist, auf welchem die sogenannten Republiken ihre Fortdauer sichern können: so müssen wir uns nicht darüber wundern, wenn ihre Regierungsform unaufhörlich wechselt, und wenn von ihnen gilt, was Dante Alighieri im sechsten Gesange seines Fegfeuers so schön von Florenz gesagt hat *). Alle Leiden dieser sogenannten Republiken haben ihre Nothwendigkeit in dem Mangel an Einheit; dieser aber entsteht dadurch, daß sie etwas theilen wol-

*) E se ben ti recordi, e vedi lume,
Vedrai te somigliante à quella inferma,
Che non puo trovar posa su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

len, was, seiner Natur nach, nicht getheilt werden darf, wenn es nicht vernichtet werden soll: die Staatsgewalt oder die öffentliche Autorität. Gesetze geben und Recht sprechen sind immer nur verschiedene Functionen einer und derselben Gewalt, nicht verschiedene Gewalten; und wie wahr es auch im Uebrigen seyn mag, daß, um einen unpartheiischen Richterspruch zu Stande zu bringen, der Richter nicht zugleich der Gesetzgeber seyn dürfe: so verhindert dies doch die Einheit der Macht auf keine Weise. Das Große, man möchte sagen das Göttliche der Monarchie besteht darin, daß ein Individuum, durch seine Stellung über allen Privat-Eigennutz erhaben, genöthigt wird, alle seine Gedanken und Gefühle der Gesellschaft zuzuwenden, und nur in ihr und für sie zu leben. Die Regierung kann also leicht monarchisch seyn, ohne daß dadurch weder der Gesetzgebung, noch der unpartheiischen Rechtspflege der mindeste Abbruch geschieht.

Der Leser wird leicht die Entdeckung machen, daß sich ohne diese Vorbemerkung gar nicht von den Republiken Italiens mit einiger Klarheit reden ließ. Doch werden wir das Gute und Schöne, das sie für die europäische Welt bewirkt haben, hinterher nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der Untergang des hohenstaufischen Hauses war in den größeren Städten Italiens das Zeichen für den Ausbruch eines heftigern Partheikampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen; und kaum hatte Carl von Anjou nach der Schlacht bei Tagliacozzo die Oberhand behalten, als nach einigen verunglückten Versöhnungsent-

würfen in dem florentinischen Gemeinwesen der Grundsatz angenommen wurde: „daß Niemand, dessen Vorfahren der ghibellinischen Parthei angehört hätten, jemals zu wichtigen Staatsämtern gelangen sollte." Dieser Grundsatz, welcher einer factischen Ausschließung der vornehmsten Classe von den Vorrechten der Bürgerschaft gleichkam, beruhete auf der Verwechselung von zwei ganz verschiedenen Dingen, die nicht länger hätten verwechselt werden sollen. Das eine war die italiänische Unabhängigkeit von den Bestimmungen des Auslandes, das andere die beste Regierungsform. Waren die Guelfen Urheber von jener, so waren die Ghibellinen an und für sich kein Hinderniß für diese. Doch es geschah damals, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat — daß man mit Partheinamen keinen genauen Begriff verband; — und so konnte es nicht fehlen, daß ein Irrthum die Ursache von tausend Ungerechtigkeiten, und diese wiederum die Ursachen von tausend Mißgriffen wurden; denn wo einmal alles im Zuschnitte verdorben ist, da läßt sich durch menschliche Weisheit nichts verbessern, und es bleibt alsdann der Kraft der Dinge überlassen, das Uebermaaß des Bösen zum Anfangspunkte des Guten zu gestalten.

Es muß eine seltsame Verlegenheit entstehen, so oft ein Municipal-Wesen sich in einen Staat verwandelt: eine Verlegenheit, die derjenigen gleich kommt, welche nothwendig entsteht, so oft der Theil eines Ganzen dieses Ganze darstellen soll. Wie sehr Florenz nur der Theil eines Ganzen, nicht das Ganze selbst, war: dies zeigte sich am auffallendsten, als es, nach seiner

ersten Losreißung von der kaiserlichen Autorität, genöthigt war, sich aus der Ferne einen Criminal-Richter zu verschreiben, weil es unter seinen Bürgern keinen fand, dem es ein so wichtiges Amt hätte anvertrauen können. Die wahre Ursache dieser merkwürdigen Maßregel lag darin, daß in einem kleinen Gemeinwesen alles in einer so engen Berührung steht, und der Familien-Geist den öffentlichen so sehr überwiegt, daß an keine Unpartheilichkeit zu denken ist, wenn sie von einem Einheimischen ausgehen soll. Der fremde Criminal-Richter führte den Titel Podesta, wurde in der Regel nur auf Ein Jahr angenommen und manchen lästigen Beschränkungen unterworfen. Eintheilung der gewerbtreibenden Bürger in verschiedene Compagnieen, war die Grundlage des florentinischen Staatswesens. Die Zahl dieser Compagnieen vermehrte sich, nach und nach, auf vierzehn, von welchen die sieben ersten von den Rechtsgelehrten und Notarien, von den Kaufleuten, die mit ausländischem Tuche handelten, von den Banquiers, den Wollfabrikanten, den Aerzten und Materialisten, den Seiden- und Pelzhändlern, die sieben letztern von den Kleinhändlern in Tuch, von den Fleischern, den Schneidern, den Schuhmachern, den Zimmerleuten, den Maurern und den Webern gebildet wurden. Nach den im Jahre 1266 getroffenen Verfügungen, hatte jede der sieben höheren Compagnieen ihre eigene Rathsversammlung, eine obrigkeitliche Person, die unter der Benennung eines Consuls in allen bürgerlichen Rechtssachen den Mitgliedern der Compagnie Recht sprach, und einen Bannerherrn oder Gonfaloniere, unter dessen Fahne man

sich

sich versammelte, wenn die Ruhe der Stadt gestört war. Diese Ordnung der Dinge wich im Jahre 1282 einer neuen Regierungsform, welche bis zum Untergange der Anti-Monarchie im funfzehnten Jahrhunderte beibehalten wurde. Sechs Prioren, von den sechs ersten Gewerbs-Compagnieen in den sechs Stadtvierteln alle zwei Monate, mit Ausschluß der Rechtsgelehrten, neu gewählt, bildeten die vollziehende Behörde, und wohnten, während ihrer Amtsverrichtungen, in einem der Stadt zugehörigen Palaste, wo sie auf öffentliche Kosten unterhalten wurden. Vereint mit den Vorstehern und Räthen der sieben ersten Gewerbs-Compagnieen, la capitudine genannt, vereint zugleich mit einer bestimmten Anzahl von Beigeordneten, wählten diese Prioren ihre Nachfolger durch Ballottement. Man sieht, daß diese Regierung, welche immer neu war, und in ihrer Zusammensetzung sehr viel Widerstreit in sich schloß, keine Ruhe zu geben vermochte. Allein, anstatt auf die wahre Ursache der öffentlichen Unruhe einzugehen, welche in der Regierungsform selbst lag, hielt man sich an der mehr oder minder patriotischen Gesinnung; und indem die Guelfen-Parthei in dieser Hinsicht den Vorzug vor der Ghibellinen-Parthei behauptete, kam es auf eine große Reinigung des Staats von der letzteren an. Ghibellinen waren in dieser Zeit nur Feinde der Anarchie und alles dessen, woraus diese entspringt. Doch ohne hierauf die mindeste Rücksicht zu nehmen, entwarf man eine Liste von sogenannten Guelfisch-Gesinnten, mit der Absicht, nur solche zur Regierung hinzu zu lassen. Ueber jeden Einzelnen wurde in einer Versammlung von

sieben nnd neunzig Personen ballottirt, und wer acht und sechzig schwarze Kugeln erhielt, dessen Name ward in ein neues Verzeichniß eingetragen, außerdem aber auf besondere Zettel geschrieben, die in einen Beutel geworfen, und bei der Erledigung obrigkeitlicher Stellen gezogen wurden. Da es von diesen nicht weniger als funfzig gab, die nicht länger als vier Monate bekleidet werden durften: so waren jährlich mehrere hundert Bürger in dem Falle, Theil an der Regierung nehmen zu müssen. Nach Ablauf von zwei Jahren aber wurde die Stimmensammlung erneuert und neue Namen mit denen, welche die Ziehung nicht getroffen hatte, vermischt, so daß der Zufall einen Bürger auf Lebenszeit von seinem Antheil an der Suveränetät ausschließen konnte. Die Regierung war demnach auf ein Lotto-Spiel gegründet; und wenn man dies weiß, so begreift man, mit welcher Wahrheit Dante Alighieri von den Florentinern sagte, daß ihre im October gegebenen Gesetze, im November bereits ihre Kraft verloren hätten.

In Wahrheit, die Unerträglichkeit dieser Ordnung der Dinge rechtfertigt oder entschuldigt den Widerstand, welchen der Adel bei jeder Veranlassung leistete. Er hatte sich genöthigt gesehen, seinen Wohnsitz in die Stadt zu verlegen; aber auch hier wohnte er in befestigten hohen Häusern, umgeben von Ranggenossen und Verwandten. Als Element der Gesellschaft hatte er alle die Beziehungen eingebüßt, in welchen er sich nützlich machen konnte, und daraus folgte schon von selbst, daß er eine Ordnung störte, in welcher er keinen Platz zu finden vermochte. Sein fortdauerndes Bestreben war

daher, sich außerhalb des Bereichs der Gesetze zu halten und alle seine Handlungen durch seine Stärke zu rechtfertigen. Nicht selten war es der Fall, daß die ganze Familie eines Verurtheilten sich gegen den Podesta oder den capitano del popolo auflehnte, wenn es die Bestrafung eines Verbrechens galt; und so wie alsdann das Volk für die Gesetze stritt, der Adel hingegen dieselben bekämpfte, konnte es nicht fehlen, daß die Stadt ein Schauplatz der Zerrüttung und des Blutvergießens wurde. Der Widerstand des Adels bewirkte, auf den Vorschlag Giano's della Bella, die Anstellung eines Gonfaloniere, welcher beauftragt war, die Urtheile des Podesta und des capitano in allen den Fällen zu vollstrecken, wo die hergebrachten Mittel nicht hinreichten, und ein tausend Bürger, die sich nach und nach vervierfachten, übernahmen die Verbindlichkeit, dem neuen Gonfaloniere zu Gebote zu stehen. Sein Ansehen zu vermehren, wurde er zum Präsidenten der Prioren ernannt. Es blieb aber auch hierbei nicht. Der Adel wurde durch ein besonderes Gesetz von der Würde der Prioren ausgeschlossen, und eben dies Gesetz erklärte die Angehörigen eines adeligen Verbrechers für verantwortlich, und unterwarf sie einer Geldstrafe von 3000 Pfund; ja, da dies Verhältniß in jedem Betracht unheilbar schien, so wurde verordnet, daß zur Verurtheilung eines Adeligen nichts weiter erforderlich sey, als ein allgemeines Gerücht, bezeugt durch zwei glaubwürdige Personen. So streng diese Gesetze auch waren, so vermehrten sie doch nur die bürgerliche Zwietracht; und dürfen wir uns darüber wundern, wenn wir sehen, daß die zwischen den

Adeligen und den Plebejern befindliche Kluft erweitert wurde? In den Fehden der Bianchi und Neri zeichneten sich besonders die altadeligen Familien aus, und Corso Donati, dieser Repräsentant des ehrsüchtigen Stadtadels, spielt in den Jahrbüchern der Republik seine Rolle mit einem Erfolge, der in Erstaunen setzt. Nur sehr allmählig drückte Achtung den Hochsinn des Adels nieder. Dazu kam dann freilich, daß sich nach und nach eine Mittelklasse entwickelte, nämlich von solchen Familien, die durch anhaltende Bekleidung obrigkeitlicher Aemter einen erblichen Einfluß erlangten, welcher dem Zwecke des Adels noch besser entsprach, als die Geburt. Solche Familien waren die Ricci, Peruzzi, Medici und Albizi, mächtiger durch Vermögen, als der Adel, dem es an Gelegenheit zur Vermehrung des seinigen gebrach. Es geschah also zu Florenz, was ehemals in Rom geschehen war: die gleiche Theilung der Staatsämter machte zwei Stände, die in der höchsten Feindschaft gelebt hatten, geneigt ihre wechselseitigen Vorrechte zu achten. Ein neuer Kampf der beiden Partheien, herbeigeführt durch die vorübergehende Gewalt des Herzogs von Athen, hatte die merkwürdige Folge, daß, nachdem die immerwährende Ausschließung des Adels von allen Staatsämtern durch ein neues Gesetz bestätigt war, das Volk, zu Gunsten des Verdienstes oder der Schuldlosigkeit, eine Anzahl von Familien aus der Adelsliste tilgte. Nicht weniger als 530 Personen wurden auf diese Weise zum Range der Gemeinen erhoben: ein seltsamer Zuwachs an Würde für die Begünstigten, der noch dadurch verstärkt wurde, daß man Plebejer in den Adelstand ver-

setzte, um ihnen ihre bürgerlichen Vorrechte entziehen zu können. Nichts war von diesem Augenblicke an gewöhnlicher, als diese willkührliche Veränderung des Ranges, sowohl als Strafe, denn als Begünstigung. Hiermit standen gewisse Veränderungen der Verfassung in Verbindung, welche wir hier als unbedeutend mit Stillschweigen übergehen.

Hat ein Municipal-Wesen unter besonderen Umständen sich in einen Staat verwandelt, so giebt es für diesen Staat auch auswärtige Verhältnisse, deren Einwirkungen er sich nicht entziehen kann. Florenz war in Süden von Arezzo, Perugia und Siena, in Westen von Volterra, Pisa und Lucca, in Norden von Prato und Pistoja begränzt. Dies waren lauter Republiken, die ihr besonderes Interesse vertheidigten: ein Interesse, welches mit dem der Florentiner nicht selten in geradem Widerspruche stand. Unter ähnlichen Umständen hatte ehemals Rom seine anti-monarchische Verfassung zur Entwickelung seines kriegerischen Geistes benutzt und die Eroberung eines unermeßlichen Reichs war die Folge dieser Entwickelung geworden. Die Florentiner hatten nicht dieselben Neigungen mit den Römern gemein: die friedlichen Verrichtungen der Gewerbe und des Handels lagen ihnen bei weitem mehr am Herzen, als Gebietsvergrößerung durch Eroberungen. Beinahe ein ganzes Jahrhundert verstrich, ehe sich die Gränzen dieser Republik erweiterten. Nicht als ob Florenz während dieses Zeitraums allen Befehdungen entronnen wäre: es hatte mit Lucca, es hatte mit Pisa zu kämpfen, und war in der Regel nur unglücklich. Nach Castruccio's Tode verbündete es

sich mit den lombardischen Mächten gegen Mastino della Scala, und von dieser Zeit an wuchs sein Muth zu kriegerischen Unternehmungen. Im Jahre 1351 erweiterte es sein Gebiet durch die Einverleibung der kleinen Stadt Prato; und gleichzeitig nahm Pistoja florentinische Besatzung ein, ob es gleich dem Namen nach unabhängig blieb. Theils durch Kaufverträge mit dem Adel in den Apenninen, theils durch Gewaltübungen vermehrte es sein Gebiet auch von dieser Seite, und legte so den Grund zu dem nachherigen Großherzogthum Toscana, dessen Kern es blieb. Die Bevölkerung der Stadt wird von den Schriftstellern des vierzehnten Jahrhunderts auf 90,000 Seelen angegeben, und in dem Kriege gegen Mastino della Scala betrugen ihre Einkünfte, nach Villani's Berechnung, 300,000 Gulden, folglich mehr, als die Könige von Neapel und Aragon in diesen Zeiten an Einkommen hatten. Solche Kraft setzte den kleinen Staat in den Stand, seine Kriege durch Miethstruppen zu führen. Nicht selten stiegen seine Ausgaben höher, als seine Einnahmen, und dann wurden jene gedeckt durch Anleihen von den vornehmsten Handelshäusern, welche durch öffentliche Fonds sicher gestellt wurden: das erste Beispiel von Finanzmaßregeln, die in späterer Zeit, vermöge einer genaueren Kenntniß des Wesens der Gesellschaft, in ein System gebracht worden sind.

Es ist unnöthig, von den sämmtlichen Anti-Monarchieen Italiens zu reden; denn da alle durch den Mangel einer großen Autorität in die Nothwendigkeit versetzt waren, ihr Daseyn durch eine vielfach getheilte Ge-

walt zu bewahren, so mußten die Erscheinungen in allen dieselben seyn. Nur da konnten Ausnahmen, oder vielmehr Abweichungen eintreten, wo es dem Adel gelang, das Volk zu unterjochen. In solchen Staaten war allerdings mehr Ruhe; allein eben deswegen läßt sich von ihnen nur wenig sagen. Die einzige Anti-Monarchie, welche, außer Florenz, die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers auf sich zieht, ist Venedig; über diesen Gegenstand aber haben wir uns in früheren Aufsätzen so ausführlich erklärt, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als den Leser auf dieselben zu verweisen.

Betrachtet man einmal die Entstehung dieser Anti-Monarchieen als die Wirkung des italiänischen Volksgeistes im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert: so muß man zugleich eingestehen, daß eine so unvollkommene Regierungsform (die immer nur in kleinen Staaten ihre Anwendung finden wird) nicht wenig zur weiteren Entwickelung des Volksgeistes beigetragen habe. Sie war es, welche Zusammenkünfte und Berathschlagungen veranlaßte; sie war es also auch, welche den gesellschaftlichen Leidenschaften einen stärkeren Ausdruck, und durch diesen der Sprache eine höhere Bildung gab. Es ist daher nichts weniger, als zufällig, daß die Wiege aller europäischen Literaturen in Italien gesucht werden muß. Der Grund liegt in den Verfassungen der italiänischen Städte während dieses Theils des Mittelalters. Dante Alighieri, Petrarca und Boccaccio waren sämmtlich Florentiner, und daß sie als Schriftsteller zu einem so großen Ruf gelangt sind, verdanken sie nur der Fülle von Ideen, d. h. der Ausbildung, welche den Bürgern

ihres Geburtsortes eigen war. Die Einsamkeit, worin man außer Italien lebte, die Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Geschäften, worin selbst der vornehmere Theil der Nationen in andern Ländern sein Leben, soll ich sagen verträumte oder vergeudete? die Vereinzelung, worin die Höfe dieser Zeit dastanden, mit Einem Worte, der gänzliche Mangel an Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit erklärt uns hinreichend, warum es weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in Deutschland, noch selbst in England irgend einen großen Schriftsteller gab, der, auf seine Zeitgenossen einwirkend, auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Dante Alighieri ist unter den Dichtern Italiens der bewundernswürdigste geblieben; und wie viel man von seinem ureigenen Geiste auch auf die Rechnung seines Zeitalters setzen möge, das bei aller Thatkraft noch tief im Aberglauben steckte, so ist doch die Erhabenheit seiner Gedanken eben so wenig zu verkennen, als die Gedrängtheit seiner Diction und der schöne Tonfall seines Versmaßes: lauter Eigenschaften, die nur da sich erwerben lassen, wo es nicht erlaubt ist, der Gemächlichkeit nachzuhangen, und wo der Geist im Streite wechselseitiger Leidenschaft an Schnellkraft gewinnt. Wie wenig kommen die provenzalischen Dichter gegen ihn in Betracht! Was für Diese Spielerei und bloßer Zeitvertreib war, das war für ihn ernste Angelegenheit des Lebens; und vielleicht hat es nie einen Dichter gegeben, dessen ganzes Wesen so vollständig in seinen Werken abgedruckt ist, wie Dante Alighieri. Voll Erstaunen über die göttliche Comödie, entsagte die Stadt Florenz dem Hasse, den sie dem Ur-

heber derselben während seiner Lebenszeit geweihet hatte: ein besonderer Lehrer wurde von ihr angestellt, um Vorlesungen über Dante's Werke zu halten; und da Boccaccio, Italiens erster Prosaist, mit solchen Vorlesungen den Anfang machte, so war der Grund zu einer neuen Literatur gelegt, und das Vorurtheil beseitigt, daß die Natur ihre Fruchtbarkeit in den großen Dichtern Griechenlands und Roms erschöpft habe.

So wurde der Geist der Unabhängigkeit, welcher Italiens Städte seit dem zwölften Jahrhundert beseelt hatte, die Quelle neuer Gestaltungen; denn es bedurfte nur der Ausbildung Einer Sprache, um einen rühmlichen Wetteifer zu entzünden, der auch die übrigen weiter führte, und damit endigte, daß er durch das erste aller menschlichen Bande auf allen Punkten des westlichen Europa den Unterschied der herrschenden und dienenden Classe immer mehr ausglich.

Während Mittel-Italien sich so sehr in seine Bestandtheile aufgelös't hatte, daß jede bedeutende Stadt einen besonderen Staat bildete, dauerte in Unter-Italien die Monarchie fort, wofern die Vereinigung eines Königs mit einer größeren Zahl von Edelleuten diese Benennung verdient. Das Königreich Neapel, durch Bonifacius den Achten von Sicilien getrennt, kann nicht anders als sehr unbedeutend erscheinen, sobald man erwägt, wie wenig seine Könige darin zu gebieten hatten. Absondern muß man vor allen Dingen das bedeutende Fürstenthum Tarent, als Appanage des ersten Prinzen vom Geblüt; und was den Ueberrest betrifft, so war er zwischen dem Könige und einigen großen Familien ge-

theilt, welche ihre Macht durch Stolz und Truppenzahl an den Tag legten. Die von dem ersten normanischen Könige eingeführte Lehnsverfassung wurde durch das Haus Anjou mehr verstärkt als geschwächt, und die Schicksale, welche seit der sicilianischen Vesper über dies Haus kamen, dienten nur dazu, die Barone noch unabhängiger von dem Willen der Könige zu machen. So entstand denn in Unter-Italien dieselbe Verwirrung, welche auf allen Punkten der Halbinsel herrschte, nur daß sie dort von anderer Art war.

Karl der Zweite starb in eben dem Jahre, wo die Päbste sich in Avignon niederließen. Er hinterließ von seinem ältesten Sohne, Karl Martell, einen Enkel, welcher, Karl Robert genannt, das Königreich Ungarn regierte; außerdem aber noch drei andere Söhne, Namens Robert, Philipp (Prinz von Achaja und Tarent) und Johann (Herzog von Durazzo). Die neapolitanische Krone hätte nach den Gesetzen der repräsentativen Erbfolge, welche in Privat- und Erbschaftssachen ziemlich allgemein eingeführt waren, auf den König von Ungarn übergehen sollen; allein die Großen des Reiches fürchteten die Vereinigung von Neapel und Ungarn, und indem sie den Prinzen Robert unterstützten, brachten sie es bei dem Pabste Clemens dem Fünften, als Oberlehnsherrn des Königreichs Neapel, dahin, daß der entstandene Rechtsstreit ihren Wünschen gemäß entschieden wurde. Es folgte also Robert in der Regierung dieses Königreichs, wie es scheint, mehr aus Gründen des öffentlichen Wohls, als in Kraft der für die Thronfolge vorhandenen oder nur üblichen Gesetze.

Robert führt in der Geschichte den Beinamen des Guten und Weisen, und dieser Beiname zeigt an und für sich, daß in dem Laufe seiner vier und dreißigjährigen Regierung Niemand sich wesentlich über ihn zu beklagen hatte. Wie er mit zwei deutschen Kaisern in Zusammenstoß gerieth, und mehr als Ein Mal die römische Senator-Würde bekleidete, ist oben bemerkt worden. Nie hatte ein Fürst mehr Veranlassung, sich zum Oberherrn von Italien zu machen, als Robert. Wenn er dieser Versuchung widerstand, so konnte der letzte Grund nur darin liegen, daß er sich nicht getraute, ein so weit aussehendes Werk durchzuführen. In Wahrheit, nichts war dem Geiste der Feudal-Monarchie mehr entgegen, als der Freitheitssinn, von welchem die italiänischen Städte des dreizehnten Jahrhunderts beseelt waren; zur Unterdrückung dieses Sinnes aber fehlte es noch an allen Mitteln. Von dieser Seite betrachtet, konnte Robert also wirklich weise seyn, sofern er nicht auf Eroberungen einging, oder doch wenigstens sehr bald von seinen Versuchen abstand; wiewohl sich im Uebrigen schwerlich leugnen läßt, daß sein Gemüth mit Aberglauben erfüllt und sein ganzer Charakter viel zu schwach und schläfrig war, als daß seine Tugend irgend einen Kampf in sich geschlossen hätte.

Als Robert starb, fiel die Krone seiner Enkelin Johanna zu, welche eine Tochter des Herzogs Karl von Calabrien war, den der Tod im Jahre 1328 hingerafft hatte. Die Regierung dieser Fürstin ist nur ausgezeichnet durch die Stürme, welche sie durch ihre Theilnahme an der Ermordung ihres ersten Gemahls erregte, sofern

diese wirklich von ihr ausging. Dieser Gemahl war Andreas, zweiter Sohn des Königs Karl Robert von Ungarn. Mit Johannen am Hofe zu Neapel erzogen, hatte er keine andere Bestimmung, als durch seine Theilnahme an der Regierung den Anspruch zu beseitigen, welchen der König von Ungarn noch immer auf die Krone von Neapel machte. Doch was die Staatsklugheit ersonnen hatte, den Frieden im Königreiche zu erhalten, wurde nur allzu bald das Mittel zu einer bleibenden Störung desselben. Andreas, den die Geschichtschreiber als roh und barbarisch darstellen, ließ sich von seinen Gesellschaftern bereden, die Rechte seiner Gemahlin an sich zu reißen. Hierüber zerfielen beide Gatten, und ihre gegenseitige Erbitterung, durch Vertraute genährt, war in jedem Augenblicke nahe daran, in offenbare Feindschaft auszubrechen. In diesem Zustande, der durch Unterhandlungen am Hofe zu Avignon nicht wenig verschlimmert wurde, sah sich Andreas in einer Nacht von Mördern überfallen, die ihn ungesäumt erdrosselten und aus dem Fenster warfen. Diese Handlung war allzu auffallend, als daß man nicht auf Johannens Theilnahme hätte schließen sollen. Der Hauptschuldige war unstreitig der Herzog Karl von Durazzo; doch schien die That nur mit Einstimmung der Königin ausführbar gewesen zu seyn. Am meisten war der König von Ungarn davon empört. Als Rächer und Eroberer erschien er in Italien, und Johanna sah sich genöthigt, mit Ludwig von Tarent, ihrem zweiten Gemahl, nach der Provence zu entfliehen, wo Clemens der Sechste sie, nach einer feierlichen, wenn gleich nicht unpartheiischen Untersuchung, für schuldlos erklärte.

Durch diesen Richterspruch erwarben die Päbste Avignon. Ludwig von Ungarn machte bald die Erfahrung, daß es leichter ist, ein Königreich zu erobern, als es zu behaupten: sein Heer schmolz, und die Angelegenheiten seines ungarischen Königreichs riefen ihn über die Apenninen zurück. Auf diese Weise trat Johanna in den Besitz ihrer Krone zurück. Ohne sich in die allgemeinen Angelegenheiten Italiens zu mischen, und ohne weiter von einem Feinde heimgesucht zu werden, regierte sie noch volle dreißig Jahre (bis 1382). Viermal verheirathet blieben ihre Ehen kinderlos; und dies war es, was ihre Erbfolge zu einem Gegenstande der Speculation erhob. Von allen männlichen Nachkommen Karls des Ersten waren nur der König von Ungarn und der Herzog von Durazzo übrig, der letztere ein Sohn des Mörders von Andreas. Ihn betrachtete die Königin um so mehr als ihren muthmaßlichen Nachfolger, da er mit einer ihrer Nichten vermählt war. Allein beleidigt durch die Dauer ihrer Regierung, noch mehr beleidigt durch ihre letzte Vermählung mit einem deutschen Prinzen aus dem Braunschweigischen Hause, verschaffte sich jener Herzog den Beistand der Ungarn; und nachdem er die Königin in seine Gewalt bekommen, ließ er sie im Kerker ersticken. So bestieg Karl der Dritte, mit dem Beinamen der Kleine, den Thron von Neapel. Seine Hauptstütze war Urban der Sechste.

Da diese Begebenheit schon in die Zeiten fällt, wo die Päbste von Avignon nach Rom zurückgekehrt waren, so dürfen wir hier die Geschichte des Königreichs Neapel abbrechen. Um aber dies Gemählde des gesellschaftlichen

Zustandes der italiänischen Halbinsel zu vollenden, müssen wir noch einen Gegenstand berühren, der in der Geschichte der Entwickelung Europa's nur allzu wichtig ist.

Dies sind die Condottieri Italiens.

Lohntruppen waren vom zwölften Jahrhunderte an selbst in den größeren Staaten nicht ungewöhnlich, und die Könige von England und Frankreich nahmen ihre Zuflucht zu denselben, so oft sie, in gerechtem Mißtrauen gegen die Lehn-Miliz, den Erfolg ihrer Unternehmungen sichern wollten. In Italien, wenn man etwa das Königreich Neapel ausnimmt, wurde diese Truppenart nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert bekannt; denn bis dahin machten die Bürger freier Städte ihre Streitigkeiten unter einem selbstgewählten Anführer, ohne die Dazwischenkunft fremder Kräfte, aus. Azzo Visconti, welcher in der ersten Hälfte des eben genannten Jahrhunders lebte, enthob seine mailändischen Unterthanen zuerst der persönlichen Kriegsdienste — wahrscheinlich nicht aus Menschlichkeit, wie er vorgab, sondern aus Gründen der Politik eines unumschränkten Herrschers. Nicht lange darauf verwandelte auch die Republik Florenz den persönlichen Dienst der Districts-Einwohner in einen monatlichen Geldbeitrag. Höchst wahrscheinlich blieben von den Truppen, an deren Spitze Ludwig von Baiern nach Rom gezogen war, bedeutende Abtheilungen in Italien zurück; denn nicht lange darauf sehen wir einen Deutschen, Namens Werner, bald für den einen, bald für den anderen kleinen Freistaat fechten, Italien in allen Richtungen durchziehen und Stadt und

Land brandschatzen, so oft er nicht beschäftigt ist. Nach der Schlacht bei Crecy trat ein Franzose, Namens Monreale, als Condottiere im mittleren Italien auf: seine Bande, die große Compagnie genannt, bestand aus mehreren tausend Mann geregelter Truppen, an welche sich halbbewaffnete Räuber, die als Späher, Schanzgräber und Plünderer dienten, anschlossen. Der ausgezeichnetste unter diesen Partheigängern war ein Engländer, den die italiänischen Schriftsteller Aucud oder Agutus nennen, dessen wahrer Name aber Hawkwood hieß. Er hatte in Eduards des Dritten Heere mit so viel Auszeichnung gedient, daß dieser König ihn zum Ritter geschlagen hatte: eine Ehre, die um so mehr auffallen mußte, da Hawkwood ein Schneider war, der die Nadel gegen die Lanze vertauscht hatte. Vielleicht konnte das größte Kriegs-Genie, das es im vierzehnten Jahrhunderte gab, nicht emporkommen unter dem Schatten, den Geburtsrechte auf dasselbe warfen. Wie es sich auch damit verhalten mochte: in Italien suchte und fand Hawkwood einen Spielraum für sein Talent, und behauptete sich in demselben eine längere Reihe von Jahren hindurch. Mit Bewunderung reden die italiänischen Schriftsteller von seiner kunstreichen Tactik, von seinen Kriegeslisten und von seinen gut geordneten Rückzügen. Dreißig Jahre stand er abwechselnd im Dienste der Visconti, des Pabstes und der Florentiner, denen er seine letzten Lebensjahre mit so großer Treue widmete, daß sie ihn nach seinem Tode ihre Dankbarkeit durch eine öffentliche Begräbnißfeier und durch ein noch vorhandenes Denkmahl bewiesen. Er war der letzte unter den Condottieri

fremder Heerhaufen. Die mit diesem Handwerk verbundenen Vortheile waren allzu bedeutend, als daß nicht einzelne Italiäner hätten auf den Gedanken gerathen sollen, sich dieselben anzueignen. In Hawkwood's Schule erzogen, bildete Alberich Barbiano, Besitzer einiger kleiner Herrschaften bei Bologna, die erste aus lauter Italiänern bestehende Compagnie um das Jahr 1379; und es zeigte sich bald, daß die Tapferkeit nicht der Antheil der Ultramontanen allein war, wofür man sie so lange gehalten hatte. In der Natur der Sache lag, daß Chefs, welche für ihre Wirksamkeit keine andere Grundlage hatten, als ihr Talent und ihren Erwerbfleiß, größere Eigenschaften entwickelten, als jene geborene Anführer, welche im Dienste der Könige standen. Das neuere Kriegswesen, wie groß auch die mit demselben vorgegangenen Verwandlungen seyn mögen, stammt also aus Italien. Zum Wenigsten sind hier die ersten disciplinirten Heere gebildet worden. Jene Abstufung des Ranges und jener unbedingte Gehorsam gegen die Befehle des Obern, wodurch einer großen Masse Einheit gegeben wird, vertrugen sich weder mit der Zuchtlosigkeit der Lehnsvasallen, noch mit der wetteifernden Gleichheit des Ritterthums; wohl aber vertrugen sie sich mit der Bedürftigkeit Derer, welche unter einem berühmten Anführer Dienste zu nehmen wünschten, und sich folglich die Bedingungen gefallen lassen mußten, die jener ihnen auflegte. Das Schießpulver war in diesen Zeiten zwar erfunden, aber man schoß nur aus dicken Röhren, von welchen eine so bewegliche Truppe, wie der Condottiere führte, keinen Gebrauch

machen

machen konnte. Feldherrliche Talente hatten in diesen Zeiten ein anderes Gepräge, als gegenwärtig; aber sie waren in einem hohen Maße da, und bestimmten die Schicksale der Staaten, wie noch jetzt.

Dies war die Lage der Dinge in Italien, als die Päbste, gedrängt von den Tumulten um sie her, endlich den Entschluß faßten, von Avignon nach Rom zurückzugehen. In einem Zeitraum von mehr als siebzig Jahren hatte sich für sie alles bis zur Unkenntlichkeit verändert. Es mußten neue Wurzeln geschlagen werden, was unter allen Umständen mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Römer, wie die übrigen Italiäner, hatten die höchste kirchliche Autorität entbehren gelernt; und obgleich die erstern in dem Pabste eine Quelle des Reichthums zu ehren nicht aufgehört hatten, so machten doch auch sie, wie wir sogleich sehen werden, ihre Bedingungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Monarchie Ludwigs XIV.,

ein Auszug aus Lemontey's Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV., et sur les altérations qu'il éprouva pendant la vie de ce prince.

(Fortsetz.)

Auch die Magistratur wurde in den Schmelztiegel des Despoten geworfen. Sie hatte dasselbe zweideutige Daseyn, das allen französischen Einrichtungen gemein war. Aus dem dritten Stande gezogen, wurde sie adelig durch den Besitz ihrer Aemter, gerade so, wie man früher durch den Lehnsbesitz adelig geworden war. Nichts fehlte ihr, als daß sie sich unter den Adeligen selbst ergänzte; und diesen Schritt mußte ihre Eitelkeit irgend einmal thun. Doch während sie ihren eigenen Ursprung verleugnete, wollte der Adel auf der Höhe seiner Zinnen nichts mit ihr zu schaffen haben; denn er begriff nicht, daß es Tugenden geben könne, die nicht unter Helm und Panzer verborgen lägen. Als die Generalstaaten aufhörten, fing die Magistratur an, eine vierte Ordnung des Volkes zu bilden; und so groß war ihre Geschicklichkeit gewesen, daß sie allein sich über die Abschaffung der Generalstaaten freuete: denn seit längerer Zeit war sie an die Stelle dieser großen Autorität getreten, kühn genug, in allem, was die Sanction der Gesetze und die

Steuernbewilligung betraf, die unverjährbare Nothwendigkeit einer Einwilligung der Stände durch Kanzelei-Formeln ersetzen zu wollen. Die Gerechtigkeitspflege, welche eine fortwährende Herrschaft, eine schiedsrichterliche Behandlung aller Angelegenheiten und eine Einweihung in sehr viele Geheimnisse in sich schließt, gab außerdem der Magistratur eine größere Consistenz, als die Feudalität jemals von ihren Thürmen und ihren Armbrüsten hatte erhalten können. Die Unwissenheit und Unbedachtsamkeit der Beherzten wich den ernsten und abgemessenen Sitten der Parlementsglieder, und das Patronat ging ganz unmerklich von den Waffenkundigen zu den Rechtskundigen über. Wäre es mir erlaubt, diese Parallele durch ein physisches Bild aufzuhellen, so würde ich sagen: die Zeit drückte dem Adel den Eisen-Rost auf, der dies Metall befleckt und zerstört, während die Magistratur den Erz-Rost erhielt, der verschönert und erhält. Diese alten suveränen Höfe regierten sich nach Maximen und Ueberlieferungen, die in ihrem Schooße entstanden und geheiligt waren. Die Geschichtschreiber, die sie meistens nicht gekannt haben, klagen oft die Menschen wegen der Unvollkommenheit der Dinge an; sie begreifen nicht, wie die Verirrungen dieser Körperschaft öfter als Ein Mal das Ergebniß der Tugend und der Treue ihrer Glieder waren. Man kann nicht zurückhaltend genug über ausgezeichnete Männer urtheilen, welche die Verbindlichkeit zu einem harten, Ueberdruß erregenden und Uneigennützigkeit fordernden Leben um hohe Preise erkauften — über Männer, deren Seele sich in jenen alten Richterfamilien gestählt hatte, in denen

Wissenschaft, Rechtschaffenheit, Muth und Schamhaftigkeit sich wie Erbschaftsstücke fortpflanzten. Wenn mitten in dem allgemeinen Verderben für unsere Jahrbücher einige Seiten anziehend blieben, so wären es die, welche das Leben großer Magistratspersonen enthielten.

Der Einfluß der Parlemente endigte mit den Saturnalien der Fronde eben so, wie der Einfluß der Priesterschaft mit der Procession der Ligue geendet hatte. Ohne die Verirrungen des Parlements entschuldigen zu wollen, kann man bemerken, daß der erste Fehler in der Abgeschmacktheit unseres Staatsrechtes lag, das ein so großes Königreich wie Frankreich dem Gutbefinden einer Oesterreicherin und eines italiänischen Abtes hingab. Ludwig der Vierzehnte verzieh dem Parlemente nie die unruhigen Tage seiner Kindheit, und in einem Alter von siebzehn Jahren sah man ihn in Stiefeln in diese Versammlung treten, und, die Peitsche in der Hand, den Verein seiner angeblichen Vormünder auflösen. Dieser Schritt, würdiger eines Tataren, als eines französischen Königs, hatte einen asiatischen Gehorsam von sechzig Jahren zur Folge. Das Recht der Gegenvorstellungen, durch das Gesetz von 1667 bis zur vollkommensten Ohnmacht geknebelt, gewann das Ansehn einer Verhöhnung. Es wurden bisweilen Glieder des Parlements zu Rathe gezogen; aber nie erfuhr das Parlement eine solche Gunst. Dieses Collegium, zahm gemacht durch die Vertreibung seiner feurigsten Mitglieder, geschieden von der Bewegung der öffentlichen Angelegenheiten, ruhete mit höherer Gravität in seinen richterlichen Verrichtungen aus, bei welchen es von dem königlichen Schutze umgeben war. Wiewohl

der Monarch nicht ganz auf den mörderischen Mißbrauch der Commissionen Verzicht leistete, so duldete er doch nicht, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch Gewaltthaten unterbrochen wurde, worüber sich die Magistratspersonen noch in den berüchtigten Gegenvorstellungen von 1615 beklagten; und nicht ohne geheimes Wohlgefallen sah er, daß die vornehmsten Personen des Staats vor einem Beschluß der Tournelle *) erblaßten. Die Civil-Verordnungen zweckten bei weitem mehr auf Beibehaltung, als auf Vernichtung solcher Mißbräuche ab, welche der großen Menge unter den Gerichtspersonen lieb sind, wie weitläuftige Procedur und unmäßige Ausdehnung der Behörden; und man vermuthete, diese politische Nachsicht bezwecke weniger eine verstärkte Hochachtung für die Parlemente, als eine verminderte Anhänglichkeit des Volkes an denselben, gerade als ob eine allzu reine Gerechtigkeitspflege für eine furchtbare Nebenbuhlerin der Krone gegolten hätte. Noch weit mehr schien die Criminal-Verordnung von 1670 auf den Beifall der Criminalisten von Profession berechnet. Unbilligkeit der Formen, Willkühr der Strafen, Unmenschlichkeit der Foltern und Hinrichtungen — nichts von allem, was eine barbarische Jurisprudenz besudelt, war darin aus der Acht gelassen. Doch so groß ist die unglückliche Schwäche des menschlichen Herzens, daß es zuletzt mit Stolz die Strenge der Verrichtungen genießet, die ihm anvertraut werden, ganz nach dem Muster der Druiden, welche ihr Ansehn vermehrten, indem sie furchtbare Götter verkün-

*) Die Criminal-Kammer in dem Parlement von Paris.

digten. Während der langen Zänkereien, welche Großbritannien bewegten, so lange der Sieg der Verfassung über den Despotismus unentschieden war, sah man die Richter sich immer nach derjenigen Parthei hinneigen, welche die grausamsten Gesetze veranlaßte. In Frankreich, ich sage es mit Bedauern, war das Gesetz weniger menschlich, als das Volk, und der Richter noch strenger, als das Gesetz.

Wenn der Thron dadurch, daß er den suveränen Höfen ihren Antheil an der Gesetzgebung nahm, sich von einer lästigen Mitwirkung befreiete: so beraubte er sich auf der andern Seite seiner ältesten und nothwendigsten Stütze. Von allen unseren Alterthümern war das Parlement das einzige, das stehen geblieben war. Seine Standhaftigkeit und seine ernsten Formen machten seine Opposition und seine Hülfe gleich mächtig. Als Substitut der General-Staaten, von welchen es beinahe die Larve trug, täuschte es das Volk über den Verlust seiner Rechte. Es war also eine große Unvorsichtigkeit, die Ludwig XIV. beging, als er dies kostbare Schattenbild herabwürdigte, das man nicht beibehalten durfte, wenn man eine willkührliche Macht üben, und das man eben so wenig demüthigen mußte, wenn man sich in den Gränzen der Mäßigung halten wollte. So lange die Könige mit der Feudalität gerungen hatten, waren die Gerichtshöfe ihre Gehülfen gewesen; auch hatten sie, als solche, den an den großen Vasallen begangenen Raub treulich getheilt. Als aber die königliche Gewalt unter Ludwig XIV. ein grenzenloses Uebergewicht erhalten hatte, da wurde die Magistratur

als Hülfsmacht verschmäht und als Schiedsrichter verworfen; man sah in ihr beinahe eine Nebenbuhlerin, und der hochfahrende Thron trieb sie in ein vages System von Krittelei und feindseligen Hoffnungen. Die Verfassung dieses Collegiums war so zarter Art, daß es sich volksfreundlich gegen den Adel, aristokratisch gegen das Volk, und national gegen den Thron mit gleicher Leichtigkeit beweisen konnte. Es war sogar nicht unwahrscheinlich, daß es in letzterer Gestalt alles umzustürzen vermöchte, wenn der dritte Stand, müde seiner Werkzeugigkeit, sich einstens unterfinge, eine Parthei zu werden. Mittlerweile nährte die Magistratur die Geister mit Grundsätzen, welche ihren Vortheil beförderten. Die allergeistreichste von ihren Gaukeleien war die Nothwendigkeit der Zwischenkörper, von denen sie behauptete, daß sie zum Wesen der Monarchie gehörten. Doch, da bei dieser Lehre das Volk ohne Repräsentation und todte Masse blieb: so war die Theorie handgreiflich eine Uebereinkunft der Unterdrücker zur Sicherstellung der Mißbräuche. Die Frage beschränkte sich darauf, zu wissen, ob das Fundament eines Gebäudes minder belästigt ist, wenn es vier Stockwerke trägt, als mit Einem. Wie dem auch seyn mochte, Ludwig XIV., stolz auf das Schweigen rund um ihn her, hielt sich für den Besieger dieses eingeschläferten Proteus, und versicherte dem Dauphin, daß er in diesen sonst so furchtbaren Compagnieen nichts weiter antreffen werde, als demüthig bittende Automaten *).

---

*) Dans l'état où vous devez régner après moi, vous ne

Der dritte Stand war viel zu elend, als daß es in der Gewalt des Monarchen gestanden hätte, ihn noch mehr herabzuwürdigen. Verrathen von der Magistratur, welche in die Reihen des Adels trat, verlassen von den meisten Gelehrten, die sich an den geistlichen Stand anschlossen, bildeten arme Tagelöhner, grobe Handwerker und kleine Kaufleute in schmutzigen Städten oder in dem Wirrwar der Märkte ein unwissendes und verschmähetes Volk, ohne Nacheiferung und ohne Ruhe. Das Bischen Handel, das man duldete, war gebrandmarkt, und befand sich in den Händen von Fremdlingen (Juden oder Italiänern), welche ein gieriger Hof und ein brutaler Pöbel mit Kränkungen überschütteten. Die Befreiung des Landmanns durch Ludwig X. hatte sein Schicksal keinesweges verbessert. Die Gerechtigkeiten und der größte Theil der Frohnen dauerten fort; der persönliche Dienst, in Geldleistungen verwandelt, war nicht minder drückend; die Kron-Steuern, und alles, was die Könige von Feudal-Rechten an sich genommen hatten, warfen ihn vollends zu Boden. Die ursprüngliche Usurpation der Herren sprang in die Augen durch die Verschiedenheit der Maße. Im Norden des Königreichs, wo die Barbaren Deutschlands mächtiger gewesen waren, galt die verhaßte Maxime: Kein Gut ohne Herrn (Point de terre sans seigneur); im südlichen Frankreich hingegen, wo die Municipal-Einrichtungen

---

trouverez point d'autorité qui ne se fasse honneur de tenir de vous son origine et son caractère; point de compagnie qui ne se croie obligée de mettre son unique sureté dans son humble soumission. „*Instruction pour le dauphin, tome II. p.* 29.

der Römer tiefere Wurzeln getrieben hatten, ließ man eine minder unbillige Regel zu; denn hier hieß es: Kein Herr ohne Anspruch (Point de seigneur sans titre). Doch im Norden, wie im Süden, lebte der Landmann in Schande und Elend, geplündert durch die Schikanen der Feudisten, wenn er es von den Soldaten des Schlosses nicht in einem noch höhern Grade war, immerdar der Leibeigene des ersten und härtesten der Suveräne, d. h. des Elendes. Die den Städten verkauften Befreiungsbriefe hätten bessere Früchte tragen sollen. Man verstand nicht die betriegliche Kunst, eine ideale Freiheit tropfenweise zu destilliren. Die Städte, welche der Monarch für frei erklärte, waren frei, der Benennung und der Wirkung nach; denn sie hatten ihr Eigenthum, ihre Gerechtigkeitspflege und ihre Verwaltung, wie man noch jetzt Städte dieser Art in einigen Gegenden Deutschlands sieht. Hat man nicht die Archive unseres alten Rechts gelesen, so kann man sich kaum vorstellen, wie weit die neueren Ideen über diese zarte Materie zurückgegangen sind *). Ich glaube übrigens,

---

*) Man befrage die Acten, die seit Ludwig dem Siebenten bis auf Ludwig den Elften der Zerstörung entronnen sind. Einige davon findet man in der großen Sammlung der Verordnungen des Louvre, namentlich in den Bänden IV, XI, XV und XVI. Nicht bloß Befreiung von Steuern und Kriegesdienst, nicht bloß Abscheidung von Kriegsleuten und freie Wahl der Obrigkeit trifft man darin an, sondern auch die sichersten Wehren bürgerlicher Freiheit: Unverletzbarkeit des Hausrechts, Ausübung der Civil- und Criminal Justiz durch selbstgewählte Beamte, Bestimmung der sehr seltenen Fälle, wo ein Bürger kann eingekerkert werden, Befreiung unter Caution, Abschaffung jeder Einziehung von Gütern, Erlaß

daß in allen diesen Bewilligungen mehr Freigebigkeit als Aufrichtigkeit war, und daß, wenn die Krone die Gemeinen erhob, um die Vasallen zu demüthigen, sie, nachdem ihr Zweck in Beziehung auf die letzteren erreicht war, nur darauf dachte, wie sie die Gemeinen in ihre Gewalt bringen wollte. Mehr als Einmal sah man die Agenten des Fiscus durch Verletzung der Freiheitsbriefe den Widerstand reizen, und den Fürsten zur Strafe für die Empörung die Privilegien zurücknehmen. Vor allen Dingen aber waren es unsere Bürgerkriege und unsere Religionsstreitigkeiten, was die Rechte der Gemeinen in den Abgrund versenkte. Was dem Schiffbruch entrann war läppisch, betrieglich, auf bloße Ehrenvorzüge berechnet, wurde ohne Gewissensscrupel verletzt, und diente nur zum Vorwande für neue Brandschatzungen. Ludwig der Vierzehnte brachte diese elenden Trümmer kaum in Anschlag, und durch die Einführung von Intendanten und den Verkauf der immerwährenden Mairieen drückte er der Vernichtung aller politischen und Municipal-Freiheiten das Siegel auf. Wenn gleichwohl hier und da eine

---

der Geldstrafen wegen Vergehungen, die nicht in dieser Absicht geschehen sind, Berechtigung der Gläubiger des Königs, ihr Unterpfand nach vierzehn Tagen zu verkaufen, Verbot für die Amtleute und ihre Kinder, sich mit Personen zu verheirathen, die in ihrem Amtskreise wohnen, u. s. w. Was in der Leitung der Menschen gerecht und gut ist, ist zugleich so einfach, daß man sich nicht darüber wundern muß, wenn die rohen Bewohner hölzerner Städte sich besser auf das ihnen Zusagende verstehen, als in Purpur gekleidete Sophisten. Im achtzehnten Jahrhundert, und zwar im Schooße des Parlements, wagte man es noch, den dritten Stand durch: la gent corvéable et taillable à merci et misericorde zu definiren.

Schlacke von alten Freiheiten übrig blieb, so war es ausnahmweise. Die Ausübung der natürlichsten Rechte, z. B. die eigene Stadt zu bewachen, den selbstgewonnenen Wein zu verkaufen, eine Waffe zur Selbstvertheidigung zu tragen, verkleidete sich in Privilegium, und dieser Schund von partiellen Ungerechtigkeiten galt mehr, als das gemeine Gesetz.

Allein dieser Fürst war jung und ehrgeizig. Er athmete nur Kriegsgepränge und Eroberungen. Wie hätte ein ackerbauender Staat Leidenschaften von so hohem Fluge zu befriedigen vermocht! Weder der Reichthum des Bodens, noch die Zahl der Menschen, noch der Muth des Volkes, noch der Ueberschuß des Kriegs-Materials reichen hin für die Militär-Neigungen der Neuern. Haben wir nicht erlebt, daß Oesterreich und Rußland unfähig sind, nur zwei Feldzüge auszuhalten, während eine Insel des Oceans zwanzig Jahre hindurch einen Theil ihrer Bevölkerung bewaffnen und den ganzen Soldatenstand von Europa in Bewegung setzen kann? Dieselbe Erscheinung hatte Ludwig den Vierzehnten getroffen. Von dem zweiten Feldzuge an, sah er sich genöthigt, das Silbergeräth seiner Paläste zu verkaufen und seine Feinde durch dies Zeichen seiner Verlegenheit aufzumuntern, während das kleine Holland, das ein Vezier durch Pioniere ins Meer zu stürzen rieth, unter der Plage der Schlachten gedieh. Manufacturen und Handel waren also in seinen Augen die magische Quelle, aus welcher dem Fiscus ohne Unterlaß und ohne Maß zu schöpfen gestattet ist. Weiter reichte sein Scharfblick nicht; denn der öffentliche Credit, die Schöpfung von

Banken und selbst der einfache Mechanismus der Wechsel, waren Untersuchangen, die seinem Ministerium und seinem Jahrhunderte unbekannt blieben. Er wollte also, daß sein Volk Handel treiben und Manufacturen haben sollte; und die Sache machte sich, wie durch Zauber. Colberts Genie war dem Gedankenfluge des Monarchen gewachsen: unerhörte Erfolge bedeckten Beide mit unsterblichem Ruhm. Menschen, für welche die Künste bei weitem mehr eine Eingebung als ein Handwerk sind, hörten auf, mit den Handwerkern dem Namen und der Classe nach vermengt zu werden. Von den gemeinsten Stoffen bis zu den goldenen Geweben und zu den Teppichen Asiens, wurden Fabriken aller Art unter uns verpflanzt, und erhielten durch die französische Einbildungskraft einen Schimmer, den sie auf vaterländischem Boden nicht gekannt hatten. Das Unternehmen wurde mit einem Talent, einem Nachdruck, einer Standhaftigkeit durchgeführt, die an das Wunderbare reichten *).

*) Die Anfänge waren schwierig, die Hindernisse zahlreich, die Ausdauer des Königs unermüdlich. Man urtheilte darüber nach einer eben nicht wichtigen Thatsache. Eine Zeit lang waren streifige Tücher Mode; aber die, welche in Frankreich fabricirt wurden, schienen Anfangs grob und lächerlich. Gleichwohl verlangte der König, daß man keine andern tragen sollte. Die Herzogin von Uzes, welcher der Herzog von Montauzier, ihr Vater, die Sorge für die Garderobe des Dauphin übertragen hatte, gerieth auf den Einfall, für diesen Prinzen einen Rock von einfachem und fremden Tuche machen zu lassen, auf das ein Maler Streifen machen mußte. Von dieser Kriegeslist unterrichtet, tadelte Ludwig XIV. die Herzogin; und hiermit noch nicht zufrieden, ließ er das Kleid verbrennen, und den Kaufmann sowohl als den Mahler mit Geld bestrafen. Indeß befolgte die Regierung nicht immer feste oder

Um richtig über das zu urtheilen, was auf die Rechnung des lebhaften und erfindungsreichen Charakters der Franzosen unter diesen Umständen gebracht werden muß, darf man nicht aus der Acht lassen, daß die langen Bürgerkriege die Bewohner Frankreichs auf die niedrigste Stufe gewerbfleißiger Völker gestellt hatten, und daß zwanzig Jahre später, als ein schändlicher Wahnsinn, seinen Folgen nach eben so verderblich, wie der Wahnsinn Karls des Sechsten, das Edict von Nantes zurückgenommen hatte, Schwärme von Franzosen dieselben Künste und die Betriebsamkeit, die wir von den Flamändern und den Italiänern erlernt, aber sehr vervollkommnet hatten, den Engländern und den Deutschen zubrachten. Auf diese Weise wurde das Einkommen verdoppelt, die Bevölkerung trotz dem Kriege vermehrt, und unser Handel auf allen den Bahnen getrieben, welche der Sieg gebrochen hatte; auf diese Weise konnte das Volk die Verschwendung des Fürsten, die Last seiner Unfälle und alle die grausamen Versuche der Finanzwissenschaft ertragen, welche die endemische Krankheit der neuern Staaten geworden ist. Durch dies Ereigniß ging mehr als Eine Verwandlung mit dem drit-

---

wahre Principe. Die Manufacturen wurden mehr auf das Glänzende, als auf das Nützliche, hingeleitet. Durch einen Beschluß vom März 1700 bemühete man sich, die Strumpf-Fabriken für gemeine Waare, wo nicht auszurotten, doch wenigstens zu vermindern. Trotz dieser falschen Richtung machten Gegenstände eines weitgetriebenen Luxus sehr langsame Fortschritte. Im Jahre 1687, nach Colberts Tode, besoldete der Hof noch den Kunstfleiß der Barbaren; denn er ließ seine schönsten Kleider zu Constantinopel verfertigen und sticken.

ten Stande vor; und wenn die, welche der König vorher gesehen hatte, groß war, so war die nicht vorhergesehene noch weit größer.

Die Fortschritte innerer Betriebsamkeit sind unzertrennlich von den Fortschritten des Seewesens und der Kolonieen. Häfen und Kanäle wurden mit großen Kosten gegraben. Sehr spät waren wir auf dem Festlande von Asien und Amerika angelangt, und unser Antheil an demselben war sehr mittelmäßig. Colbert that das Mögliche, indem er einige unsichere Niederlassungen befestigte. Die Flibustiers färbten damals die Antillen mit dem Blute des geizigen Spaniens. Nie war für Frankreich ein Vertrag nützlicher, als der Schutz, womit es diese Räuber bedeckte; denn es erwarb dadurch den Besitz von St. Domingo. Seine unvorhergesehene Marine setzte zugleich die beiden Meere in Erstaunen, ohne dem Schicksale zu entrinnen, das, in allen Jahrhunderten, ein wenig Härte und Tyrannei mit den Institutionen der Schifffahrer verband. Wenn in Großbritannien die Presse mit vorübergehender Gewaltthat den Matrosen von der Kauffahrteiflotte auf die königliche Flotte versetzt: so bemächtigen sich in Frankreich die Classen ohne Geräusch des Bewohners der Seeküste von der Wiege an bis zum Grabe, und diese Art von todter Hand bildet die ärgste aller Knechtschaften; denn die Subsistenz ist kärglich und die Kette ewig. Doch die Manufactur-Betriebsamkeit, welche des Beistandes der Wissenschaften und der Cultur der Künste bedarf, tröstete uns über diese traurige Nothwendigkeit, und die

Strenge der Macht milderte sich in Beschäftigungen sanfterer Art.

Geleitet — weniger von einem sicheren Geschmack, dessen Feinheit ihm fehlte, als vielmehr von einem Instinkt nach Größe, dessen Eingebung glücklich war, gewahrte und bemächtigte sich Ludwig XIV. der Bewegung, die den Geistern seiner Zeit aufgedrungen war. Man weiß, welchen Antheil seine Vergnügungen und seine edlen Wohlthaten an der Entstehung der Meisterstücke hatten, die seine Regierung zu einer Musterzeit, zu einer von jenen seltenen Epochen machten, zu welchen der menschliche Geist unablässig mit Stolz und Sinnigkeit zurückkehrt. Durch die Errichtung der Akademieen, durch königliche Freigebigkeiten *), wurde die Literatur aus den Klöstern und den Klosterschulen hervorgezogen, und ohne alle weitere Unterstützung ward sie zu einer Profession in der Welt, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, zum

*) Man erstaunt über die mäßige Summe, welche dieser glänzende Theil seines Rufes dem Könige kostete. In dem Jahre, wo seine Freigebigkeit am größten war, belief sich die Ausgabe nur auf 100866 L.; namentlich 53000 L. in Gehalten für Eingeborne, 16300 für Ausländer, der Rest in Gnadenbeweisen. Ein einziger Hofmann (das Prädikat unnütz braucht nicht hinzugefügt zu werden), der Herzog von L..., kostete dem Könige mehr, als die schönen und strengen Wissenschaften, und die Akademieen während seiner ganzen Regierung. Die strengen Wissenschaften besonders, die weniger Geräusch machten, flößten nach Colberts Tode gar kein Interesse mehr ein. Im Jahre 1694 zog man die sehr geringe Ausgabe, welche die Akademie der Wissenschaften verursachte, ein, und eine andere kleine Akademie, von dem Herrn Bignon zur Vervollkommnung der Künste und Handwerke gestiftet, wurde gänzlich aufgegeben.

Adel des dritten Standes. Diese merkwürdige Neuerung, bei weitem wichtiger, als man gemeinhin glaubt, gab der öffentlichen Meinung eine Stimme, den zerstreuten und flüchtigen Gedanken einen Mittelpunkt. Auf die Turbulenz unserer alten Schulen, welche unsere Fürsten mehr als Ein Mal mit den Waffen in der Hand bändigen mußten, folgte ein sanfter, durchdringender, unsichtbarer Einfluß, dem die Autorität nicht bekommen kann. Die Lobreden auf den großen König gingen aus dieser Institution concertmäßig hervor, wiewohl es nicht unmöglich war, daß die Eigenliebe unserer Fürsten, indem sie Lobredner zu belohnen glaubte, sich Richter gesetzt hatte; denn die Akademie konnte eben so gut ihre Fronde erhalten, wie das Parlement. Doch schon verherrlichte sie diese Regierung durch die Bekanntmachung ihres Wörterbuchs, wo zum ersten Male jene Sprache, welche Rabelais, Marot und Montaigne versucht, Portroyal, Bossuet und Corneille veredelt hatten, sich als rein und fixirt zeigte. Gleichwohl fand man, daß die vom Kriege, von der Jagd und von dem Ballspiel hergenommenen Redensarten und Sprichwörter allzu viel Platz darin einnahmen. Der Einfluß des Hofes und seiner neuen Gäste zeigte sich in dieser Vorliebe, und einige Geister waren der Meinung, daß man von dem Schnickschnack der Landjunker weniger zu den Tönen eines Pascal, Racine und la Bruyere hätte hinzufügen sollen.

Auf diese Weise machte der unwiderstehliche Ludwig XIV., die National-Einheit zerstörend, aus der Geistlichkeit ein Schattenbild, aus dem Adel eine

Be-

Bedeckung, aus der Magistratur ein Werkzeug, aus dem dritten Stande — eine Manufactur.

Die Monarchie, deren Elemente und Fortschritte wir in Betrachtung gezogen haben, könnte auf folgende Weise definirt werden:

„Ein unbeschränktes und kostspieliges Königthum, streng gegen das Volk, feindlich gegen das Ausland, gestützt auf das Heer, auf die Polizei, auf den Ruhm des Königs, und gemäßigt durch die Gerechtigkeit des Monarchen und die Weisheit seiner, in den verschiedenen Ordnungen des Staats gewählten Räthe, so wie durch die Nothwendigkeit, die Zahl und das Vermögen der Unterthanen, sowohl für den Krieg, als für die Steuer, zu verschonen."

Wir haben oben bemerkt, daß die beiden Haupttriebfedern dieses Mechanismus die Furcht und die Bewunderung waren. Jene wirkt auf alle Menschen, und trifft eben so gut die Völker, welche rechnen, als die mit Einbildungskraft begabten Völker; nothwendig für die Bildung jeder Art von Herrschaft, befestigt sie entweder die gesellschaftliche Ordnung, oder tödtet die Nationen durch Knechtschaft, je nachdem sie in den gehörigen Schranken bleibt, oder über dieselben hinausschweift. Diese ist vorübergehend und schwierig. Nur ein Franzose konnte seine Krone und seine Nachkommenschaft einer so launenhaften Stütze anvertrauen; und nur an der Nothwendigkeit dieser fortdauernden Bezauberung muß man sich halten, wenn man sieht, daß, während der Regierung Ludwigs XIV., sich, von einer Zeit zur andern, in sehr viel wirkliche Größe etwas Falsches und

Theatralisches mischte, das eine zwangvolle Rolle und das Bedürfniß zu verblenden verräth. Wie es sich aber auch damit verhalten mag: diese so gefaßte Monarchie schien keinen von den ursprünglichen Zügen des National Charakters zu verletzen. Sie schmeichelte sogar einigen derselben, zum Beispiel der Kriegslust und der Liebhaberei für Auszeichnungen. War dies genug? Ich möchte es nicht behaupten.

Der Brudermord aus Fanatismus; eine Anekdote aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Juan Diaz, in Cuenca geboren und erzogen, hatte sich seit seiner frühesten Jugend den Wissenschaften gewidmet, und um jene Zeit, wo die Kirchenverbesserung in Deutschland anhob und der Protestantismus gegen das Kirchenthum die ganze europäische Welt, wie frischer Lebenshauch, durchdrang, nicht geringe Fortschritte in denselben gemacht. In seinem Vaterlande durch das Daseyn eines Ketzergerichts und mancher anderen Anstalten an der Erforschung der Wahrheit verhindert, faßte er den Entschluß, sich nach Paris zu begeben, dessen damals noch hochberühmte Universität allen nach Wahrheit und gründlicher Gelehrsamkeit strebenden Jünglingen den großmüthigsten Vorschub leistete. Dreizehn Jahre verlebte Juan Diaz unter ernsten Studien; und jene Ahnung, die ihn über die Pyrenäen hin nach der Hauptstadt Frankreichs getrieben hatte, erhob sich nach und nach zur höchsten Klarheit und zu der Ueberzeugung, daß er nicht länger einer Kirche angehören dürfe, die in ihren Gliedern nur Unterthanen, nicht freie Bürger, dulden will. Er begab sich nach Genf, wo Calvin seine Rolle zu spielen angefangen hatte, trat förmlich zur reformirten Kirche über, entsagte dadurch für immer seinem Vaterlande, und ließ sich hierauf in Straß-

burg nieder, wo er sich mit dem berühmten Martin Bucer zu schriftstellerischen Arbeiten verband.

Der Abfall eines gelehrten Spaniers von der alleinseligmachenden Kirche war für die Werkzeuge Karls des Fünften eine allzu auffallende Erscheinung, als daß sie nicht alles, was in ihren Kräften stand, hätten aufbieten sollen, den Verirrten — denn in diesem Lichte erschien ihnen Juan Diaz — in den Schooß der allgemeinen Mutter zurückzuführen. Granvella glaubte es nicht unter seiner Würde, dem Abtrünnigen durch einen gewissen Pietro Malvenda die glänzendsten Anerbietungen machen zu lassen, wenn er sich entschließen könnte, der Ketzerei zu entsagen. Doch, obgleich der Abgeordnete dieses Ministers selbst die feinsten Künste der Verführung nicht unversucht ließ: so vermochte er doch nichts über einen Mann, der, nach langem Kampfe, um der Wahrheit willen sogar das Vaterland aufgegeben hatte, und die Armuth mit der Leichtigkeit ertrug, die sich allenthalben findet, wo man höheren Zwecken dient. Die Art und Weise, wie Juan Diaz die Anträge des kaiserlichen Ministers von sich ablehnte, mußte sogar eine höchst vortheilhafte Meinung für ihn wecken; denn er gewann dadurch an Wichtigkeit, und nicht genug, daß der kaiserliche Beichtvater von dem Hergange der Sache unterrichtet wurde, eilte man auch, denselben nach Rom zu melden, wo alle Nachrichten von großen und entschlossenen Gegnern der allgemeinen Kirche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit einer der Krisis jener Zeit entsprechenden Begierde vernommen wurden.

Zu den Institutionen der römisch-katholischen Kirche gehört noch jetzt ein Appellationshof, der die Benennung la ruota oder rota führt, weil die Richter, welche dabei angestellt sind, sich im Erkenntniß über die einlaufenden Sachen abzulösen pflegen. In Avignon von Johann dem Zwei und zwanzigsten gestiftet, war dieser Gerichtshof, nach Beendigung der sogenannten babylonischen Gefangenschaft der Päbste, nach Rom verlegt worden, und ein volles Jahrhundert unverändert geblieben. Ursprünglich hatten nicht weniger als dreißig Richter Beschäftigung dabei gefunden. Diese Einrichtung wurde bis nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts beibehalten, wo Sixtus der Vierte zuerst auf den Gedanken gerieth, ihm eine seiner hohen Bestimmung entsprechendere Organisation zu geben. Da nämlich nach den Wünschen dieses Pabstes alle große Händel der christkatholischen Welt von diesem Gerichtshofe entschieden werden sollten, und die Zahl zwölf in vielen Fällen eine heilige Zahl für die Regierung der Kirche geblieben ist: so wurde von ihm festgesetzt, daß die Richter aus den verschiedenen Völkern Europa's gewählt und ihre Zahl von dreißig auf zwölf herabgesetzt werden sollte. Bei dem Allen sorgte die priesterliche Schlauheit dafür, daß diese Art von Zusammensetzung dem Ansehn des Pabstes niemals schaden konnte; denn, während Spanien zwei Richter, Frankreich nur Einen, und Deutschland auch nur Einen stellten, gab der Kirchenstaat nicht weniger als drei, und die übrigen waren aus den italiänischen Staaten genommen, von denen Venedig, Mailand, Bologna, Ferrara und Perugia jeder

Einen stellte. Entstanden demnach Zweifel über die Identität des Christenthums mit dem römisch-katholischen Kirchenthume: so war die Frage immer mit zwei Dritteln der Stimmen gegen Ein Drittel derselben entschieden. Dabei ließ sich noch annehmen, daß jeder bei diesem Appellationshof Angestellte ein eifriger Vertheidiger des Pabstthums, d. h. der theokratischen Universal-Monarchie, seyn werde.

Unter andern Personen hatte auch ein Bruder unseres Juan Diaz bei diesem Tribunal seine Anstellung gefunden. Sein Name war Alphonso. Erfahren, daß Juan unter den Protestanten eine Rolle spiele, und sich als Spanier, als Mitglied einer geachteten Familie und als einer von den Richtern der rota zugleich beleidigt fühlen, war für Alphonso Eins. Er faßte demnach den, wie es ihm schien, sehr heldenmüthigen Entschluß, nach Deutschland zu gehen, seinen Bruder, wo er auch verweilen möchte, aufzusuchen, und nicht eher zu ruhen, als bis er ihn bewogen hätte, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Er sah hierin nur eine Pflicht, von der er sich als Bruder nicht lossagen könnte; und wenn an seinen Entschluß sich ein blutdürstiger Gedanke knüpfte, so war es wiederum der Bruder, der Spanier und der Katholik, was diesen Gedanken rechtfertigte. Nur ist zu glauben, daß ein solcher Gedanke sich erst später entwickelte.

Mit einem einzigen Bedienten machte sich Alphonso Diaz auf den Weg. Er langte glücklich in Augsburg an, und hier war es, wo er die erste sichere Kunde von dem Aufenthalte seines Bruders erhielt: Regensburg

wurde ihm als dessen Aufenthaltsort bezeichnet. Dahin also eilte Alphonso ohne Zeitverlust. Der Zufall wollte indeß, daß Juan Diaz diesen Ort seit Kurzem verlassen hatte, um sich nach Neuburg zu begeben, wo er den Druck eines neuen Werkes seines Freundes Bucer zu besorgen übernommen hatte. Die unbedeutende Entfernung von Regensburg nach Neuburg war für Alphonso'n, dem es in keinem Betracht an Mitteln fehlte, sehr bald zurückgelegt.

Nach zwanzigjähriger Trennung sahen sich zwei spanische Brüder in dem Hause eines protestantischen Pfarrers in Deutschland wieder. Beide waren Schwärmer, doch schwärmten sie für entgegengesetzte Dinge: Alphonso für das Bestehen eines Kirchenthums, von welchem er annahm, daß es die Welt zusammenhalte; Juan für die Reform eben dieses Kirchenthums. Für jenen waren Sittlichkeit und Wahrheit leere Namen, hinter welchen sich Neuerungssucht verstecke; für diesen war das ganze katholische Kirchenthum in Lehre und Hierarchie nichts weiter, als eine große Anstalt zur Verewigung des Betrugs und zur Verdunkelung der menschlichen Vernunft in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Hatte jener die volle Härte eines Richters, der selbst über die Neigung der Könige und Fürsten entschieden zu haben sich bewußt ist; so hatte dieser die volle Weichheit eines Neubekehrten, der noch nicht vergessen kann, daß die Wahrheit ihm Vaterland, Verwandte und Freunde gekostet hat. Wie entgegengesetzt die beiden Brüder aber auch seyn mochten, so behielt doch in den ersten Augenblicken der Wiedererkennung die Kraft des gemeinsamen Blutes

die Oberhand: sie fielen einander in die Arme, und Juan Diaz, der nichts Böses ahnete, hatte Mühe, die Empfindungen zu beherrschen, von welchen sein treues Herz überströmte.

Nach diesen unfreiwilligen Ergießungen der Bruderliebe mußte die Rede seyn von dem, was Alphonso'n nach Deutschland, nach Neuburg, geführt hatte. Gerührt von der Unbefangenheit und Zärtlichkeit seines Bruders, wollte er lieber Klagelieder anstimmen, als den Abtrünnigen mit Vorwürfen überschütten. Er bejammerte also das Schicksal, geschieden zu seyn von der großen katholischen Gemeine, die allein Sicherheit und Wohlseyn zu geben vermöchte; er beweinte das Unglück, einer Secte anzugehören, die durch den Widerstand, den sie bewährten Einrichtungen zu leisten gedächte, nur ihr eigenes Verderben herbeiführen werde; er machte alle die Grundsätze geltend, wodurch die römische Kirche ihre Eigenthümlichkeit vertheidigt hat, und, um auch das Herz des Bruders zu rühren, entwarf er das beweglichste Gemählde von den Pflichten, die man dem Vaterlande, dem Geburtsorte, den Verwandten und Freunden schuldig sei. Juan vernahm dies, nicht ohne erschüttert zu werden; denn alles, was er jemals selbst über alle diese Gegenstände gedacht, so wie auch alles, was er darüber zu denken nie gewagt hatte, wurde ihm wie in einem Brennpunkt vorgehalten, der sein ganzes Wesen aufzulösen drohete. Er hatte Mühe, sich zu fassen, um sein der Wahrheit und der Tugend geweihetes Leben vor dem Richterspruch des Bruders zu retten.

So wie er nach und nach zur Besinnung kam, wurde

es ihm nicht schwer, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens gegen Alphonso's Angriff zu vertheidigen. Kein Eigennutz habe ihn geleitet, und sehr wohl sei er sich der Opfer bewußt, welche er dargebracht habe. Unstreitig habe man nicht das Recht, Anderen vorzuschreiben, was sie für wahr halten sollten; allein, wenn die Wahrheit von ihnen gefunden wäre, so würde es thöricht seyn, sich nicht an sie anschließen zu wollen. Die Umwälzung, welche die europäische Welt in diesem Augenblicke erfahre, sei vorbereitet worden durch frühere Begebenheiten, die ihren Charakter in dem höchsten Mißbrauch der Macht gehabt hätten; und so wie die Welt gegenwärtig liege, müsse man der Zukunft, nicht der Vergangenheit, dienen wollen. Im Christenthum selbst, das in seiner ursprünglichen Gestalt nur Wahrheit und Gerechtigkeit predige, liege der wirksamste Keim für alle Erscheinungen der Zeit, die nur Wenige zu deuten verständen. Sich von seinem Vaterlande zu trennen, sei nie seine Absicht gewesen; müsse er aber von demselben getrennt leben, so unterwerfe er sich seinem Schicksal, in der festen Ueberzeugung, daß, über kurz oder lang, die allbelebende Sonne der Wahrheit auch für die Spanier aufgehen werde, und daß es alsdann die Sache seiner Landsleute sei, sich mit seinem Andenken zu versöhnen, wie sehr sie ihn auch gegenwärtig verabscheuen möchten. Der Beruf der Menschen sei, die Wahrheit zu suchen, und die gefundene Wahrheit zu verkündigen, trotz allen Hindernissen, die von Solchen herrühren, die wohl den Leib, aber nicht die Seele zu tödten vermögen. Auch in

Deutschland lebe er nur für Spanien, für seine Landsleute, Freunde, Verwandte.

So endigte sich die erste Unterredung der beiden Brüder; nur, daß Alphonso sich dadurch nicht von neuen Bekehrungsversuchen abgeschreckt fühlte.

In seinem Inneren war nichts, was ihm die Denkungsart seines Bruders begreiflich gemacht hätte. Der Sache, die er vertheidigte, aus Gewohnheit und Eigennutz ergeben, hielt er sie bloß darum für die bessere, weil sie die einträglichere war. Die Dürftigkeit seines Bruders bestärkte ihn in diesem Wahne; am meisten, wenn er sich von Nerburg nach Rom versetzte und der Herrlichkeiten gedachte, die er daselbst zurückgelassen hatte. Eingedenk also des Vorsatzes, um dessentwillen er eine so weite Reise angetreten hatte, benutzte er die nächste Gelegenheit, den Abgefallenen auf alle die irdischen Vortheile aufmerksam zu machen, um die er sich durch seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche gebracht.

„Was du auch einwenden magst, hob er an, vor dem Richterstuhle der Klugheit ist es unverantwortlich, daß du die fette Weide, worauf ein günstiges Geschick dich hat geboren werden lassen, aufgegeben, und diese kummervolle Lebensweise gewählt hast. Was ist der Lohn für alle deine Bemühungen? Dürftigkeit und Armuth. Um wie viel besser würdest du gefahren seyn, wenn du das große Talent, womit die Vorsehung dich ausgestattet hat, im Dienste der heiligen Mutterkirche hättest anlegen wollen! Auch sie bedarf muthvoller und gewandter Vertheidiger, vorzüglich in diesen Zeiten, wo ihre allzu weit getriebene Nachsicht die Meinung von ihrer

Nützlichkeit verringert hat. Aber sie belohnt zugleich; und sie belohnt auf eine glänzende Weise. Wahrlich, ich wüßte nicht, was sie einem Manne von deiner Gelehrsamkeit versagen könnte. Du würdest berechtigt seyn, die Bedingungen zu machen; und selbst ein Erzbisthum würde dir mit der Zeit nicht entstehen können. — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — Nichts ist verloren, wenn du dich zum Rücktritt in den Schooß der allgemeinen Kirche entschließen kannst. Du selbst weißt, welche gütige Mutter sie ist. Mit Freuden öffnet sie dem verloren geglaubten Sohne die Arme. Für das Uebrige könntest du mich sorgen lassen. Meine Anstellung in dem obersten Gerichtshofe der Kirche bringt es mit sich, daß ich deinem Proceß jede Wendung geben kann, und mein Ansehn bei meinen Collegen ist groß genug, um jedem Einwand, der gemacht werden könnte, mit Erfolg zu begegnen."

Es war an einem schönen Winterabend, als dieser Antrag gemacht wurde; im unermeßlichen Raume waren alle Himmelskörper sichtbar, und ihr Anblick erfüllte das Herz mit jener stolzen Demuth, worin man sein Nichts fühlt, während das geläuterte Gemüth höheren Flug nimmt und zu Handlungen der Großmuth und Liebe aufgelegt macht. Juan, der sich gerade in dieser Stimmung befand, hatte Mühe, die Verachtung zu unterdrücken,

welche der brüderliche Vorschlag ihm einzuflößen nicht verfehlen konnte. Er erwiederte: „Darin hast du Recht, daß ich mich durch meinen Abfall von der Mutterkirche um große irdische Vortheile gebracht habe. Aber mit welchem Rechte verlangst du von mir, daß ich diese Vortheile höher achten soll, als sie von den Weisen aller Zeiten geachtet worden? An dem, was die Nothdurft fordert, hat es mir bis jetzt nicht gefehlt, wird es mir, so Gott will, auch künftig nicht fehlen. Soll ich noch mehr verlangen? Ich würde darüber mit mir selbst in Widerspruch gerathen; denn es ist unmöglich, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen. Was du als den Vorzug der Mutterkirche rühmst, könnte leicht ihr größtes Gebrechen seyn; zum Wenigsten ist sie durch ihren Reichthum von der rechten Bahn nur allzu weit entfernt worden. Das Gesetz der Liebe und der Gerechtigkeit zu verkündigen, bedarf es keiner Macht, keiner irdischen Herrlichkeit, wie sich beides in euren Erzbischöfen, Bischöfen und übrigen Prälaten findet. Nicht mit Unrecht hat man seit Jahrhunderten behauptet, daß der Welt Verderben gerade auf diesen fehlerhaften Einrichtungen beruhe; und fände ich in der Kirche, der ich anzugehören das Glück habe, auch nur die schwächste Anlage zu einer ähnlichen Ausartung, so würde ich mich auf der Stelle von ihr trennen. Was die Nachsicht deiner Mutterkirche betrifft, so glaube ich diese selbst in den Beweggründen zu kennen, von denen sie ausgeht: wahrlich sie kann nur eine gütige Mutter seyn, da sie allein die Gebrechen und Verirrungen ihrer Kinder zu verantworten hat, übrigens aber keine Mündigkeit ge-

stattet, weil sie nur Unterthanen, nicht freie Bürger, haben will. Auch an dem Ansehn, das du in der rota genießest, zweifl' ich keinen Augenblick. Mein Rücktritt würde also keine Schwierigkeiten haben, sofern diese nicht in mir selbst lägen. Nun aber sprich, was du von mir sagen, und wie du über mich urtheilen würdest, wenn ich mich bereden ließe, deiner Lockung zu folgen! Mit welcher Stirn, mit welchem Gewissen könnte ich einer Kirche dienen, von der ich mich seit zwanzig Jahren losgerungen habe! Oder achtest du es für nichts, daß, nachdem ich durch große Anstrengungen dahin gekommen bin, die vergänglichen Güter dieser Welt verachten zu dürfen, etwas in mir ist, das mich unfähig macht, zu seyn, was eure Cardinäle allein zu ehren pflegen? Ich weiß, wie wenig die heiligen Urkunden in eurem Urtheil sind, und dies bestimmt mich, sie nicht gegen euch zu wenden; aber wenn ihr einen Gott glaubt, und wenn Jesus Christus noch etwas mehr war, als was Leo der Zehnte von ihm gesagt hat: so frag' ich euch, ob die Redlichkeit nicht mehr werth ist, als ihr Gegensatz, und wie euch mit einem unredlichen Gehülfen gedient seyn kann? Wahrlich ich würde das schlechteste Werkzeug für eure Zwecke seyn; und wenn ihr mich nicht verdammen wolltet, so würde die Noth euch dazu zwingen. Besser also, ich bleibe hier, zwar arm und dürftig, aber in keinem Widerspruch mit mir selbst befangen, keines Menschen Feind, und jedes Redlichen aufrichtiger Genosse. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — Die Wahrheit zu gestehen, da einmal die Natur uns durch so enge Bande vereinigt hat, daß es eine Sünde seyn würde, dir ein solches Bekenntniß vorzuenthalten: ich würde mich selbst verächtlich finden, wenn ich von meinen Nebenmenschen, meinen Mitgeschöpfen, im Allgemeinen verächtlich denken könnte. Würde Jesus Christus für das menschliche Geschlecht gestorben seyn, wenn er wie Leo gedacht hätte? Der Heiland war kein Priester, und hat nie verlangt, daß seine Nachfolger es werden sollten."

Diese kühne Aeußerung zeigte Alphonso'n die zwischen ihm und seinem Bruder befestigte Kluft nach ihrer ganzen Tiefe. Jeder Versuch, ihn zu sich herüber zu ziehen, schien ihm eben so vergeblich, als abgeschmackt. Er dachte von Stund' an nur an sich, und an den Vortheil der römischen Kirche; und so wie der letzte Ueberrest von Brüderlichkeit aus seinem Herzen wich, trat eine feindliche Gesinnung an die Stelle derselben. Es schien ihm verdienstlich, den Ketzer, den Verbrecher, vor Gericht zu stellen. Die Frage war bloß, wie dies anzufangen sei, da keine Gewalt gebraucht werden konnte in einem Lande, wo die neue Lehre noch mit der vollen Wärme jugendlicher Begeisterung vertheidigt wurde.

Alphonso's Gedanke war, seinen Bruder nach Italien mitzunehmen, wo er sich entweder bekehren, oder, von dem ersten besten Inquisitions-Tribunal gerichtet, sterben sollte. Seinen Endzweck zu erreichen, stellte er sich, als habe die letzte Unterredung mit Juan zu seiner eigenen Bekehrung gewirkt. Er heuchelte eine Theil-

nahme an dem Reformations-Werke, von welcher nur das Gegentheil in seinem Herzen war; und dabei wußte er die Uebergänge so geschickt zu wählen, daß er den treuherzigen, nichts Böses ahnenden Bruder aufs Vollständigste täuschte. Schon glaubte dieser, das Mittel sich für immer mit einem geliebten Bruder zu vereinigen, sei gefunden; schon rühmte er seinen Freunden die Vortheile, die sich von der Bekehrung eines Mitgliedes der rota für die gute Sache der Reformation ziehen ließen.

Alphonso, ruhigen Schrittes vorgehend, trat endlich mit dem Vorschlag hervor, auf welchen sein ganzes Betragen während der letzten acht Tage berechnet gewesen war; und dieser Vorschlag bestand darin, daß Juan ihn nach Italien begleiten sollte, um daselbst die neue Lehre zu verkündigen. „Deutschland, sagte er, hat der Wahrheits-Apostel genug; in Deutschland wird man dich also nicht vermissen. Dagegen kannst du in Italien große Dienste leisten. Dort fehlt es nicht an empfänglichen Gemüthern, wohl aber an kühnen Geistern, welche ihnen die Richtung geben. Da Gott dich auf eine so wunderbare Weise erleuchtet hat, so mußt du der Weisung des Apostels Paulus folgen, welcher befiehlt, daß man die Gnade des Herrn nicht unbenutzt lassen soll. Allerdings wird es Vorsicht und Klugheit bedürfen, um in den italiänischen Landen die Nacht des Aberglaubens aufzuhellen, und Verirrte auf den rechten Pfad zurückzuführen; doch dürfte die Gefahr bei weitem nicht so groß seyn, als du sie dir in diesem Augenblick vorstellst. Unsere Erzbischöfe und Bischöfe sind viel zu sehr mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, als

daß ihnen nicht Vieles von dem entgehen sollte, was rund um sie her geschieht. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — Gesetzt aber auch, es wäre mit deinem Aufenthalt in Italien die eine und die andere Gefahr verbunden — würde es nicht in deiner Pflicht liegen, ihr zu trotzen? Was ist eine Wahrheit werth, die man sich nicht zu verkündigen getrauet? Und würde das Christenthum jemals bekannt geworden seyn, wenn die Schüler des großen Meisters feige gewesen wären? Gedenke der Leiden des Apostels Paulus!"

Juan konnte seinen Bruder nicht also reden hören, ohne in seinem Innersten aufgeregt zu werden. Er fühlte die Beweisgründe Alphonso's in ihrer ganzen Stärke; und was der Vertheidiger der Reformation allenfalls noch bedenklich fand, das schien dem Spanier und dem Bruder kaum der Erwägung werth. Er war im Begriff sein Wort zu geben, als ihm einfiel, daß er vorher Rücksprache mit seinen Freunden, vor allen aber mit Martin Bucer nehmen müsse, dessen Angelegenheiten er zu Neuburg besorgte. Zwar tadelte Alphonso so viel Bedenklichkeit; allein er mußte nachgeben, wenn er seinen Zweck nicht ganz verfehlen wollte.

Martin Bucer und die übrigen Freunde Juans waren von Alphonso's Vorschlag wenig ergriffen. Es fiel ihnen zunächst auf, daß ein Bruder eine solche Forderung machen konnte. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ein=

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —. Einstimmig riethen sie also ihrem Freunde, in Deutschland zu bleiben, wofern ihn nicht gelüstete, zu Rom, oder an irgend einem andern Orte Italiens, auf den Ausspruch der Inquisition g e s e t z l i c h gemordet zu werden. Juan selbst fand dies sehr einleuchtend; und da alle Falschheit einen Geruch mit sich führt, an welchem sie von reinen Gemüthern sehr leicht erkannt werden kann: so überzeugte er sich ohne Mühe von der Hinterlist seines Bruders.

Eine abschlägige Antwort war also das Ergebniß einer Unterhandlung von mehreren Wochen; und Alphonso sah sich genöthigt, allein, und, was noch schlimmer war, unverrichteter Sache nach Italien und zu seinen Collegen zurückzukehren. Dieser Gedanke schmerzte ihn so tief, daß er beschloß, aus eigener Autorität eine Strafe zu vollziehen, die, seinem früheren Entwurfe nach, von irgend einem italiänischen Inquisitions-Gerichte vollzogen werden sollte. Es war ein Brudermord, dem er sich unterzog; aber diese scheußliche Handlung schien ihm gerechtfertigt durch die Zustimmung seiner Glaubensgenossen, an welcher er nicht zweifelte, und durch alle die Betrachtungen, die er sonst noch anstellte, um eine Unthat in eine Heldenthat zu verwandeln. Nichts galt ihm das unbedingte Verbot: d u s o l l s t n i c h t t ö d t e n; und nachdem er mit sich selbst darüber einig geworden war, daß sein Bruder, nach den Gesetzen dre Kirche, als hartnäckiger Ketzer das Leben verwirkt habe, fehlte es ihm nicht an Gründen, seinen schwarzen Ent-

schluß bei sich selbst zu rechtfertigen. Ein Brudermord erschien ihm als das einzige Mittel, den Uebeln, welche Juan dem römischen Kirchenthum zugefügt hatte, eine Grenze zu setzen, den Lauf seiner Verbrechen zu hemmen, und die Schande auszulöschen, welche durch seine Ketzerei nicht nur über seine Familie, sondern selbst über sein Vaterland gebracht war. Vollkommen im Reinen über die Nothwendigkeit, wie über die Verdienstlichkeit seiner That, dachte Alphonso nur noch auf Mittel, sie so auszuführen, daß er die Wahrscheinlichkeit gewönne, nach Italien zurückzukommen.

Begleitet von einem Bedienten, war er in Deutschland angelangt. Dieser Bediente gehörte, wo nicht zu den Schergen der Inquisition, doch wenigstens zu der großen Anzahl Derer, welche, im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der römischen Kirche, zu jeder Handlung bereit sind, die man ihnen als verdienstlich empfiehlt. Sehr leicht wurde also Alphonso mit ihm über den Preis einig, um welchen er die Schandthat verüben sollte.

Um diese nun mit voller Sicherheit zu vollenden, stellte sich Alphonso, als erlaube seine Pflicht ihm nicht, noch länger in Deutschland zu verweilen. Auf das Zärtlichste nahm er Abschied von seinem Bruder, dem er unter andern Geschenken auch eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes zur Sicherung seiner Unabhängigkeit und Freiheit zurück ließ. Dem ehrlichen Juan war aufs Neue zweifelhaft geworden, was er von Alphonso'n denken sollte, und nicht ohne Thränen schied er von einem Manne, der, wie es ihm schien, trotz allen Vorurtheilen seines Standes, das natürliche Gefühl der Freundschaft

für die ersten und nothwendigsten Gefährten des Lebens bewahrt hatte.

Alphonso reisete wirklich von Neuburg ab; nur daß er, anstatt über Augsburg nach Italien zurückzugehen, in der Nähe jenes Städtchens auf dem Lande verweilte, um einige Tage verstreichen zu lassen, was ihm zur Ausführung seiner That nöthig schien.

Alles war für diese auf Ueberraschung berechnet, und der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Den 27. März 1546 erschien Alphonso in der Begleitung seines Bedienten vor der Wohnung seines Bruders, und verlangte eingelassen zu werden, als einer, der an Juan Diaz ein Schreiben abzugeben habe. Es war bei Anbruch des Tages, wo noch alles im Hause schlief. Geweckt durch ein starkes Klopfen, öffnete ein Diener die Thür. Alphonso's Bedienter geht voran; der Herr folgt, und bleibt auf der Treppe stehen, um den Rückzug zu decken. Juan Diaz, der noch im Bette liegt, springt auf, als man ihm sagt, ein Bote seines Bruders verlange ihn zu sprechen. Er geht dem Boten entgegen, erkennt den Bedienten seines Bruders, und empfängt den Brief, den dieser abzugeben hat. Voll Ungeduld und Neugierde wendet er sich gegen das Fenster, den Brief zu lesen; und diesen Augenblick benutzt der Meuchler, ihm mit einem Beile, das er unter seinem Mantel trägt, den Schädel zu spalten. Juan stürzt zu Boden, und ehe noch die Hausgenossen erfahren, was eigentlich vorgegangen ist, haben sich die Mörder entfernt, und entkommen auf Seitenwegen der Ahnung, die sie verdient haben.

So endigte Juan Diaz. Sein Tod ist gerechtfertigt

worden durch Johann Sepulveda, den Geschicht=schreiber Karls des Fünften; und nicht minder scheint die Regierung der römisch=katholischen Kirche ihn gebilligt zu haben: denn Alphonso, obgleich als Brudermörder bekannt, blieb in Amt und Ehren. Doch, was auch immer zur Beschönigung einer Unthat gesagt werden möge: die Stimme Gottes ist stärker, als die der Menschen; und es erscheint nur als eine dem Sittenge=setz gewordene Genugthuung, wenn wir lesen, daß Al=phonso, von dem blutigen Schatten des erschlagenen Bruders verfolgt, sich der Verzweiflung ergeben habe und zum Selbstmörder geworden sey *).

---

*) Es geziemt sich, am Schlusse dieser Erzählung die Quellen an=zuführen, aus welchen sie geschöpft ist.

Von Juan Diaz selbst ist ein Schreiben übrig geblieben, welches er den 22. März 1546, also fünf Tage vor seiner Ermor=dung, an einen seiner Freunde richtete, um ihm anzuzeigen, daß er entschlossen sei, nach Italien zu gehen. Dies Schreiben hat Hottinger im 9. Bande seiner Kirchengeschichte aufbewahrt.

Es giebt eine Historia vera de morte Ioh. Diazii Hispani. Ihr Verfasser ist Claudius Senarclaeus, ein Savoyarde, der zu den Beförderern der Reformation gehörte, mit Juan Diaz in en=ger Vertraulichkeit lebte, und im Augenblick seiner Ermordung im nächsten Zimmer schlief.

Außerdem reden von dieser verruchten That, unter vielen an=dern Schriftstellern älterer und neuerer Zeit, Ioh. Genes. Sepul-veda de rebus gestis Caroli V. Lib. XIX.; und Ioh. Sleidanus de statu Religionis et Reipublicae Lib. XVII.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Spanien.

Wer das, was sich seit dem 1. März d. J. in Spanien ereignet hat, in einer zusammenhangenden Erzählung mittheilen wollte, der würde sich ungefähr so ausdrücken müssen:

Gegen den 1. März 1821 versammelten sich die Cortes, der in der Constitutions-Urkunde enthaltenen Berechtigung gemäß, auf eigenen Antrieb in der Hauptstadt. Als für die Eröffnung der Sitzungen alles vorbereitet war, ließen sie den König wissen, daß es von ihm abhangen werde, die Sitzungen persönlich zu eröffnen. Ferdinand der Siebente ließ ihnen zurück sagen, daß er ganz unfehlbar den 1. März Vormittags um 10 Uhr in dem Congreß-Saale erscheinen werde. Diesem Versprechen gemäß, langte der König zur festgesetzten Stunde an. Ihn begleiteten, außer der Königin, seine Brüder und deren Gemahlinnen, Doña Maria Francisca und Doña Luise Charlotte.

Empfangen von den Abgeordneten, betrat Ferdinand der Siebente den Saal; und nachdem er sich auf den Thron niedergelassen hatte, begann er eine Rede, in deren Eingange er dem Allmächtigen dafür dankte, daß er ihm nicht bloß den Thron seiner Ahnen durch die Tapferkeit und Beharrlichkeit getreuer Unterthanen

zurückgegeben, sondern auch diesen Thron durch eine von den außerordentlichen Cortes sanctionirte und von ihm selbst beschworne Constitution befestigt habe. Der Erfolg habe seinen Hoffnungen entsprochen, und mit unaussprechlichem Vergnügen habe er die spanische Rechtlichkeit, auf das Innigste mit dem Throne ihres Königs vereinigt, ihre frei ausgedrückte Anhänglichkeit an den neuen Einrichtungen, die ihre künftige Wohlfahrt und Größe begründen und zugleich die beste Schutzwehr des Thrones seyn sollten, von allen Seiten auf das Unzweideutigste an den Tag legen gesehen. Sowohl jene überlegten Maßregeln, welche die Cortes im Lauf der letzten Sitzung genommen, um einer durch Opfer aller Art erschöpften Nation neues Leben einzuflößen, als auch der Geist der Ruhe und Einigkeit, der in allen ihren Arbeiten geherrscht, hätten sein Herz mit der reinsten Zufriedenheit erfüllt. Zwar würden die der Nation geschlagenen Wunden noch lange Zeit zur Heilung bedürfen: die durch den Krieg veranlaßte Unordnung und Verwirrung, die Unfälle, welche davon unzertrennlich gewesen wären, der Verlust unermeßlicher Capitalien, die aus den verschiedenen Sitten und Gebräuchen hervorgehende Unregelmäßigkeit, der Mangel an nothwendigen Aufschlüssen, die Gebrechen einer verwickelten Verwaltung, verbunden mit der Nothwendigkeit, den dringenden Bedürfnissen des Staats ohne Verzug abzuhelfen — dies alles habe nicht gestattet, ein gleichförmiges, den angenommenen neuen Grundsätzen entsprechendes Finanz-System festzustellen. Allein er hoffe, die Cortes würden in dieser Sitzung einem so wichtigen Ge-

genstande ihre ganze Aufmerksamkeit widmen, nicht ohne auf seinen festen und unveränderlichen Willen zu bauen. Der Finanz-Minister werde zu gelegener Zeit das Budget für das künftige Jahr überreichen, und der Kriegs-Minister, so wie der See-Minister, die Nothwendigkeit darlegen, welche unter den gegenwärtigen Umständen eine Vermehrung der Streitkräfte heische. Ueber die Fortschritte des Ackerbaues, der Künste und des Handels, über das Steigen des National-Credits und über den Zustand der Dinge in Amerika sollten die Cortes die erforderlichen Aufschlüsse erhalten. Inzwischen dürfe man sich nicht darüber verblenden, daß bei allen heilsamen Wirkungen der Constitution und bei aller Anhänglichkeit der Nation an derselben, die Versuche einiger Mißvergnügten, unterstützt von den Täuschungen Derer, die zu allen Zeiten verbrecherische Hoffnungen genährt hätten, der Ruhe, sowohl einzelner Provinzen als der Hauptstadt, gefährlich geworden wären. Hier bedürfe es schleuniger Maßregeln, um die Verwegenheit dieser Ruhestörer zu zügeln, welche sich durch die Mäßigung des bisherigen Verfahrens mehr aufgemuntert als beschränkt gefühlt hätten.

Auf diese Bemerkungen des Königs folgten einige flüchtige Aufschlüsse über den Stand der auswärtigen Verhältnisse. Die ganze Eröffnungsrede schien beendigt, als Ferdinand der Siebente noch Folgendes hinzufügte:

„Dies sind die Gegenstände, die ich den Cortes zur Beherzigung vorlege. Absichtlich habe ich bis zum Ende verschoben, von meiner Person zu reden, damit man nicht glauben möchte, ich setze mein eigenes Ich der

Wohlfahrt der Völker voran, welche die göttliche Vorsehung meiner Sorge anvertrauet hat. Nicht ohne Schmerz muß ich dieser weisen Versammlung eröffnen, daß ich wohl bekannt bin mit den Umtrieben einiger Schlechtgesinnten, welche Unvorsichtige zu verführen trachten, indem sie ihnen einreden, ich sei der bestehenden Regierungsform in meinem Herzen gram. Ihr Zweck ist kein anderer, als Mißtrauen zu verbreiten in Hinsicht meiner Absichten und meines geraden Betragens. Ich habe die Constitution beschworen, und sie in allem, was meine Befugnisse betrifft, beachtet. Wollte Gott, Alle hätten dasselbe gethan! Oeffentlich hat man sich gegen meine Würde und Ehre, so wie gegen alles vergangen, was einem constitutionellen Könige gebührt. Ich fürchte nichts, weder für mein Leben, noch für meine Sicherheit; Gott, der mein Innerstes durchschaut, wird für beides wachen, und dasselbe wird der größere und verständigere Theil der Nation thun. Inzwischen darf ich dieser, über die Unverletzlichkeit ihres constitutionellen Königs zu wachen berufenen, Versammlung nicht verbergen, daß die Beschimpfungen sich nicht zum zweiten Mal erneuert haben würden, wenn die vollziehende Gewalt alle die Thatkraft entwickelt hätte, welche Constitution und Cortes von ihr verlangen. Die geringe Festigkeit und Thätigkeit vieler obrigkeitlichen Stellen, gab diesen strafbaren Ausschweifungen Raum, sich wiederholt äußern zu dürfen; und wird ihnen nicht Einhalt gethan, so darf man sich nicht darüber wundern, die spanische Nation in einen Abgrund von Uebeln und Unthaten versinken zu sehen. Ich hoffe, daß dem anders seyn wird,

wenn die Cortes, wie ich erwarten darf, innig vereint mit ihrem constitutionellen Könige, ungesäumt den Mißbräuchen abhelfen, die Meinungen berichtigen und den Umtrieben der Uebelwollenden steuern, deren Zweck kein anderer ist, als Zwietracht und Anarchie. Wirken wir, die gesetzgebende Macht und Ich, alsdann vereint dahin, das constitutionelle System, welches das Wohl und die vollkommene Zufriedenheit des Volks zum Ziel hat, zu befestigen!"

So endigte der König seine Eröffnungsrede.

Die Constitutions-Urkunde verlangt, daß der Präsident der Versammlung zwar auf der Stelle, doch nur in allgemeinen Ausdrücken die Rede des Königs beantworte.

Dieser Anordnung zufolge erwiederte der Präsident:

„Sire! Welch ein Tag des Heils ist dieser Tag für das heldenmäßige spanische Volk! Welch ein großes und erhabenes Schauspiel, Ew. Majestät auf einem Thron zu sehen, dessen Grundlagen die Tugenden des rechtlichsten Volkes sind, das je die Jahrhunderte sahen! Nein, die Vereinigung Ewr. Majestät mit seinen erlauchten Repräsentanten ist nicht eine pomphafte Ceremonie, die nur die Sinne in Anspruch nimmt; sie ist auch eine Handlung, welche zum Herzen redet und alle Gefühle desselben anregt: Gefühle, für deren Macht und Stärke es keinen Maßstab giebt. Sie ist eine Handlung, ruhmwürdiger, als alle, welche die Geschichte unserer politischen Wiedergeburt (den 9. Jul. des abgewichenen Jahres nicht ausgenommen) in sich schließt; denn zuletzt geben alle zusammen genommen nur die Idee eines ewi-

gen Bündnisses zwischen dem Volke und Ewr. Majestät, anstatt daß die Handlung dieses Tages damit endigt, die Genehmigung dieses Bündnisses durch positive Thaten von Seiten der Cortes und Ewr. Majestät zu feiern."

„Nichts will ich erwähnen von dem, was diese Nation, das Muster der Rechtlichkeit, für ihren König gethan hat. Anstatt meiner mögen es jene Schriftzüge thun, die, indem sie die berühmten Namen Daoiz und Velardo *) bezeichnen, stumm aber kräftig daran erinnern, daß diese Helden mit ihrem Blute das Glaubensbekenntniß der Spanier (zwar verwischt in dem Buche des Gesetzes, aber mit unauslöschbaren Buchstaben in ihre Herzen geschrieben) besiegelten. Sagen wird es auch der denkwürdige Feldzug von 1813, welcher Ew. Majestät aus dem Gefängniß befreiete und jenem Triumph zuführte, von welchem wir den Britten, unseren Verbündeten, so viel verdanken. Doch besser, als jemand, hat Ew. Majestät selbst es in der väterlichen Anrede gesagt, welche sie am 10. März an die Spanier zu richten geruheten. Ich wage es nicht, diese Rede zu zergliedern; denn ich könnte der Ureigenheit des Gemähldes schaden, das sie in sich schließt. Nur in die Hand nehmen darf ich sie, um sie als einen Schlüssel, oder eine Erklärung der auffallenden Wunder zu betrachten, die in jenem Gemählde enthalten sind.

---

*) Dies sind die Namen zweier jungen Officiere, welche im Jahre 1808, als am 2. May das Gemetzel in Madrid anhob, das Zeughaus gegen die Franzosen vertheidigten, und beim Laden der Kanonen, nachdem rund um sie her alles gefallen war, niedergehauen wurden.

Auf der einen Seite seh' ich das Volk wie einen Körper ohne Haupt, und, außer seiner Rechtlichkeit, aller Waffen beraubt, die größte Macht bekämpfen, welche diese Zeiten sahen: eine Macht, die den erhabenen Thron, auf welchem Ew. Majestät sitzen, umstürzen wollte. Auf der anderen bewundre ich die erlauchten Repräsentanten desselben Volkes, wie sie, auf den Vorposten der einzigen Schutzwehr spanischer Freiheit gestellt, beim Schimmer des Feuers, das gegen sie gerichtet ist, das Buch der Gesetze lesen und ihre Committenten mit verstärkter Stimme aufmuntern, indem sie ihnen unter andern Grundsätzen des gemeinschaftlichen Wohls auch folgenden anführten, der von einem der erhabenen Vorfahren Ewr. Majestät herrührt: König und Königreich sind wie Seele und Körper, welche, obgleich von einander verschieden, durch die Vereinigung zu Eins werden. Spanier müssen den König bewahren; denn, ihn bewahrend, bewahren sie sich selbst und das ganze Land, dem sie angehören. *) Weil wir, fügten jene hinzu, diese und andere Grundsätze aufgegeben hatten, so ist so viel Elend über uns gekommen. Beharren wir, endigten sie, in diesem harten Streite, und befreien wir unseren König, um ihn mit dem Gesetze in das Heiligthum

*) Rey y reino son como alma y cuerpo, que aunque sean departidos, el ayuntamiento les face ser una misma cosa. Los Españoles deben guardar al Rey, ca guardándole á él se guardan á si mismos é á la tierra onde son.

der Unverletzlichkeit zu bringen. Endlich sehe ich den Triumph der spanischen Redlichkeit durch Ew. Majestät verkündigt. Ich verstumme, Sire, beim Anblick dieses Gemähldes. Mir bleibt nur der Muth, zu sagen: Erlauchte Gefährten, wandeln wir auf der Bahn der Verfassung, weil unser König uns auf derselben voran geht!"

„Indem ich mich der Hindernisse erinnere, deren Ew. Majestät in Ihrer Rede gedacht haben, nehme ich meinen Muth noch einmal zusammen, um den Ihrigen aufzurichten. Denn welche Hindernisse können sich entgegen stellen, wenn Ew. Majestät es so aufrichtig mit der Nation meinen, wie Sie an den Tag gelegt haben? Hindernisse, welche von den Cortes beseitigt werden müssen, werden von ihnen besiegt werden nach dem Umfange der Macht, die das Gesetz ihnen gewährt. Um die übrigen, welche von Ewr. Majestät abhangen, zu besiegen, bedarf es nur eines Worts von Ihnen. Was sag' ich eines Worts? Nur eines Winks bedarf es. Ew. Majestät sind ein Theil des Gesetzes, ehe es bekannt gemacht ist. Sie sind das Gesetz selbst, nach geschehener Bekanntmachung; denn in Ihrer Hand ist der allgemeine Wille aller Spanier, und es giebt keine Macht, die sich Ihnen widersetzen könnte. Und wenn die Nation, verwaiset und unbeschützt, alles that, was Ew. Majestät bekannt gemacht hatte, wie sollte sie, vereint mit dem Könige, nicht dasselbe thun?" —

So lautete die Antwort des Präsidenten, und unmittelbar darauf erhoben sich König und Königin, begleitet von denselben Abgeordneten, die sie in den Saal geführt

hatten, begleitet auch von den hundertfältigen Stimmen Derer, welche riefen: es lebe der constitutionelle König, es leben die Cortes, die Repräsentanten und die spanische Nation!

Die Minister waren bei dieser Rede und Gegenrede zugegen. Jene war Tages vorher zwischen dem Könige und ihnen besprochen worden. Nur über den Schluß derselben hatten sie Ursache erstaunt zu seyn; denn nicht genug, daß sie daran keinen Antheil hatten, sahen sie sich darin als Fahrlässige bezeichnet, die weder des Vertrauens der Nation, noch des ferneren Zutrauens Sr. Majestät würdig wären.

Ihr Schicksal blieb nicht lange unentschieden; denn der König entließ sie, bis auf den Marine-Minister, noch an demselben Tage. Es waren D. Evaristo Perez de Castro, D. Augustin Arguelles, D. Ramon Gil de la Cuadra, D. Manuel Garcia Herreros, D. Josef Canga Arguelles und D. Cajetano Valdes. Alle diese Männer hatten sich in den Cortes von Cadiz ausgezeichnet und waren nach der Restauration vom Jahre 1814 erst nach Ceuta und dann nach Alcudia verbannt worden. Die Umwälzung vom Jahre 1820 hatte sie nach Spanien zurück versetzt, und als die vorzüglichsten Gesetzgeber Spaniens waren sie zu der Ehre gelangt, königliche Minister zu werden, wobei die Voraussetzung gewesen war, daß die Erinnerung an ihre überstandenen Leiden keinen Einfluß haben würde auf ihre Gesinnungen gegen Denjenigen, der als der Urheber dieser Leiden zu betrachten war.

Während nun die Cortes an dem folgenden Tage

die Erscheinung der Minister erwarteten, um über die innere und äußere Lage des Königreichs die nöthigen Aufschlüsse zu erhalten, wurde ihnen bekannt gemacht, daß der König seine Minister entlassen habe: eine Nachricht, die sie in ein um so größeres Erstaunen setzen mußte, da von ihrer Seite, wie es in constitutionellen Monarchieen wohl hergebracht ist, nicht die mindeste Klage über die Entlassenen war geführt worden. Zugleich erhielten sie durch den beibehaltenen Marine-Minister die Anzeige: daß der König, um der Nation einen unwiderleglichen Beweis von der Aufrichtigkeit und Geradheit seiner Gesinnungen zu geben, und um Gehülfen zu finden, welche ihn bei der Aufrechthaltung der Constitution im ganzen Umfange der Monarchie unterstützen möchten, sich des Urtheils der Cortes bedienen wolle. Er wisse zwar, daß die Wahl seiner Minister zu seinen Vorrechten gehöre; allein diese würden nicht dadurch geschmälert werden, daß die Cortes ihm Diejenigen bezeichneten, welche des öffentlichen Vertrauens am würdigsten wären, und Aufklärungen, die jeder einzelne Deputirte ihm geben würde, wenn er ihn darum ersuchte, könnten nur um so zuverlässiger seyn, wenn sie von der ganzen Versammlung herrührten.

Durch diese Botschaft in eine nicht geringe Verlegenheit gesetzt, berathschlagten die Cortes, was zu thun sei.

Unter den Rednern trat zuerst der Graf von Toreno auf, und seine Meinung ging dahin, daß eine Versammlung, zu deren Bestimmung es gehöre, die Minister zur Verantwortung zu ziehen, sich mit der Anstel-

lung derselben nicht befassen könne, und daß außerdem durch das Daseyn eines Staatsraths dafür gesorgt sei, daß es dem Könige nicht an Vorschlägen fehlen könne. „Es scheint, fügte derselbe Graf hinzu, daß der König zu diesem Schritte von Personen gebracht ist, die eine Trennung veranlassen wollen: eine Trennung, die wir als das größte Uebel vermeiden müssen. Ich erblicke in ihnen Dieselben, die seit zwölf Jahren den Thron so oft an den Abgrund des Verderbens gestellt haben. Möchten die Rathgeber Sr. Majestät von demselben Geiste beseelt seyn, der die entlassenen Minister beseelt hat! Da man Gestürzte loben darf, so sei es mir erlaubt, ihnen diese Art von Huldigung darzubringen." In demselben Tone sprachen mehrere andere Abgeordnete, nicht ohne aufmerksam zu machen auf den Fallstrick, der den Cortes gelegt worden; und nachdem der Gegenstand erschöpft war, wurde der Vorschlag des Herrn Calatrava angenommen, dahin lautend, daß die heiligen Grundsätze der Constitution den Cortes nicht erlaubten, den Antheil an der Ernennung gewisser Personen zu nehmen, den Se. Majestät zu wünschen schiene; und daß, wenn Hochdieselbe des Raths bedürftig wäre, die Constitution das Collegium bezeichne, das ihn ertheilen könne.

Unmittelbar nach der Entfernung des Königs aus dem Versammlungssaale der Cortes, hatte der Graf Toreno auf eine Antwort angetragen, und eine Commission, an welcher der Graf selbst Theil hatte, war mit der Abfassuug dieser Antwort beauftragt worden. Da nun in Beziehung auf dieselbe nichts so nothwendig

war, als die Rede des Königs zu haben, die im Staats-Sekretariat vorhandene Abschrift aber weder vorenthalten werden konnte, noch durfte: so ging am bestimmtesten aus dieser hervor, wie weit der König seinen geheimen Rathgebern nachgegeben hatte. Die Sache noch mehr aufzuklären, besonders da sie mit jedem Augenblick wichtiger zu werden schien, — beschlossen die Cortes, die entlassenen Minister vorzufordern, und zwar nicht als Beamte — denn dies zu seyn hatten sie aufgehört — sondern in Folge der hohen Verrichtungen, denen sie vorgestanden hatten.

Die gewesenen Minister erschienen. Doch offenbarte sich auf der Stelle eine neue Schwierigkeit. D. Cajetano Valdes erklärte: „daß er als Privatmann nichts zu verantworten, als Minister aber nichts zu sagen hätte, da er es nicht mehr wäre; was aber seine Handlungen beträfe, so würde sein Bureau darüber Auskunft geben, und er mache sich anheischig, zu antworten, so oft er dazu aufgefordert würde." Der Präsident fragte, ob einer von den entlassenen Ministern etwas mitzutheilen habe; und diese Frage beantwortete Herr Garcia Herreros dahin, daß, so lange keine bestimmte Frage gethan würde, eine bestimmte Antwort unmöglich wäre. Herr Calatrava verlangte sodann Aufklärung über den Sinn der Stelle in der königlichen Eröffnungsrede, wo von den Umtrieben gehandelt wurde, welche die Ruhe einzelner Provinzen gestört und das Herz des Königs mit Betrübniß erfüllt hätten. Jetzt nahm Herr Arguelles das Wort: „Weder er noch seine Collegen könnten die Aufschlüsse geben, welche die Cortes

tes verlangten. Sie wären Minister gewesen, und durch einen Befehl, den sie verehrten, von ihren Verrichtungen getrennt worden. Als Privatmänner, wie sie gegenwärtig wären, könnten sie sich bloß gegen Beschuldigungen verantworten, die etwa vorgebracht würden. Alle Zweifel wären leicht zu beseitigen, wenn man zu ihren Bureaus seine Zuflucht nehmen wollte; denn diese enthielten alles, was Licht geben könnte über den Schluß der königlichen Eröffnungsrede. Wie leicht könnten sie zu wenig oder zu viel sagen, das hinterher berichtigt werden müßte! Hätte das Vaterland das eine oder das andere Opfer von ihnen verlangt, so wäre es ihnen angenehm gewesen, dies Opfer darzubringen. Da ihnen nichts anderes geblieben sei, als die Ehre, so unterstehe er sich, diese der Versammlung zu empfehlen." Noch immer drangen einige Abgeordneten in die Minister, daß sie der Versammlung mit freiwilligen Geständnissen zu Hülfe kommen möchten; sie brachten sogar eine geheime Sitzung in Vorschlag. Hiergegen aber erklärte Herr Arguelles: „er könne nicht umhin, zu bekennen, daß Oeffentlichkeit seine Schutzwehr sei, und daß er sich allen Gefahren des Ungehorsams aussetzen würde, wenn die Sitzung, anstatt öffentlich zu seyn, geheim seyn sollte. Jene Aufklärungen, welche die Cortes zu haben verlangten, würden die neuen Minister nach kurzer Zeit zu geben im Stande seyn. Er bäte also, daß man ihn und seine Collegen von der Folter befreien möchte, worauf sie sich befänden."

Als jetzt die Cortes sahen, daß mit den abgesetzten Ministern nichts auszurichten sei, entließen sie

dieselben mit dem Ausdrucke der größten Hochachtung und Werthschätzung.

Die Antwort auf die Eröffnungsrede des Königs mußte also abgefaßt werden, ohne daß man die verlangten Aufklärungen erhalten hatte. Sie war in dem Geiste Derer, welche, auf der Grundlage der Volks-Suveränetät stehend, die königliche Macht in keiner anderen Beziehung achtungswürdig finden, als in so fern sie den fremden Willen mit Entsagung vollzieht. Der Schluß der königlichen Eröffnungsrede erhielt folgende Erwiderung:

„Mit Schmerz und Erstaunen haben die Cortes die Anzeige vernommen, welche Ewr. Majestät am Schlusse Ihrer Rede zu machen geruhet haben. Voll von den Gefühlen der Rechtlichkeit, und von glühendem Eifer für die Beachtung der Constitution, welche den, der heil. und unverletzlichen Person Ewr. Majestät gebührenden Respect so bestimmt feststellt, können sie einer Handlung, die diesem constitutionellen Principe entgegen wäre, nicht mit Gleichgültigkeit zusehen: einer Handlung, deren nur ein entarteter Spanier fähig seyn kann; einer Handlung, welche für immer den Fluch der ganzen Nation, vorzüglich aber den Fluch einer Hauptstadt verdienen würde, welche Ewr. Majestät seit den ersten Jahren ihrer Regierung so viele Beweise von Liebe und Treue gegeben hat. Uebrigens verlassen sich die Cortes, von der Constitution mit den Verrichtungen der Gesetzgebung bekleidet, auf den Eifer und die Einsicht Ewr. Majestät; sie haben das Vertrauen, daß Ewr. Majestät als einziges Oberhaupt der vollziehenden Macht, in dessen erhabener

Person die Macht, Gesetze zu vollziehen, vereinigt ist, und dessen Ansehn sich über alles erstreckt, was zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung dienen kann, — sie hoffen, daß Ew. Majestät mit Nachdruck jede, unseren Einrichtungen entgegenwirkende, Ausschweifung durch alle die Mittel unterdrücken werden, welche Ihnen angewiesen sind; wodurch denn das große Werk unserer politischen Restauration allein vollendet und der constitutionelle Thron, dem allgemeinen und unwiderruflichen Wunsche der Spanier gemäß, allein befestigt werden kann."

Wir haben in dieser Darstellung *) ein treues Gemählde von den Auftritten gegeben, welche die Eröffnung der diesjährigen Sitzungen des spanischen National-Congresses veranlaßt hat. Das Wenigste, was sich darüber bemerken läßt, ist, daß da, wo solche Auftritte möglich sind, entweder gar nicht, oder höchstens scherzweise von einer Constitution die Rede seyn kann.

Man bemerke Folgendes! Der König beklagt sich über die Beschimpfungen, denen er ausgesetzt ist, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er seine Minister, wo nicht für die Urheber, doch wenigstens für die Begünstiger derselben hält. Diese Minister, wiewohl sie noch kurz zuvor den Inhalt der Eröffnungsrede mit dem Könige besprochen haben, werden noch an demselben Tage entlassen. Das Erstaunen, worein die Cortes hierüber gerathen, wird nicht wenig vermehrt, als der König sie auffordert, ihm Diejenigen zu bezeichnen, die,

*) Diese Darstellung ist nach dem Inhalte der Gaceta de Gobierno vom 1. bis 8. März dieses Jahres entworfen.

als Regierungsgehülfen, seines Vertrauens am würdigsten sind. Sie lehnen einen solchen Antrag von sich ab, und verweisen den König auf die Constitutions-Urkunde, welche bestimmt, daß der König in allen Fällen, wo er des Raths bedarf, seine Zuflucht zu dem (von den Cortes gewählten) Staatsrathe nehmen soll. Es wird ein neues Ministerium gebildet. Inzwischen suchen die Cortes zu erforschen, was den Sturz der vorigen Minister herbei geführt hat. Diese, in den Congreß-Saal berufen, weigern sich, die Aufschlüsse zu geben, die man von ihnen verlangt, und indem einer von ihnen eine Wendung gebraucht, die nicht verfehlen kann, ihm die Bewunderung seiner Richter zu gewinnen, wird das ganze entlassene Ministerium nicht nur vorläufig von aller Schuld frei gesprochen, sondern sogar, wegen seiner Verdienste um das Vaterland, gepriesen. Dagegen erfährt der König in der Erwiderung auf seine Eröffnungsrede, daß — es seine Sache sei, der königlichen Würde Achtung zu verschaffen, und sich selbst vor Beschimpfungen zu bewahren.

Wie weit von der rechten Bahn muß man sich da verirrt haben, wo so etwas vorgehen kann! Wie unmöglich ist es, daß da irgend ein Zusammenhang, irgend ein Organismus in der Regierung Statt finde, wo ein König zum öffentlichen Ankläger seiner Minister wird, die Stände hingegen sich der letzteren annehmen, und sie, so viel an ihnen ist, beim Volk rechtfertigen!

So lange es constitutionelle Monarchieen gegeben hat, die auf Oeffentlichkeit beruheten, ist es freilich unerhört gewesen, daß Mäßigung und Bescheidenheit den

Charakter der Volksvertretung ausgemacht hätten; allein wie kühn und keck auch die Sprache der Redner seyn mochte, so richtete sie sich doch nur gegen die Diener der Krone, nicht gegen das gekrönte Haupt selbst, dessen Unverletzlichkeit am meisten von Denen geachtet werden muß, die berufen sind, ihn bei dem wichtigen Geschäfte der Gesetzgebung mit ihren Einsichten und positiven Kenntnissen zu unterstützen. In Spanien allein sehen wir von allem diesen das Gegentheil. Hier muß sich der König, sogar im Schooße des National-Congresses, gefallen lassen, das Unangenehmste zu hören, was er in seiner Lage vernehmen kann; und wenn der Vorwurf der Undankbarkeit nicht laut gegen ihn ausgesprochen wird, so geschieht dies nur, um ihn durch die Erhebung des Verdienstes, das die Nation um ihn hat, desto mehr zu demüthigen. Was das Königthum, als solches, ist und fordert, dies scheint für die Spanier zu einem unerforschlichen Geheimniß geworden zu seyn; und indem sie immer und ewig an der Person Ferdinands des Siebenten kleben, laufen sie augenscheinlich Gefahr, einen Thron umzustürzen, den sie mit so großen Aufopferungen gegen die Macht Napoleons vertheidigt haben.

Man kann fragen: wie wird dies alles endigen?

Die zuverlässigste Antwort ist: nicht anders als höchst tragisch, sowohl für den König, als für die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel. Denn, wenn auf der einen Seite ein König, der (es sei nun durch seine eigene oder durch fremde Schuld) fortdauernd etwas wollen muß, das dem Interesse seines Volkes entgegen ist, nicht verfehlen kann, höchst unglücklich zu werden: so sieht auf

der anderen Seite dem Volke, das in seinen Forderungen bis zum Umsturz aller verfassungsmäßigen Ordnung vorgeht, dasselbe Schicksal bevor. So wie die Sachen gegenwärtig liegen, scheint eine Rettung nicht mehr möglich zu seyn, und das bekannte Tragala, perro! seine Wuth an dem Monarchen und an der Nation gleich sehr offenbaren zu müssen.

Nach den letzten Nachrichten liegt es freilich in den Absichten der neuen Minister, die königliche Autorität gegen alle die Verunglimpfungen zu sichern, die sie im Laufe des letzten Jahres erduldet hat. Allein wird es ihnen gelingen? Doch welche vortheilhafte Vorstellung man sich auch von dem Verstande dieser Männer machen möge: so kann man sich doch nicht dagegen verblenden, daß ihnen Ein unbesiegliches Hinderniß entgegen steht. Dies ist der Begriff von Volks-Suveränetät, so wie er sich seit dem Daseyn der Constitutions-Urkunde in den Köpfen der Spanier entwickelt hat. Das ganze politische System der pyrenäischen Halbinsel ist auf diesen Begriff gebaut: in ihm haben die Cortes ihr Wesen, und dieses Wesen ist von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, daß es nicht verglichen werden kann mit dem irgend einer anderen Parlementar-Verfassung. Nur die spanische Volks-Suveränetät rechtfertigt die Einheit der Kammer, sofern diese überhaupt zu rechtfertigen ist; sie ist aber zugleich die Ursache jener Einrichtung, nach welcher der Staatsrath nur aus solchen Personen zusammengesetzt werden kann, die von den Cortes dazu in Vorschlag gebracht sind. Was ist nun die königliche Prärogative neben diesen Vorrichtungen zur höchsten Beschrän-

kung derselben? Was können Minister zu Stande bringen, welche sich vorsetzen, die königliche Autorität zu heben? Entweder sie geben dem Könige, was des Königs ist; dann aber werden sie nie umhin können, die Vorrechte der Cortes abzuändern und den ganzen Begriff von Volks-Suveränetät, auf welchem die Verfassung ruhet, zu zerstören. Oder sie respectiren die Vorrechte der Cortes; dann aber werden sie die königliche Autorität dem Schicksal überlassen müssen, das ihr durch die Constitutions-Urkunde bereitet ist. Welchen von beiden Entschlüssen sie fassen werden, ist kaum zweifelhaft; zum Wenigsten würden sie sich selbst in keine geringe Gefahr bringen, wenn sie den Vorrechten der Cortes nicht den Vorzug vor der königlichen Prärogative gäben. Es ist also eine vollkommen leere Redensart, wenn gesagt wird, die neuen Minister seyen entschlossen, die königliche Autorität wieder herzustellen. Sie können es auch mit dem besten Willen nicht, den sie dazu haben mögen. Durch die Constitutions-Urkunde selbst sind ihnen die Hände gebunden, und dies wird fortdauern, so lange diese Urkunde in Wirksamkeit ist, d. h. so lange man den fehlerhaften Begriff von Volks-Suveränetät festhält, welcher dem politischen System zum Grunde liegt. Wir tragen kein Bedenken, zu sagen, daß das Königthum für Spanien auf längere Zeit zu Grunde gerichtet ist.

Von den Erscheinungen in der sittlichen Welt wird allzu viel auf den Zufall bezogen, während sich bei einer genaueren Untersuchung findet, daß sie ihren Grund sämmtlich in der organischen Gesetzgebung haben, so daß,

wenn diese wäre, was sie seyn sollte, alle von ihr ausgehenden Wirkungen den Wünschen der Gutgesinnten gemäß ausfallen würden. Was Spanien bevorsteht, von welcher Art es auch seyn möge, wird immer von dem unseligen Verhältnisse herrühren, worein die Constitutions-Urkunde von Cadiz Gesetzgebung und Vollziehung mit einander gebracht hat: ein Verhältniß, das, indem es die Einheit der Regierung aufhebt, nur mit der Auflösung aller Bande der Gesellschaft endigen kann. Ueber das, was in dem sittlichen Charakter Ferdinands des Siebenten nothwendig ist, wollen wir uns hier nicht erklären; aber dieser Monarch könnte den aufrichtigsten Willen haben, den Wünschen der Spanier gemäß, ein constitutioneller König zu seyn, ohne daß seine Lage dadurch nur im Mindesten verbessert würde: denn da er nicht aufhören kann, König zu seyn, die Constitutions-Urkunde aber ihn auf ein bedingtes Veto beschränkt, so ist er dadurch in einen nicht zu lösenden Widerspruch mit sich selbst gesetzt, der nur mit seinem Leben endigen kann. Auf gleiche Weise können die Cortes den besten Willen haben, die königliche Autorität zu achten; da diese aber durch die Ausschließung des Königs von dem Gesetzgebungsgeschäft so gut wie vernichtet ist: so fehlt es an einem reellen Gegenstande für ihre Hochachtung, und alle die Täuschungen, die sie sich selbst machen, können, möglicher Weise, nur so lange vorhalten, als die gegenseitige Feindschaft noch nicht erklärt ist. Aus dem bisherigen Verhalten, sowohl des Königs als der Cortes, geht hervor, daß man aller Leidenschaftlichkeit ausweichen will, um den entscheiden-

den Kampf zu vermeiden. Doch wie lange kann dies gelingen, da das, was das gegenseitige Mißtrauen nährt, immer gleich wirksam ist und den Leidenschaften keinen Stillstand gestattet! Durch ein Zuviel auf der einen, und durch ein Zuwenig auf der anderen Seite ist das Schicksal Spaniens bestimmt worden. Jenes treibt die Cortes aus den Schranken, innerhalb deren sie wahrhaft nützlich werden konnten; dieses macht den König und seine Minister zu Verzweifelnden, die alles aufbieten müssen, um ihre Stellung und Lage zu verändern. Wenn es wahr ist, daß von den neugewählten Ministern zwei (Cano Manuel und Dariz) sich geweigert haben, die ihnen zugedachten Stellen anzunehmen, und daß ihre Weigerung von dem Könige nicht genehmigt worden: so hat man in dieser Erscheinung einen Maßstab für alles, was Spanien bevorsteht. Nach der Ansicht, welche wir von der Lage der Dinge in Spanien haben, kann es nicht fehlen, daß alle einsichtsvollen Männer sich von solchen Aemtern entfernt halten, welche eine große Verantwortlichkeit in sich schließen; was aber die Ehrgeizigen und Verwegenen leisten können, sofern es eine Rettung des Königs gilt, davon haben wir eine Probe in den Auftritten mit der königlichen Leibwache gesehen.

Was auch in Spanien geschehen möge, immer wird es Aufschluß geben über das, was in dem Verhältniß der Gesetzgebung zur Vollziehung das Richtige ist. Es wird sich also von Neuem offenbaren, daß Diejenigen irren, die, indem sie auf eine Theilung der Gewalt dringen, die Regierung zu einem Product gesonderter und

ins Gleichgewicht gestellter Gewalten machen möchten; es wird sich von Neuem offenbaren, daß dies der Natur der Dinge und dem Wesen der Gesellschaft gleich sehr entgegen und folglich in sich selbst unmöglich ist; es wird sich von Neuem offenbaren, daß es zum Wesen der Gewalt gehört, eine einige zu seyn, und daß alles, was man von einer besonderen gesetzgebenden, oder richterlichen, oder vollziehenden Gewalt schwatzt, immer nur in so fern einen Sinn hat, als man dabei an Functionen einer und derselben Gewalt denkt, nämlich der königlichen, die durch nichts ersetzt, durch nichts übertragen werden kann. Wenn das, was wir hier gesagt haben, eine Wiederholung ist, so spricht eine dringende Nothwendigkeit für dieselbe; denn der allgemeine Irrthum des Jahrhunderts dürfte kein anderer seyn, als die Lehre von der Theilung und Gleichwägung der Gewalten: eine Lehre, die nicht stark genug bestritten werden kann von Denen, die es wohl meinen mit dem ganzen menschlichen Geschlechte.

Zusatz zu Dr. Jenners Aufsatze über das beste Mittel gegen Revolutionen.

(S. das vorige Heft dieser Monatsschrift.)

Dr. Jenner findet dieses Mittel darin, daß man den Adel, eben wie in England, auf den Erstgebornen beschränken soll, so daß dieser die Güter erbt, auf die der Adel der Familie befestigt ist, indeß die jüngeren Söhne sich der Armee, den Studien und den bürgerlichen Gewerben widmen.

Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Aufsatz wirklich vom Dr. Jenner geschrieben ist. So viel ist sicher, daß er von Jemand herrührt, der es recht gut meint, der aber seinen Gegenstand nicht historisch gekannt und nicht zwischen den verschiedenen Arten von Adel unterschieden hat, etwa so wie Möser in seiner trefflichen Abhandlung über denselben Gegenstand, die freilich wohl Wenige mögen gelesen haben, da bereits 40 Jahre verflossen sind, seitdem die patriotischen Phantasieen erschienen.

In dieser Abhandlung zeigt Möser die vier verschiedenen Quellen, aus denen der Adel in Deutschland geflossen ist, und giebt zugleich an, was Jeder beweisen muß, welcher behauptet, daß er adelig sei, wenn er seinen Adel aus einer dieser vier Quellen in urkundlicher Weise herleitet.

Der Adel in Deutschland ist nicht überall desselben Ursprungs — und man muß jede Art Adel sorgfältig unterscheiden, wenn man mit einiger Klarheit über den Gegenstand reden will.

In den Gegenden, wo der doppelte Social-Contract geherrscht hat, wie z. B. in den Ländern, die um die Ostsee liegen, beruhte der Adel auf dem Unterschiede der Nation. Dieses waren Länder, in denen Wendische und Slavische Stämme gesessen, Länder, welche von den eindringenden deutschen Gefolgen waren erobert worden, eben wie Gallien durch fränkische Gefolge. Der Eroberer war edler, als der Unterworfene, und bei dieser Art Adel ist Dr. Jenners Vorschlag, den Adel auf den Aeltesten zu beschränken, schon gar nicht passend; denn der jüngste Sohn eines Franken war eben so gut ein edler, d. h. freier Franke, wie der älteste.

Dr. Jenner scheint nicht gewußt zu haben, daß, das ganze Mittelalter hindurch, die Edlen die Freien hießen, und als solche auch in den Urkunden erscheinen. — Jener Krenkingen, dessen Adel so alt war, daß er vor Kaiser Friedrich dem Rothbart aus dem Hause Hohenstaufen nicht aufstand, als dieser durch die Stadt Tungen ritt, erscheint in den Urkunden nur als Freier; und da ist nun nicht abzusehen, warum der jüngste Sohn des Krenkingen nicht eben so gut ein freier d. h. ein edler Mann seyn sollte, wie der älteste.

Seit durch die neuere Gesetzgebung der doppelte Social-Contract, der aus dem Rechte des Eroberers sowohl in Gallien wie an der Ostsee entstanden, vernichtet worden, fällt diese Unterscheidung zwischen den Fa-

milien in der Landschaft weg, und alle sind in Zukunft auf gleiche Weise von freier, d. h. von edler, Geburt.

Die zweite Quelle des Adels war das Lehnwesen. — Nur Freie konnten Krieger seyn, und nur Freie waren daher lehnfähig. Wer also, sagt Möser, beweisen kann, daß seine Vorfahren bei Lehngerichten als Lehnschöffen und pares curiae erschienen sind, ist von freier Abstammung und daher von edler Geburt. Beim Lehnwesen erbte das Lehn auf den Aeltesten; und da die Familie, die im Aeltesten sich fortpflanzte, auf unbewegliches Eigenthum gefestigt war (auf eine Staatsaktie): so behielt diese unwandelbar ihre Heimath und ihren Adel, indeß die jüngeren sich im Volke zerstreuten und verschwanden. Aus dem Lehnwesen hat sich der englische Adel entwickelt. Die 60125 Lehne, in welche Wilhelm der Eroberer England theilte, haben den Grund-Charakter der Gesellschaft gebildet, und sind noch das eigentlichen Knochengerüste der aristokratischen Regierungsform auf dieser Insel. Allein der doppelte Social-Contract ist früh auf dieser Insel vernichtet worden, und dieses hat bewirkt, daß die jüngeren Söhne des Adels, die nicht auf Lehn gefestigt waren, sich leicht in das Volk zerstreuen und verlieren konnten, dahingegen in Frankreich der doppelte Social-Contract bis zum Jahre 1789 gesetzlich gedauert hat, obgleich durch die Milde der Sitten und der Zeit schon längst untergraben. — Hier liegt der Unterschied zwischen dem französischen und englischen Adel — der aber nun von selber verschwindet, eben weil in beiden Ländern der doppelte Social-Contract auf gleiche Weise ver-

schwunden ist. Die Vorstadt von St. Germain stirbt endlich aus, und die Generation, welche den Hof von Versailles und das ancien regime noch gekannt, ist nach 30 Jahren völlig auf dem Kirchhofe des Paters la Chaise.

Die dritte Quelle des Adels war die Ministerialität. Es war dieses der Adel der Dienstleute (ministeriales). Die Dienstleute an den Höfen der Herzoge, Bischöfe und Grafen bildeten im Mittelalter eine edle Zunft oder Knappschaft. Da sie bewaffnet waren und müßig, so führten sie die edlen Ritterspiele bei sich ein, mit Gestechen, Gefechten, Ritten und Panieren. — Aus diesen Dienstmannschaften haben sich überall die Ritterschaften gebildet. Diese Ritterschaften nahmen Niemand unter sich auf, welcher nicht von edler d. h. freier Geburt war, und solches nicht für seine Eltern und Großeltern nachweisen konnte. Der Beweis war Zeugenbeweis und wurde durch zwei Mitglieder der adeligen Zunft geführt, welche eidlich aussagten: daß sie seine Eltern und Großeltern gekannt, und daß solche Freie gewesen wären. Dieses war Ahnenprobe. — Am leichtesten ließ sich der Beweis freier Abstammung von Meisters-Kindern führen; denn der Sohn des Ritters konnte leicht nachweisen, daß sein Vater schon in die adelige Innung aufgenommen war. — Hierdurch entstand die Gewohnheit, daß man gern Meisterssöhne aufnahm. Aus der Gewohnheit wurde endlich eine Regel, und man nahm Niemand auf, der nicht nachweisen konnte, daß sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater sämmtlich Meisterssöhne, und seine Mutter, seine

Großmutter und seine Urgroßmutter sämtlich Meisterstöchter gewesen. Dieses war Ahnenprobe mit acht Ahnen oder Schilden (Quartiers).

Bei diesem Zunft-Adel hat Dr. Jenner wieder unrecht, wenn er behauptet, daß er auf den ältesten Sohn müßte beschränkt werden. Denn warum soll der jüngste Sohn nicht eben sowohl adelig seyn, als sein älterer Bruder, da er eben so gut den Beweis führen kann, daß seine sämmtlichen Großväter und Urgroßväter Meistersöhne, und seine sämmtlichen Großmütter und Urgroßmütter Meisterstöchter gewesen sind? —

Die vierte Quelle des Adels sind kaiserliche oder königliche Adelsbriefe. Diese Briefe sind eine Erklärung des Landesherrn, als judex supremus, daß diese Familie in seinen Landen für adelig gehalten wird. Herr von Schlieben hat in seinem trefflichen Werke, über die Familie derer von Schlieben ein solches Zeugniß mitgetheilt, indem der Herzog von Pommern einem derer von Schlieben, welcher in Oesterreich Dienste genommen, einen Adelsbrief als Beweis ausstellen ließ, daß die Familie Schlieben im Lande Pommern zu den adeligen Familien gezählt würde. — Dieses war ein echter Adelsbrief. Natürlich konnte der Herzog die Familie nicht adelig machen, wenn sie nicht adelig war; allein er konnte ihr das Zeugniß ausstellen, daß sie adelig sei und im Lande für adelig gehalten werde. Mit dem Ausstellen dieser Zeugnisse haben es nun die Landesherren nicht immer so genau genommen, wie wohl zu wünschen gewesen; und eine Folge davon war, daß der Briefadel, d. h. solcher, der sich auf ein solches Doku-

ment gründet, nicht die völlige Währung hat, wie der, welcher keines solchen Zeugnisses bedarf, eben weil jedermann in der Landschaft den Adel der Familie kennt und anerkennt. In Frankreich wurde vor der Revolution nur Derjenige zum alten Adel gerechnet, der mit seinen Beweisen so weit zurück gehen konnte, daß er in eine Zeit kam, wo noch keine solche Zeugnisse der Könige gebräuchlich waren. Nur diese Familien genossen die Auszeichnung, daß sie bei Hoffesten in dem Wagen des Königs abgeholt wurden.

Bei diesem, auf kaiserlichen oder königlichen Adelsbriefen beruhenden Adel, ist aber Dr. Jenners Vorschlag wiederum unpassend. Denn warum soll der jüngste Sohn nicht eben sowohl Theil an diesem Adelsbriefe haben, als der älteste? — In den Adelsbriefen ist gar nicht bemerkt, daß sie nur auf die Aeltesten gehen sollen, sondern der Adel ist dem Geschlecht in allen seinen Gliedern verliehen. In einem Adelsbriefe vom Kaiser Matthias vom Jahre 1614 heißt es: „Wir erheben, würdigen und setzen also den obgemeldeten „Georg Hansen und dessen Erben in ewige Zeiten „zu rechtgebornen Turniergenossen und rittermäßigen Edelleuten *).“

Dieses ist das Historische des Gegenstandes. Nachdem nun der Thatbestand festgestellt worden, läßt sich

*) Dieser Adelsbrief ist abgedruckt Seite 230 des Werks über die Provinzial-Verfassung der vier Länder, Jülich, Cleve, Berg und Mark. 1818.

besser

besser ein Wort über den Adel reden, als wenn man die Sache bloß mit Räsonnement und a priori abmachen will. — So meint Möser.

Was die erste Quelle des Adels betrifft, welche aus dem doppelten Social-Contracte fließt, so ist diese verschwunden, seit durch die Gesetzgebung der doppelte Social-Contract aufgehört hat, und alle Einwohner des Landes in gleicher Weise frei geboren werden.

Dasselbe gilt von der zweiten Quelle: dem Lehnadel. Seit der Kriegsdienst auf den alten Heerbann gegründet worden, und die Waffenpflicht, so wie die Waffenehre, allgemein ist, ist keine besondere Krieger-Kaste mehr vorhanden, welche Kriegsbeneficia in liegenden Gründen (Lehnen) besitzt, und aller Lehnadel hat von selbst aufgehört.

Dasselbe gilt vom Dienstmanns-Adel. Die Dienstmannschaften sind überall verschwunden. Die Ministerialität ist eine Form der Gesellschaft, die nicht mehr vorhanden ist. Die Ritterinnungen haben aufgehört, und es hat daher nun einen geringen Werth, wenn Jemand den Beweis führen kann, daß seine Voreltern in früheren Zeiten zu irgend einer edlen Dienstmannschaft gehört haben.

Welche Art Adel ist nun noch übrig? Denn der Briefadel ist an sich keiner, da er, wie wir eben gesehen, zwar das Zeugniß des bereits vorhandenen Adels ist, allein keinen Adel hervorbringen kann, wo er nicht schon wirklich vorhanden und sich durch bedeutende Staatsdienste, sei es im Heere, sei es in der Verwaltung, sei es in der Rechtspflege, beurkundet hat.

In einem Lande, wie Deutschland, wo Jedermann frei geboren wird, also ein Freier ist, und wo der Ackerboden käuflich und nicht in Staatsaktien vertheilt ist, die in die Hände bestimmter Familien gefestigt sind, kann es nur noch zweierlei Adel geben.

Zuerst der Dienstadel, der durch bedeutende, dem Gemeinwesen geleistete Dienste erworben wird, und den der Landesherr durch einen Adelsbrief anerkennen, aber nicht hervorbringen kann.

Dann der Bauernadel. Das Grundeigenthum geht zwar aus einer Hand in die andere, allein es bewegt sich doch immer viel langsamer, als jeder andere Besitz.

Eine Familie, die ein bedeutendes Grundeigenthum so in sich befestigt, daß es nie getheilt, und nie verkauft oder verschuldet werden kann, sondern stets frei und ungetheilt von einem Gliede derselben besessen und bewohnt wird, das als das Haupt der Familie gilt, und in dessen Hausherrlichkeit die anderen Glieder der Famile leben, — eine solche Familie wird in der Landschaft für adelig gehalten werden, weil ihr Dauer verliehen ist, und weil die anderen Familien diese Familie unverändert unter sich wohnen sehen, indeß sie selber der Veränderung und dem gewöhnlichen Auf- und Absteigen unterworfen sind.

Dieses ist Bauernadel. Zu diesem Bauernadel wird sich vielfach Dienstadel gesellen. Denn wenn die Gemeinen und die Grafschaften mündig werden, wenn sie ihre eigenen Angelegenheiten selber besorgen, wenn sie ihren Vorstand, ihre Deputirten zu Kreis- und

Landtagen wählen: so werden diese Wahlen sich immer gegen die Häupter der angesehensten Familien wenden, die in der Landschaft angesessen sind.

Dieser Adel der neueren Zeit entwickelt sich von selber und braucht nicht hervorgebracht werden. — Wenn das Frühjahr kommt, so werden die Bäume grün, und der Kukuk ruft, ohne daß sämmtliche Staatsbehörden solches weiter zu besorgen oder zu befördern hätten.

Wenn Herr Dr. Jenner nun meint, daß durch seine kluge Idee allem Revolutioniren vorgebeugt werde, so ist das allerdings möglich; allein da Möser diese Idee schon vor 40 Jahren gehabt hat, und da dessen ungeachtet seit der Zeit doch noch einige Revolutionen ausgebrochen sind, so ist die Sache eben nicht wahrscheinlich.

In der unrichtigen Organisation des Adels liegt nicht der Grund zu den Revolutionen; denn die meisten gehen vom Adel aus. Der Herzog von Orleans, der Graf von Mirabeau, der Prinz von Cisterni .... alle waren adelig, und das Mißvergnügen über den Adel konnte nicht der Beweggrund ihrer Handlungen seyn. Der Grund zu Revolutionen liegt in Folgendem:

Die Gesellschaft ist in einer stetig fortschreitenden Entwickelung begriffen, und indem sich ihr Zustand ändert, müssen sich auch die Einrichtungen ändern, unter denen sie lebt.

Gewöhnlich sind aber diese Formen eine lange Reihe von Jahren stillstehend gewesen. Indem sie sich nun nicht nachgebildet haben, sind sie steif geworden und verholzt, und können sich endlich nicht mehr nachbilden.

Dieses war um das Jahr 1500 mit dem römischen Kirchenthum der Fall. Alle Reformationen, welche die Päbste und die Concilien mit der Kirche versucht hatten, waren mißlungen. Das Uebel blieb; die Gesellschaft aber war gebildeter geworden, als die Geistlichkeit, die sie Jahrhunderte lang beherrscht hatte. — Die Magnetnadel war erfunden, auch die wahre Weltordnung, die Druckerei und das Schießpulver. — Bei dieser Disposition der Gesellschaft zum Aufruhr gegen das römische Priesterreich, stand in Wittenberg ein kühner Augustiner-Mönch auf, der ein Mystiker war, und nichts gelesen hatte, als die Bibel und Augustins Schriften. Dieser sagte: was die Kirche lehre, sei ein Wissen aus zweiter Hand. Was die Bibel lehre und der Geist des Herrn dem frommen Christen in seinem Innern offenbare, sei ein Wissen aus erster Hand. Dieser Funke fiel zündend in die zu einem Gewitter vorbereitete Zeit. Die Reformation begann, und ging nicht vom Pabste und nicht von Concilien aus, sondern vom Volke. Sie machte sich nicht von oben, sondern von unten; — sie entstand auf dem Wege der Selbsthülfe, da man von oben zu lange gesäumt hatte, und wurde hierdurch eine große kirchliche Revolution.

Nach 300 Jahren, während die Gesellschaft immer im Fortschreiten geblieben, brach eine politische Reformation aus, und ebenfalls von unten und auf dem Wege der Selbsthülfe, wodurch sie denn auch eine Revolution wurde. — Menschlicher Weise zu reden, hätte diese Revolution, so wie jene, können vermieden werden,

wenn man bei Zeiten von oben die Reformen eingeführt hätte, nach denen die Gesellschaft strebte, wodurch man die Selbsthülfe von unten vermieden haben würde. — Denn der Charakter einer Revolution beruhet eben in der Selbsthülfe.

In Frankreich war man im Jahre 1781 unter Necker auf gutem Wege, diese Reformen vorzunehmen, wodurch die Sachen sich eben so gemacht haben würden, aber langsam und mit Vermeidung der Selbsthülfe. Die Entfernung Neckers, die Verwirrung in den Finanzen, und die Aufhebung der Provinzial-Verwaltungen, machten, daß im Jahre 1789 der Zustand der Selbsthülfe eintrat, als Minister das Bekenntniß ablegten, daß sie sich außer Stande sähen, Frankreich aus der Verwirrung zu reißen, in die sie es durch ihre fehlerhafte Verwaltung gestürzt hatten. — Diese Selbsthülfe war die Revolution.

Auf diese Weise haben sich alle spätere Revolutionen gemacht. Sie entstanden unter schwachen Regierungen durch das Eintreten der Selbsthülfe. — Bei einer starken Regierung ist keine Selbsthülfe und keine Revolution möglich. Denn eine starke Regierung regiert eine Nation immer in der Richtung ihrer großen Interessen, da sie eben hierdurch eine starke Regierung wird. Und indem sie die Reformen, welche ein Bedürfniß für den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft sind, zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte macht, behält sie die Sache immer in der Hand, und es tritt keine Selbsthülfe ein, und keine Revolution.

Das sicherste Mittel gegen Revolutionen ist daher, daß die Regierungen selber die Reformen und die neue Ordnung der Dinge herbeiführen, nach denen die Gesellschaft bei ihrer jetzigen Einrichtung verlangt. Wenn das Volk sieht, daß sich die Regierung ernstlich hiermit beschäftigt, daß sie in diesem Geiste ein Gesetz nach dem anderen erläßt und ausführt: dann wird es nie auf die Idee der Selbsthülfe kommen, und eine Revolution ist dann eben so wenig möglich als die Reformation würde möglich gewesen seyn, wenn die Päbste vom zwölften bis zum funfzehnten Jahrhundert die katholische Kirche so reformirt hätten, wie sie sie vom funfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert wirklich reformirt haben. Hat doch jetzt der Pabst sogar die kopernikanische Weltordnung für die richtige erklärt. Nachdem er die Erde 300 Jahre hat still stehen lassen, so hat er ihr endlich erlaubt, sich um ihre Axe zu drehen, und jährlich um die Sonne zu laufen, da hingegen die Sonne nun ihrerseits die Erlanbniß erhalten hat, unbeweglich im Mittelpunkte des Systems zu bleiben.

Wie man durch zweckmäßige Reformen, welche man zu gehöriger Zeit und am gehörigen Orte macht, alle Selbsthülfe und alle Revolutionen vermeiden kann, davon hat in neueren Zeiten der Preußische Staat das redendste Beispiel gegeben. Durch eine folgerechte Gesetzgebung von 13 Jahren sind alle die Reformen, nach denen die Gesellschaft strebt, auf dem Wege ruhiger Entwickelungen herbeigeführt worden. Fast alle Steuerbefreiungen haben aufgehört, die Zwangsrechte sind abgeschafft, die Gewerbefreiheit ist eingeführt, die Dienst-

barkeit ist aufgehoben, die National-Bewaffnung ist gegründet, und echtes Grundeigenthum ist überall hervorgerufen, da die ganze neuere Gesetzgebung zu Gunsten des dritten Standes und darauf berechnet ist, alle Bauern-Familien im Laufe der Jahre in freie Grundeigenthümer zu verwandeln.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Frankreich im Jahre 1789 eine solche dreizehnjährige Gesetzgebung hätte aufzuweisen gehabt, wie Preußen im Jahre 1821 sie wirklich aufzuweisen hat, es unmöglich gewesen wäre, daß eine Revolution hätte ausbrechen und eine National-Versammlung und ein National-Convent entstehen können.

Herr Dr. Jenner wird daher einsehen, daß es ein viel kräftigeres Specificum gegen die Revolutionen giebt, als die Beschränkung des Adels auf die Erstgebornen, wie in England (was übrigens allerdings recht nützlich ist), und daß dieses Specificum in einer Gesetzgebung besteht, wie die Preußische seit 13 Jahren, welche das ganze gesellschaftliche Gebäude neu gebauet hat, aber langsam, und mit Verstand und Ueberlegung. — Denn langsam muß die Sache gehen, damit die neuen Einrichtungen nicht allein Zeit haben, sich mit Anstand zu entwickeln, sondern auch Zeit, sich zu bewurzeln und zu befestigen.

Denn bei aller Sehnsucht nach Constitutionen, ist die constitutionelle Ungeschicklichkeit unter den Menschen sehr groß. Man kann nicht annehmen, daß in jeder Provinz sich zehn Personen befinden, die etwas vom Verfassungswesen verstehen. Und dieses macht es eben

nothwendig, so langsam vorzuschreiten, damit sie Zeit behalten, sich nachzubilden, und nach und nach zu erfahren, wovon eigentlich beim Verfassungswesen die Rede ist. — Wie groß aber die constitutionelle Ungeschicklichkeit ist, die im Volke und selbst unter den Schriftgelehrten, Rechtskundigen, Aerzten und Chaldäern wohnt, geht daraus hervor, daß sie noch gar nicht darüber nachgedacht haben, daß sie mehr Steuern bezahlen müssen, wenn sie eine Verfassung haben, als sie vorher bezahlten. Im Gegentheile sind sie immer der naiven Meinung, daß sie dann weniger bezahlen würden, woher sie denn auch diese große Sehnsucht nach Verfassungen haben *).

Da Herr Dr. Jenner bei vielen Menschen herumkommt, und als Arzt doch ein wenig mit den Leuten über das Wetter und die Politik reden muß: so bitten wir ihn, wenn von Revolutionen die Rede ist, die Preußische Gesetzsammlung als Specificum dagegen zu empfehlen.

Er wird dann zugleich sehen, wie viel constitutionelle Staatsbürger es in dem Kreise seiner Bekannten giebt, welche den Muth haben, sich in ein Werk von fünf Quartbänden hinein zu studieren, um zu erfahren, was darin enthalten ist.

Dieses wird ihm einen anschaulichen Begriff von der constitutionellen Geschicklichkeit geben, welche in der höheren Etage der Gesellschaft vorhanden ist, und auf

*) Vergl. den Aufsatz im vorigen Hefte des Journals: In welchen Staaten bezahlt man die meisten Steuern?

die man rechnen kann. — Hieraus kann man Schlüsse auf die machen, welche in der untern Etage der Gesellschaft vorhanden seyn mag. — Die Aerzte sind zwar nicht alle Mathematiker, wie Dr. Olbers in Bremen; allein sie werden doch einsehen, daß einige Zahlen und einige Statistik über den vorhandenen Verstand und die vorhandenen Kenntnisse beim Verfassungswesen etwas sehr Nützliches sind.

B . . . g.

Literatur-Anzeige.

Es giebt empfindsame Patrioten, die, wenn das Vaterland in Gefahr geräth, sogleich das Weite suchen, weil sie sich nicht stark genug fühlen, dasselbe leiden zu sehen. Zum Glück ist ihre Zahl nicht groß; denn, wenn dies der Fall wäre, so würde es nie und nirgend ein Vaterland geben können.

Zu diesen empfindsamen Patrioten gehörte im Jahre 1806 Herr S...., ein geborner Berliner, besonnen und verständig, in allen Cirkeln wohl gelitten, ein wenig selbstisch, wiewohl auf eine so eigenthümliche Weise, daß die Meisten glaubten, er sei nichts als Liebe. Unter großer Herzensangst sah er den Krieg zwischen Preußen und Frankreich sich entwickeln; denn er ahnete nichts Gutes von einem so ungleichen Kampfe. Nach der Schlacht bei Jena konnte er es nur mit Mühe über sich erhalten, noch einen Augenblick in Berlin zu verweilen, und nur weil nicht sogleich Alles zu einer Auswanderung vorbereitet war, sah er die Franzosen in die Hauptstadt des Königreichs einziehen, und die Rolle von Gebietern spielen. Es ist wohl unnöthig, zu sagen, wie sein Herz bei diesem Anblick blutete. Der letzte Ueberrest von Standhaftigkeit ging für ihn verloren, als er den famösen Brief Napoleons de dato Gera den 12. October 1806 in den öffentlichen Blättern las: diesen Brief, worin der ehemalige Kaiser der Franzo-

sen dem Könige von Preußen ankündigte, daß er nicht im Stande seyn werde, die seinem Volke geschlagenen Wunden jemals zu heilen. Zu Boden geworfen durch diese Aeußerungen, fühlte sich S.... nur von dem Gedanken gränzenloser Zerstörung gequält; und unfähig, den Anblick derselben zu ertragen, beschloß er, den beweglichen Theil seines Vermögens zu versilbern und, mit guten Wechseln versehen, sich zu seinem Bruder nach Philadelphia zu begeben.

Gedacht, gethan. Er ging über Hamburg nach England, und nachdem er sich den Winter über in London aufgehalten hatte, reisete er im April 1807 von Portsmouth auf einer amerikanischen Fregatte nach Philadelphia, wo er wohlbehalten anlangte, und von seinem Bruder aufs Freundschaftlichste empfangen wurde. Die Stürme des Krieges gingen vorüber, aber der Friede von Tilsit war für unseren empfindsamen Patrioten nur ein Beweggrung mehr, nicht in sein zerfleischtes Vaterland zurückzukehren; er schätzte sich sogar glücklich, sich nicht übereilt zu haben, als er in Erfahrung brachte, daß die Franzosen, dem Inhalte der Tractaten entgegen, das Königreich Preußen nicht geräumt hätten. Zu glauben ist, daß die allmählige Gewöhnung, fern von dem Vaterlande zu leben, so wie der Aufenthalt in dem Hause eines geliebten Bruders, und die täglich wachsende Bekanntschaft mit einer der europäischen so unähnlichen Welt, wie die nord-amerikanische in so vielfachen Beziehungen ist, auch das Ihrige zur Besänftigung des Empfindsamen beitrugen. Es verstrich also ein Jahr nach dem andern, ohne daß er Anstalten zur Rückkehr

traf; und als das Jahr 1813 gekommen war, da gab es neue Gründe, in Philadelphia zu verweilen, um den Ausgang des Riesenkampfes abzuwarten, der sich zwischen Frankreich und dem übrigen Europa entsponnen hatte. Das, wovon unser S.... sich noch immer nicht trennen konnte, war der Gedanke an die Zerstörungen, die sein Vaterland gelitten; dieser verfolgte ihn wie sein Schatten, und diente noch immer als Rechtfertigung seines längeren Verweilens in Philadelphia. Was sag' ich viel? Erst im Sommer des Jahres 1820 konnte er sich zur Rückkehr entschließen; und im October desselben Jahres, beinahe dreizehn Jahre nach seiner Entfernung von Berlin, traf er wieder an Ort und Stelle ein.

Auf dem Wege von Hamburg bis nach der Hauptstadt war es ihm aufgefallen, statt der erwarteten Zerstörungen, schönere Dörfer, vorzüglich aber bessere Landstraßen anzutreffen, als er vor dreizehn Jahren verlassen hatte. Mit der Hauptstadt Preußens selbst waren in dem kurzen Zeitraume der letzten fünf Jahre so wesentliche Veränderungen vorgefallen, daß er darüber nur erstaunen konnte. Je länger er beobachtete, desto weniger konnte er sich verhehlen, daß er in eine ihm ganz unbekannte Welt gerathen war. Er suchte den Schlüssel zu den Räthseln, die sich ihm darboten; doch unfähig, ihn durch sich selbst zu finden, sah er sich genöthigt, zu seinen alten Freunden zurückzukehren. Von diesen gab der Eine ihm diesen, der Andere jenen Aufschluß. Er begriff allmählig, daß, während der dreizehn Jahre seiner Abwesenheit, in der Gesetzgebung des Königreichs Preußen die größte Veränderung vorgegangen seyn müsse, die

je ein Staat in einem so kurzen Zeitraume erlebt habe; das Heer in seiner neuen, auf Vaterlandsliebe gegründeten Gestalt, das Bürgerthum in seiner Municipal-Verfassung, die Gewerbfreiheit durch die Aufhebung des Zunft- und Innungszwanges bewirkt, die Verwandlung des Lehns in Eigenthum für alle Erbunterthänigen, und so viele andere Erscheinungen waren der vollständigste Beweis dafür. Es leuchtete ihm ein, daß Napoleons Fluch sich in Segen verwandelt hatte. Um die Möglichkeit dieser Metamorphose vollständiger zu begreifen, fing er an, die preußische Gesetzgebung seit dem Jahre 1807 zu studieren. Diese, wie sich ganz von selbst versteht, machte seinen letzten Zweifeln ein Ende; und indem er bei sich selbst bemerkte, daß durch Napoleon nichts zertrümmert worden, was nicht schon früher wurmstichig und anbrüchig gewesen, fehlte wenig daran, daß er ausrief: „man muß Gott für Alles danken!"

Wozu diese Erzählung? — wird der Leser fragen.

Ich antworte mit dem horazischen: Mutato nomine de te fabula narratur.

Wie Wenige haben eine klare Anschauung davon, daß die Zukunft in der Gegenwart enthalten ist und daß man über die erstere nur in so fern einigermaßen richtig urtheilt, als man die letztere vollständiger begriffen hat! Noch mehr: wie Wenige wissen, daß jede veränderte Gesetzgebung einen veränderten Gesellschaftszustand in sich schließt, und wie unmöglich es ist, mit dem eigenen Rechte auf demselben Fleck zu bleiben, wenn die Rechte aller Uebrigen nicht mehr dieselben sind! Ohne nach Philadelphia gereiset zu seyn, ja ohne den Aufenthaltsort

nur im Mindesten verändert zu haben, ahnet der größte Theil der Staatsbürger nicht, wie er in der Zeit dasteht, und was er von der nächsten Zukunft zu erwarten hat; und dies rührt wesentlich daher, daß er die von der Gesetzgebung bewirkten Veränderungen, wie Schattenspiel an der Wand, an sich vorübergehen läßt, bis die Noth ihn zwingt, sich selbst zu gestehen, daß auch seine Lage nicht mehr dieselbe ist.

Diese Sorglosigkeit verdient vielleicht Entschuldigung. Indeß ist es um so verdienstlicher, seine Mitbürger unter gewissen Umständen darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht mehr sind, was sie ehemals waren, ohne deshalb schlechter geworden zu seyn. Dies Verdienst aber hat sich der Verfasser einer Schrift erworben, welche den einfachen Titel führt: Friedrich Wilhelm der Dritte. Das Leben eines Königs dadurch beschreiben, daß man die unter seiner Regierung zu Stande gebrachten Gesetze, ihrem Zwecke und ihrer Wirksamkeit nach, zergliedert — dies ist freilich eine ganz neue Manier, die sich zur gewöhnlichen verhält, wie die Mosaik zur Malerei. Inzwischen läßt sich nicht behaupten, daß diese Manier schlecht sei; sie leuchtet vielmehr als eine sehr würdige ein, da die Verrichtungen des Gesetzgebers von denen eines Suveräns bei weitem die wichtigsten sind, indem sie vor allen die Zukunft bestimmen. Mit dem größten Rechte sagt der Verfasser:

„Das Leben der Könige kann man nur würdig darstellen durch das, was sie gethan, durch die Institutionen, die sie gegründet, durch die Gesetze, die sie gegeben haben. Die Engländer pflegen von Eduards des Ersten

Regierungszeit zu sagen: daß die guten Gesetze damals aus der Erde gewachsen seien. Aehnliches aber läßt sich von der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten sagen; denn es läßt sich seit der Regierung des großen Churfürsten keine Periode angeben, wo eine so große Anzahl organischer Gesetze gegeben wäre, die, in einander greifend, alle zu einem und demselben Systeme gehören. Sie zusammen zu stellen, schien in mehrerer Hinsicht nützlich. Zuerst erhält man hierdurch ein vollständiges Gemählde von der Regierungszeit des Königs; dann sieht man zweitens, auf welcher Linie sich der Staat bewegt, und dieses gereicht zur allgemeinen Beruhigung. Nur Wenige lesen die Gesetzsammlung, und die Zahl Derer, welche Gesetze studieren, um den Geist zu erkennen, in welchem sie abgefaßt, um das System zu erforschen, in welchem sie entworfen sind, ist so gering, daß man sie im bürgerlichen Leben gar nicht bemerkt."

Wir führen dies nur an, um unsere Leser aufmerksam zu machen auf den Geist, in welchem die vor uns liegende Lebensbeschreibung gearbeitet ist. Unbelehrt wird Niemand sie aus den Händen legen; der Nutzen aber, der sich von dieser Lectüre ziehen läßt, ist um so größer, da alle Folgerungen, welche der Leser aus den Sätzen des Verfassers zu ziehen berechtigt ist, in Hinsicht der Zukunft beruhigender Art sind, so fern am Tage liegt, daß durch eine solche Art von Gesetzgebung das Gegentheil von dem bewirkt wird, was durch die Gesetzgebung eines Ludwig XIV. geleistet wurde. Und so mögen wir nicht leugnen, daß wir dieser Lebensbeschreibung recht viele Leser wünschen.

Das Werk hat sechs Abschnitte, in denen sich Dinge auf folgende Weise gruppiren:

Erster Abschnitt. Darstellung der Lage des Preußischen Staats beim Regierungsantritt des Königs. — Die französische Revolution. — Die Begebenheiten von 1806. Seite 1 — 13.

Zweiter Abschnitt. Der Staat tritt in eine neue Periode seines politischen Lebens. — Die Gesetzgebung des Königs von 1807 — 1811. Das politische Testament des Freiherrn v. Stein. S. 33 — 87.

Dritter Abschnitt. Neue Organisation und Eintheilung des Heeres. — Scharnhorst. — Die glorreichen Kriege von 1813, 14 und 15. Das alte Heer ist untergegangen, und das neue beruht auf ganz andern Elementen, und hat eine ganz andere Gesetzgebung. S. 87 — 111.

Vierter Abschnitt. Der Staat hat durch die glorreichen Kriege seine alten Provinzen wieder erworben, und im Westen noch neue hinzu bekommen. — Der König theilt ihn in 10 Provinzen und 345 Grafschaften oder landräthliche Kreise. — Einführung eines gleichförmigen Steuersystems in den Jahren 1818, 19 und 20. S. 111 — 130.

Fünfter Abschnitt. Verordnungen des Königs über das Verfassungswesen. S. 130 — 233.

Sechster Abschnitt. Darstellung des Privatlebens des Königs. S. 233 — 268.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Ueber die Rückkehr der Päbste von Avignon nach Rom, und über die ersten Folgen derselben.

Ein geistreicher Schriftsteller ist der Meinung, die Wohlfahrt der Kirche sei wesentlich verschieden von der Wohlfahrt der Reiche. „Da Krankheit, fügt er erklärend hinzu, der angemessenste Zustand für einen Christen ist: so läßt sich behaupten, daß die Demüthigungen, welche die Kirche leidet, daß die Zerstreuung ihrer Glieder, die Zerstörung ihrer Tempel, die Leiden ihrer Märtyrer, den Zeitraum ihres Ruhmes bilden, und daß, wenn sie nach dem Urtheil der Welt triumphirt, eigentlich nur die Zeit ihrer Erniedrigung eingetreten ist *).“

Was an dieser Bemerkung auch wahr seyn mag: die kirchliche Regierung ist über diesen Punkt immer anderen Sinnes gewesen. Das Beste, was sich von ihr sagen läßt, ist, daß sie zu keiner Zeit die Demüthi-

*) S. Montesquieu de la grandeur des Romains et de leur decadence. Ch. XXII.

gungen gesucht, und daß sie der weltlichen Wohlfahrt, so viel an ihr war, immer den Vorzug vor dem Gegensatze derselben gegeben hat. Auch hat sie in der Ausbildung, die sie dem Untergange der römischen Herrschaft, vorzüglich aber der Barbarei des Mittelalters verdankt, schwerlich umhin gekonnt, einer so natürlichen Denkungsart zu huldigen; denn, wenn sich in Folge gewisser Lehren, deren Grundcharakter das Uebernatürliche ist, ein hierarchisches System gebildet hat, so wirkt dasselbe für seine Erhaltung gerade so, wie jedes andere Regierungs-System. Man muß von allen Dingen billig urtheilen. Päbste, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte u. s. w. behaupten sich nur dadurch, daß ihnen die Gesellschaft die Mittel zur Aufrechthaltung ihres Ansehens reicht, und man darf es sogar vortheilhaft nennen, daß sie mit Demüthigungen, Entbehrungen und Leiden aller Art nichts zu schaffen haben mögen; denn, wenn sie dergleichen suchten, so würde die gesellschaftliche Harmonie verschwinden, und die kirchliche Regierung regelmäßig zerstören, was die staatliche so eben aufgebauet hätte.

Aus eben diesem Grunde aber war den Päbsten zu Avignon jene Wendung, welche der Krieg zwischen England und Frankreich seit den Schlachten bei Crecy und Poitiers genommen hatte, im höchsten Grade unangenehm. Die politische Schwäche, zu welcher Frankreich herabsank, war für sie mit harten Entbehrungen verbunden. Sie konnten sich kein Geheimniß daraus machen, daß jene Zeiten, wo Johann XXII. einen so beträchtlichen Schatz gesammelt hatte, vorüber waren. Das von ihm eingeführte Annaten-System ließ sich in

einem, der gänzlichen Auflösung so nahe gebrachten Reiche, wie Frankreich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war, nicht fortsetzen; und gleiche Bewandniß hatte es mit dem Indulgenzen-Kram, den wir oben nicht unpassend das Zoll- und Accise-System der theokratischen Universal-Monarchie genannt haben. Uebrigens entzog nicht Frankreich allein dem Pabste den zur Aufrechthaltung seines bisherigen Ansehns nöthigen Beistand. Selbst in Deutschland hatte sich seit der Entstehung des Kurvereins ein Geist entwickelt, der, wesentlich gegen die Zudringlichkeit des Pabstes gerichtet, mit einer völligen Losreißung von der römischen Kirche bedrohete, obgleich diese Drohung nicht förmlich ausgesprochen wurde. Zehn Jahre nach jenem Vereine beschenkte Karl der Vierte Deutschland mit einem Reichsgrundgesetze, das, dem Geiste der Zeit gemäß, freilich nach Barbarei schmeckte, aber doch in so fern Gutes wirkte, als es dem Freiheitssinne der deutschen Fürsten eine Gränze setzte, die um so mehr geachtet werden mußte, je passender der Wohnsitz des Kaisers in Böhmen aufgeschlagen war. Weiter unten werden wir aus einander setzen, wie alle Erfolge von Karls des Vierten Regierung auf diesen Umstand bezogen werden müssen, und wie viel Herrliches daraus für Deutschland hervorgegangen seyn würde, wenn es möglich gewesen wäre, ihn in gleicher Wirksamkeit zu erhalten. Auf England überspringend, müssen wir zuerst bemerken, daß dieses Reich bis auf Eduards des Dritten Regierung ein wahres Eldorado für die päbstlichen Steuereinnehmer war. Seitdem Innocenz der Dritte die nur

allzu reichlich ausgestattete Geistlichkeit Englands mit der Saladins-Steuer belastet hatte, war man weder zu Rom, noch zu Avignon müde geworden, neue Vorwände zur Verstärkung der gewohnten Last aufzufinden; und nicht genug, das Einkommen des Klerus besteuert zu haben, hatte man sich seit einem halben Jahrhunderte sogar an dem Privat-Vermögen desselben vergriffen. Dazu kam, auf der einen Seite, der von Wilhelm dem Eroberer bewilligte sogenannte St. Peterspfennig, auf der andern, der Lehnstribut, zu welchem Johann ohne Land sich und seine Nachfolger verpflichtet hatte. Kurz, es gab in der europäischen Welt kein Land, das den Plünderungen der päbstlichen Agenten mehr wäre Preis gewesen, als England. Die Klagen, welche darüber geführt wurden, blieben unbeachtet, bis der dritte Stand in der Erwerbung politischer Rechte so weit vorgeschritten war, daß seine Stimme bei den Berathschlagungen über öffentliche Angelegenheiten nicht ungehört verhallete. Es wurde behauptet, daß der Pabst jährlich fünfmal mehr an Abgaben aus England beziehe, als selbst der König; und wie hätte der von Geldbedürfniß gequälte Eduard wohl den Willen haben können, zu verhindern, daß eine Parliaments-Acte gegen die Annaten und Provisionen durchgesetzt wurde? Im Jahre 1367 zog das Parliament jenen Lehns-Tribut der englischen Könige, den Eduard seit seiner Volljährigkeit zu zahlen aufgehört hatte, durch ein förmliches Gesetz ein. Indem sich nun auf diese Weise das Verhältniß des heil. Stuhles zu England aufs Wesentlichste veränderte, war es wohl kein Wunder, daß Urban der Fünfte, gleich aufgebracht gegen

Englands Geistlichkeit und Englands König, den Frieden dieses Reichs durch die Bettelmönche zu stören suchte. Doch jetzt trat Johann Wicklef, dessen wir oben erwähnt haben, gegen den Pabst und seine Bettelmönche mit Gründen auf, deren unwiderstehliche Kraft das bisherige Verhältniß der Kirche zum Staat in seinem Fundamente zu erschüttern drohete. Es fehlte wenig daran, daß der öffentliche Unmuth sich gegen die Geistlichkeit selbst richtete. So weit ging die Freigeisterei schon in diesen Zeiten, daß die Einziehung aller Kirchengüter und die Besoldung der Priester aus den Staatskassen in Vorschlag gebracht wurde. Nur der Tod des schwarzen Prinzen und der bald darauf erfolgende Tod des Königs selbst verhinderten die Ausführung einer so entscheidenden Maaßregel, die, wenn sie im vierzehnten Jahrhundert Statt gefunden hätte, die Entstehung der englischen Hochkirche auf immer verhindert haben würde.

Man sieht aus allem, was bisher angeführt worden ist, daß die Päbste von Avignon durch den Krieg zwischen England und Frankreich den festen Boden verloren hatten, dessen sie für ihre freie Wirksamkeit bedurften. Doch nicht diese Verhältnisse allein machten die Rückkehr von Avignon nach Rom unabtreiblich nothwendig. Es kam noch vieles Andere hinzu, was eben so wenig aus der Acht gelassen werden durfte, wenn die theokratische Universal-Monarchie noch einmal gerettet werden sollte. Wir wollen dies viele Andere unter der Benennung des veränderten Zeitgeistes zusammenfassen; denn es liegt außer allem Zweifel, daß

die Päbste schon am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts von dieser Erscheinung gequält wurden.

Wie Pflanzen sich dem Lichte zuwenden, weil sie ihr volles Leben nur im Lichte haben: eben so wendet sich der menschliche Geist der Wahrheit zu, weil diese zu finden seine Bestimmung ist. Was daher auch geschehen möge, um ihn von der Wahrheit abzuwenden, so giebt er doch nur zum Scheine nach; und wie sehr man ihn auch verkrüppeln möge, so gewinnt er doch — Dank sei es den ewigen Naturgesetzen, die sich nicht stören lassen! — in jeder neuen Geschlechtsfolge seine ursprüngliche Thatkraft wieder. Unstreitig lag sehr viel Verführerisches in der Macht, welche die Päbste seit Gregor dem Siebenten bis zu ihrer Versetzung nach Avignon ausgeübt hatten; denn, wenn die Liebe für das Uebernatürliche so gut belohnt wird, wie dies während des so eben bezeichneten Zeitraums der Fall war, so muß man sich nicht darüber wundern, daß die große Mehrheit der Geister sich durch Summen und Sentenzen gefangen nehmen läßt, und alles, was Sophistik genannt werden kann, zu Hülfe ruft, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen und in dem Urtheile der unpartheiischen Zeitgenossen nicht ganz verächtlich zu werden. Dennoch gab es auch hierin eine Gränze. Auf der einen Seite war es unmöglich, die sämmtlchen Vertheidiger des Pabstthums und der damit verbundenen Ansprüche und Forderungen in gleichem Maaße zu belohnen; auf der andern gab es kein Mittel, die Mißvergnügten so in Zaum zu halten, daß sie dieselben Waffen nicht hätten zur Bekämpfung Dessen gebrauchen sollen, was von

ihren Gegnern vertheidigt wurde; denn die Dialektik hört niemals auf, ein zweischneidiges Schwert zu seyn. Dazu kam denn, daß es in diesen Zeiten des Mittelalters, wie in allen übrigen Perioden, ureigene Geister gab, die, unberührt von den Lockungen der Autorität, ihre Genugthuung in sich selbst fanden: Sonnen der Geisterwelt, die keines fremden Lichtes bedurften, weil die Kraft, zu erleuchten und zu erwärmen, ihnen als freies Naturgeschenk und als Vorrecht beiwohnte. Wie allgemein verbreitet auch die scholastische Philosophie im Dienste eines ausgearteten Kirchenthums seyn mochte, so fehlte es doch nicht an zwei Arten von Köpfen, die, bei aller Entgegengesetztheit, gleich sehr hinaus waren über alles, was die Kirche von ihnen fordern mochte; wir deuten hier die Mystiker und die Naturphilosophen an, die in Untersuchungen über das Mittelalter keinesweges mit Stillschweigen zu übergehen sind.

Jene bildeten sich im Abscheu vor dem unsittlichen Geiste des Kirchenthums; und so fern sie eines Führers bedurften, fanden sie ihn in Johann Scotus, gemeinhin Erigena genannt, einem Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, der unter Ludwig dem Frommen die bei den griechischen Mönchen so beliebten Bücher des Pseudo-Areopagiten Dionysios ins Lateinische übersetzt und dadurch den Pantheismus ins Abendland verpflanzt hatte. Schon von dieser Zeit an flüchteten sich alle gefühlvollen Seelen, alle mit einem höheren Maaße von Phantasie ausgestatteten Geister in die Mystik, weil sie nicht aushalten konnten bei den starren Formeln einer Kirche, welche, die Denkfreiheit vernichtend, und das

Glauben dem Wissen gleichsetzend, alle Anschauung im ersten Keime erstickte. Hinausgehend über diese Formeln, hinwegschreitend über alles, was die Begriffswelt in sich schließt, versunken in der Idee, gleich ungeschickt zum Herrschen, wie zum Dienen, durch die Beschaulichkeit in das All geführt und nur in diesem lebend, konnten Köpfe dieser Art nie so auf andere einwirken, daß sie die große Menge mit sich fortgerissen hätten; die einzige Art, sich nützlich zu machen, bestand für sie darin, daß sie den religiösen und sittlichen Geist bei Denen anfrischten, die in einiger Wahlverwandtschaft mit ihnen standen. Viel war es immer nicht, was sie dadurch leisteten; nur wird man versucht, zu behaupten, daß aller Mysticismus nur in so fern einen Werth hat, als er den Pantheismus in sich schließt: denn nichts ist wohl verächtlicher, als eine aus allerlei Systemen zusammengestoppelte Mystik, die noch dazu darauf ausgeht, irgend einen gegebenen Lehrbegriff zu verbreiten, um ihm ausschließende Huldigung zu verschaffen. Die Mystiker der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts brachten in ihr Verhalten sogar alle die Vorsicht, welche nöthig war, der peinlichen Strafgesetzgebung des Kirchenreichs zu entgehen. Zu ihnen gehörten Thomas Bradwardin, Erzbischof zu Canterbury, Johann Tauler, Prediger zu Strasburg, Johann von Ruysbröck, ein Augustiner in Brabant, vor allen aber Gerhard Groot, der Stifter eines Ordens, welcher die Geistlichen des gemeinschaftlichen Lebens genannt wurde. Von Mönchsgelübden wußte dieser Orden nichts; dagegen beschäftigten sich die in ihm vereinigten Brüder mit Unterricht und

Bücherabschreiben, und was dadurch erworben wurde, gehörte dem Hause, und diente zum gemeinschaftlichen Unterhalt. Hier schloß sich also der Mysticismus an das bürgerliche Leben an, um dasselbe zu heiligen.

Im Großen möchte man die Mystiker die Kosmopoliten der Kirche nennen, weil von ihnen nur selten eine Veränderung ausgeht. Ihren allgemeinen Charakter haben sie darin, daß sie die Wahrheit durch die Phantasie erobern möchten, welche dazu nicht hinreicht. Ihre Gegenfüßler in jedem Betracht sind die Naturphilosophen; vorzüglich dadurch, daß sie die Untersuchung des Einzelnen und Besonderen nicht verschmähen, um sich zu dem Allgemeinen und Absoluten mit desto größerer Sicherheit erheben zu können. Die Ursachen der Dinge zu erforschen, das ist die Aufgabe ihres Lebens, auch wenn sie sich zuletzt mit dem Verdienste begnügen müssen, die Gesetze der Erscheinungen festgestellt zu haben. Alle Naturphilosophie aber schreibt sich von den Arabern her, deren einfacherer Glaube die Erforschung der erweislichen Wahrheit weniger verhinderte. In der That, es läßt sich schwerlich mit Worten ausdrücken, wie sehr die christ-kirchliche Idee einer zweiten Offenbarung die Fortschritte des menschlichen Geistes gehemmt hat. Als die Kreuzzüge ihren Anfang genommen hatten, war alles Philosophiren zum Stillstand gebracht. Die blinde Huldigung, die das Pabstthum bei dem großen Haufen fand, dauerte ein volles Jahrhundert, und was die Bevölkerung des westlichen Europa verminderte, das hatte zugleich die Kraft, die Geister in einen anhaltenden Schlummer zu

wiegen. Erst nach und nach kam man hinter das wahre Geheimniß von dem christ-väterlichen Segen, indem man einsah, daß auch der Fluch ohne Erfolg blieb. Von jetzt an dachte man darauf, sich neue Wege zu bahnen. Es läßt sich nicht mehr angeben, wie Europa zu der Anwendung der Magnetnadel auf die Schifffahrt, und zu der Erfindung des Schießpulvers gekommen ist; allein aus den unverwerflichsten Zeugnissen geht hervor, daß jene bereits zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sehr üblich, diese gegen die Mitte des vierzehnten sehr verbreitet war. Die letztere, welche zur Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes ohne Widerrede das Meiste gewirkt hat, war schon im dreizehnten Jahrhundert gemacht *). Das alles setzt Beschäftigung mit Naturkräften voraus.

Wie man sich nun auch in einzelnen Klöstern, um der langen Weile zu entgehen, die träge Zeit verkürzt haben mag: der erste Naturphilosoph von Profession, von welchem Kenntniß auf uns gekommen, ist Ro-

*) Hugues de Bercy, ein provenzalischer Dichter, der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte, spricht in seinem Gedichte, Bible Guyot betitelt, sehr bestimmt von der Anwendung der Magnet-Nadel auf die Nautik; und ein arabischer Geschichtschreiber in Casiri's Bibliotheca arabico-hispana, Namens Abu Abdalla Ben Alkhatib, erwähnt für das Jahr 1312 einer Belagerung von Baza, wobei der König von Granada schweres Geschütz (machinam illam maximam, naphta et globo instructam) gebraucht habe. Dies sind die ältesten Autoritäten. Eine spätere vom Jahre 1345 findet sich in der histoire générale de Languedoc Tom. IV. Preuves p. 201; sie besteht in einer dem Domänen-Schatzamte der Landvogtei von einem Artilleristen ausgestellten Quitung.

ger Bacon. Mitten unter den Stürmen des Bürgerkrieges geboren, den Johann's ohnmächtiger Ehrgeiz in England verursachte, bildete er sich auf eine Weise aus, die unglücklicher Weise ganz unbekannt geblieben ist. Aber man gewinnt Achtung für den auf das Nützliche gerichteten Geist der Engländer, wenn man in Rogers Opus magnum lieset, daß er, unterstützt von seinen Gönnern und Freunden, in einem Zeitraum von 20 Jahren 2000 Pf. Sterl. aufgewendet hat, theils um neue Entdeckungen zu machen, theils um gemachte zu bewähren. Geleitet von seinem, über das Hergebrachte hinausstrebenden Genius, vertiefte er sich in die Geheimnisse der Natur, wiewohl mit so viel Besonnenheit, daß er sich ihr nur unterwarf, um sich zu ihrem Gebieter zu machen. Es leidet keinen Zweifel, daß er, außer den Bestandtheilen und den Wirkungen des Schießpulvers, die Camera obscura, die Vergrößerungs- und Ferngläser, die Brennspiegel und eine Menge mathematischer und astronomischer Instrumente kannte, das Jahr astronomisch richtig zu berechnen verstand, und in der Arzneikunde und Chemie auf neue Bahnen leitete. Wie viel hiervon auf die Rechnung seiner eigenen Schöpferkraft gesetzt werden muß, läßt sich freilich nicht mehr ausmitteln; aber wie sehr er zu den außerordentlichsten Geistern seiner Zeit gehörte, geht besonders daraus hervor, daß er, um dem Schicksal der Zauberer zu entrinnen, sich in ein Franciscaner-Kloster aufnehmen lassen mußte. Sein ganzes achtzigjähriges Leben war der Erforschung der Wahrheit gewidmet. Sorgfältig hatte er den Euklid studiert. Die Schriften des Aristoteles waren

ihm zwar in unvollkommenen Uebersetzungen bekannt; aber er tadelte den Mißbrauch, den man zu seiner Zeit mit der Logik trieb, und ein höherer Wahrheitssinn machte ihn zu dem entschiedensten Verächter der Scholastik. Alles ist an diesem Manne bewundernswürdig; und wenn sein Namensvetter Mylord Bacon nie das Opus magnum gelesen hat, so dürfte nichts auffallender seyn, als die unverkennbare Aehnlichkeit ihrer beiden Geister: eine Aehnlichkeit, die sich nicht bloß in allgemeinen Ansichten, sondern selbst in einzelnen Ausdrücken wieder findet *). Nur aus dem Verhältniß, worin die Theorie zur Praxis während des dreizehnten Jahrhunderts stand, läßt sich erklären, warum ein Geist, wie Roger Bacon,

---

*) Hier zunächst eine Probe von Roger Bacon's philosophischem Geiste. Er sagt: duo sunt modi cognoscendi, scilicet per argumentum et experimentum. Argumentum concludit et facit nos concludere quaestionem; sed non certificat, neque removet dubitationem ita, ut quiescat animus in intuitu veritatis, nisi eam inveniat via experientiae. Quia multi habent argumenta ad scibilia, sed quia non habent experientiam, negligunt ea, neque vitant nociva, nec persequuntur bona. Si enim aliquis homo, qui nunquam vidit ignem, probavit per argumenta sufficientia, quod ignis comburit et laedit res et destruit, nunquam propter hoc quiesceret animus audientis, nec ignem vitaret, antequam poneret manum vel rem combustibilem ad ignem, ut propter experientiam probaret, quod argumentum edocebat. Sed assumpta experientia combustionis certificatur animus et requiescit in fulgore veritatis, quo argumentum non sufficit, sed experientia. Möchte man nicht glauben, dies sei der Text zu dem novum Organum? Nicht minder auffallend ist, daß Lord Bacon einen Ausdruck Roger Bacons, nämlich praerogativae scientiarum, zu einem seiner Lieblingsausdrücke erhoben hat.

so wenig auf seine Zeitgenossen wirkte. Eine Caste bildend, und als solche eine fremde Sprache redend, sonderte sich der Gelehrten-Stand nur allzu sehr von den übrigen Ständen ab, und die natürliche Folge davon war, daß die Wissenschaft nicht Gemeingut werden konnte. Eine so wichtige Erfindung, wie die Buchdrukkerei ist, mußte vorhergehen, wenn dies jemals der Fall werden sollte. Doch ist zu glauben, daß Roger Bacon, wenn das Schicksal ihn hätte in einem von den größeren Freistaaten Italiens entstehen lassen, minder vereinzelt geblieben seyn würde. Größere Betriebsamkeit, gebildetere Sprache, vor allem aber Freiheitssinn, hätten ihn in Florenz oder Venedig zu einem Manne des Volks gemacht, und ihm so viel Schüler zugeführt, daß seine Wissenschaft nicht wäre mit ihm begraben worden.

Sobald zwei so wirksame Kräfte, wie die auf die Schifffahrt angewendete Magnet-Nadel und das Schießpulver sind, in der Gesellschaft thätig waren, konnte das auf Unbekanntschaft mit den ewigen Naturgesetzen gegründete Ansehn der christlichen Priesterschaft nicht dasselbe bleiben: sie mußte gestatten, daß es, von diesem Augenblick an, eine doppelte Erziehung für den Bürger gab, deren eine sich auf die Gesellschaft bezog, während die von ihr ausgehende einen fantastischen Zweck verfolgte. Was von Andern hierüber bemerkt ist, kann an diesem Orte nicht wiederholt werden, ohne den Leser zu ermüden; nur Eine Bemerkung wollen wir uns erlauben, weil sie unseres Wissens von Anderen nicht gewagt worden ist. Hier ist sie! Die Theokratieen des

Alterthums trugen kein Bedenken, physische Kräfte in ihr Beherrschungs-System aufzunehmen, um dieses um so unwiderstehlicher zu machen; die Beweise davon finden sich in den Volksbüchern der Juden, so wie in anderen schriftlichen Denkmählern, wo nur allzu bestimmt ausgesagt ist, daß bei gottesdienstlichen Handlungen elektrische und magnetische Kräfte wirksam waren, um, wo nicht den Glauben, doch das Erstaunen des großen Haufens zu fesseln. Die christliche Theokratie dagegen hat solche Hülfsmittel zu allen Zeiten verschmäht: bei ihrem ersten Entstehen, und so lange die Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit bestand, aus Grundsatz; in der Folge, und während der langen Dauer ihrer Ausartung, mehr aus Unwissenheit und Unbehülflichkeit; denn so muß man urtheilen, weil sie in anderer Hinsicht den Betrug nicht von sich wies *). Ihre

*) Man kann, ja man muß, noch einen andern Grund hinzu fügen: nämlich die Größe des Kirchenreichs, und die daraus entspringende Unmöglichkeit, jene Naturkräfte so zu centralisiren, daß sie zur Erhaltung der Einheit beitragen konnten. Die Theokratieen des Alterthums hatten zuletzt ihren Charakter in der Kleinheit der Staaten, d. h. der Vereine, in welchen sie wirksam waren. Ihr Sitz war die Hauptstadt, ihre Bühne der Tempel, in welchem das ganze National-Interesse zusammenfloß. Man denke an den Tempel zu Jerusalem und an den Serapis-Tempel zu Alexandrien! Für diese Brennpunkte ließen sich leicht alle Strahlen sammeln, welche nöthig waren, um durch das Erstaunen über elektrische und magnetische Kräfte den Aberglauben in gleicher Stärke zu unterhalten; vorzüglich zu einer Zeit, wo alle Wissenschaft das Erbtheil der Priester war. Nicht so für Rom, das in jeder Beziehung ein unbequemer Mittelpunkt war, wenn es die Ausübung einer folgerechten Herrschaft galt. Reiche, wie Spanien, Frankreich, Deutschland, England u. s. w. lagen diesem Mittelpunkte

Menschlichkeit aber hat so wenig dabei gewonnen, daß man behaupten kann, sie sei in ihrer Abneigung von dem, was sie Magie nannte, nur um so grausamer geworden. Auf der einen Seite führte diese Abneigung zur Vervielfältigung übernatürlicher Lehren, auf der andern zu jenem furchtbaren Straf-Codex,

---

allzu fern, als daß sie sich von einem System hätten anziehen lassen können, das höchstens für die Bewohner der italiänischen Halbinsel hingereicht haben würde. Wären dagegen dieselben Bezauberungsmittel von der St. Peterskirche auf die Hauptkirchen in anderen Staaten übergegangen: so würden sie, als Gemeingut, sehr bald ihre Kraft und Bestimmung verloren haben; denn nur das Privative ist ein Gegenstand der Lüsternheit und Neugierde. Man sieht also, daß die christ-katholische Theokratie den Magismus nicht in ihr System aufnehmen konnte, ohne sich zu schaden. Wir sagen hiermit nicht, daß sie dies jemals eingesehen, und folglich dem Magismus mit Freiheit entsagt habe; aber wir sagen, daß sich das ganz von selbst fand durch den Umfang des Spielraums, in welchem sie wirksam war. Dieser gestattete ihr keine andere Autorität, als die, welche auf übernatürlichen Lehren und den an den Glauben geknüpften barbarischen Strafen beruhete; und da auf diese Weise das ganze Domän wahrer und erweislicher Erkenntniß Denjenigen anheim fiel, die sie ihre Unterthanen nannte: so konnte ihre Autorität nicht in allen Zeiten dieselbe bleiben. Nichts hat also über den Charakter des christlichen Kirchenthums so sehr entschieden, als die Größe des Römerreichs und die davon unzertrennliche Unumschränktheit der römischen Imperatoren; denn Europa im Mittelalter ist nur eine Fortsetzung von beiden. Unseren Zeiten war es aufbehalten, den ersten auffallenden Widerspruch kennen zu lernen, in welchen die römisch-katholische Kirche mit sich selbst getreten ist. Wie viel er in sich schließt, ist kein Gegenstand der Auseinandersetzung in einer nur allzu langen Note; aber die Anerkennung des kopernikanischen Systems, so wie sie vor Kurzem erfolgt ist, kann nicht ohne große Wirkungen bleiben.

der den Inquisitions-Tribunalen zum Grunde liegt. Als consequente Feindin der physischen Wissenschaften, und eben so consequente Beschützerin der metaphysischen, hat sie indeß nicht verhindern können, daß jene den Ausschlag über diese gegeben haben; und so erklärt sich vieles in ihren Schicksalen, was sonst unerklärlich bleiben würde. Das unermeßliche Gebiet der ersteren konnte nicht der sogenannten weltlichen Macht anheim fallen, ohne sie unabhängiger zu machen; hieraus aber folgte ganz von selbst, daß die sogenannte geistliche Macht in den Schatten trat und sich die Stellung gefallen lassen mußte, die jene ihr zu geben für gut befand.

Die Gährung in den Köpfen des vierzehnten Jahrhunderts war indeß nicht so stark, daß es am Schlusse desselben schon Geister gegeben hätte, welche darüber im Klaren gewesen wäre, was geschehen müsse, um die verlorne Kirchenfreiheit wieder zu erobern. Man ahnete noch nicht, daß es einen Unterschied giebt zwischen Unterthan und Bürger, und daß, wenn der Staat nur dadurch fortdauern kann, daß Die, welche ihn bilden, den Charakter von Unterthanen annehmen, die Kirche, als ein der Belehrung über gesellschaftliche Pflichten geweihetes Institut, ihren ganzen Werth verloren hat, sobald sie irgend eine Gewalt übt, welche ihre Mitglieder aus Bürgern, die sie sind, in Unterthanen verwandelt, die sie nie werden sollen. Was nur unter sehr günstigen Umständen hatte gelingen können, das dauerte fort durch die schlechte Beschaffenheit der Staatsgesetzgebungen, in welchen alles auf Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit der arbeitenden Klassen abzweckte. Erst mußte es einen

drit-

dritten Stand geben, der mächtig genug war, das Gleichgewicht zwischen der Geistlichkeit und dem Adel zu stören, ehe mit irgend einem Erfolg Hand an das Reformations-Werk gelegt werden konnte; und da diese Zeit noch nicht gekommen war, so konnte die Sache der christlichen Theokratie zwar mißlich stehen, aber es war noch immer nichts verloren, was sie wieder zu gewinnen nicht hätte hoffen dürfen.

In Frankreich großen Gefahren ausgesetzt, von England mit einem förmlichen Abfalle bedroht, wendete sich Urban der Fünfte an den deutschen Kaiser, um irgend eine zuverlässige Stütze zu behalten. Karl der Vierte eilte, auf dringende Einladung des Pabstes, nach Avignon, hatte sehr geheime Unterredungen mit dem heil. Vater, ließ sich den 4. Jun. 1365 zu Arles, in Gegenwart der Herzoge von Savoyen und Bourbon, des Seneschalls von Provence und vieler Bischöfe, zum Könige von Arelat krönen, und ging alsdann von Avignon nach Deutschland zurück. Welche Verbindlichkeiten er gegen den Pabst übernommen hatte, ist ungewiß; doch erlaubt die damalige Lage Italiens die Voraussetzung, daß sie wesentlich gegen den Beherrscher Mailands (Visconti) gerichtet waren, der sich auf Kosten des Kirchenstaats zu vergrößern angefangen hatte. Unmittelbar nach der Abreise des Kaisers von Avignon, ertheilte Urban den Befehl, daß seine Palläste zu Viterbo und Rom gegen Ostern des folgenden Jahres zu seiner Aufnahme in Stand gesetzt werden sollten. Zu gleicher Zeit unterhandelte er wegen seiner Ueberfahrt mit den Venetianern und Genuesern. Es war also sein voller Ernst, in

den Kirchenstaat zurück zu kehren. Indeß war sein Unternehmen deshalb nicht minder bedenklich. Als geborner Franzose hatte Urban keine Wahrscheinlichkeit für sich, daß er den Italiänern gefallen würde. Der größte Theil der Cardinäle mißbilligte einen Schritt, von dem er sich lauter Nachtheile für sein Einkommen und sein Ansehn versprach. Wollte Urban also nicht ohne allen Glanz erscheinen, so mußte er sich zu einer neuen Promotion entschließen, und diese konnte nur Männer treffen, von welchen kein Widerstand zu befürchten war. Ein Dominikaner, Namens Wilhelm Sudre, ein General der Minoriten, Namens Markus von Viterbo, und der eigene Bruder des Pabstes, Angelicus Grimoard, gelangten zu der Ehre, in das Collegium der Cardinäle aufgenommen zu werden. Mit ihnen und einigen anderen Cardinälen begab sich Urban zu Anfang des Jahres 1367 nach Montpellier, wo er bis zum März in dem reich ausgestatteten Kloster des heil. Benedictus und Germanus verweilte, um seine Gefährten von dem Aufenthalte zu Avignon zu entwöhnen. Er kehrte zwar noch einmal dahin zurück; doch nur auf kurze Zeit. Den 30. April wurde die Reise nach Italien angetreten, wie Petrarch erzählt, nicht mit irgend einem Vertrauen, sondern mit der vollen Angst und Bekümmerniß Derer, die von den Saracenen nach Ktesiphon oder nach Memphis geschleppt werden. Nur fünf Cardinäle begleiteten den Pabst, die übrigen blieben zu Avignon. Die Einschiffung geschah zu Marseille. Der Pabst ging an Bord einer venetianischen Galeere, die von drei und zwanzig anderen Galeeren begleitet wurde. Zu Genua wurde

die Himmelfahrt in der Kirche der Hospitaliter-Ritter gefeiert. Nach einer glücklichen Ueberfahrt landete Urban endlich den 4. Jun. an der Küste von Corneto, d. h. auf dem Grund und Boden des Kirchenstaats. In Corneto selbst befanden sich bereits Abgeordnete aus Rom, welche den Auftrag hatten, dem heil. Vater die Schlüssel der Engelsburg zu überreichen. Diese wurden mit unverstellter Freude angenommen. Mit noch größerem Vergnügen empfing der Pabst wenig Tage darauf zu Viterbo die Geistlichkeit, den Adel und die Abgeordneten vieler Gemeinen, die ihm zu seiner Ankunft in Italien Glück wünschten. Dennoch hatte der heil. Vater sehr bald Gelegenheit, den verwilderten Geist der Italiäner — verwildert im Sinne priesterlicher Herrschaft — kennen zu lernen; denn zwischen den Einwohnern und der Dienerschaft der Cardinäle kam es zu Händeln, welche sehr bald in einen Tumult ausarteten, der mehreren von dem Gefolge des Pabstes das Leben kostete, und den Cardinälen keine andere Wahl ließ, als in den Pallast des Pabstes zu flüchten.

Die Abreise nach Rom wurde bis zum Spätjahr verschoben; unstreitig, weil allen Aufforderungen znm Trotz nichts zum Empfange des heil. Vaters vorbereitet war. Als Urban endlich daselbst anlangte, sah er sich in eine Welt versetzt, die ihm durchaus fremd war. Den Römern gleichgültig, weil er ohne Schätze gekommen war, lebte er vereinzelt im öden Vatican, von wo aus er in guter Muße die Zerstörungen der letzten Bürgerkriege überschauen konnte. Sogar mehrere Kirchen waren verfallen, und Niemand hatte an den Wiederauf-

bau derselben gedacht. Nur durch priesterliche Verrichtungen konnte sich Urban bei Denen geltend machen, die das gesunkene Ansehn der Päbste aufzurichten bestimmt waren. In einer feierlichen Procession begab er sich aus der St. Peterskirche nach dem Lateran und in das sogenannte Allerheiligste (sancta sanctorum), wo, nach einer alten Ueberlieferung, die Häupter der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt werden. Er zeigte sie, oder ihre Surrogate, dem Volke; und da sie bis dahin in schlechten Kapseln aufbewahrt waren, so ließ er neue anfertigen, durch deren inneren Werth der Kirchenschatz vermehrt wurde. Ohne die Ankunft der Königin Johanna von Neapel und die des Königs Peter von Cypern würden die Römer, nach so langer Entwöhnung, ohne allen Sinn für die Bedeutsamkeit ihres Hohenpriesters geblieben seyn; und es gehörte, unter den einmal vorhandenen Umständen, zu den günstigen Geschicken, daß der Pabst jene mit einer goldenen Rose, diesen mit einem geweiheten Degen beschenken konnte. Gewohnt, ihre Streitigkeiten unter sich selbst auszumachen, nahmen die Könige die Weisheit Urbans nicht in Anspruch, und so sehr war dieser Pabst auf die Würde eines römischen Bischofs beschränkt, daß er nicht ein volles Jahr in den Ringmauern seiner Hauptstadt aushalten konnte. Unter dem Vorwande, daß die außerordentliche Hitze während der Sommerzeit seiner Gesundheit schade, begab er sich nach Montefiascone, wo die Luft reiner und gesunder ist. Hier verweilte er bis zur Ankunft Karls des Vierten, welcher an der Spitze von 20,000 Mann nach Italien gezogen war, um das päbst-

liche Ansehn gegen den freigeisterischen Barnabo Visconti zu vertheidigen, der den Muth gehabt hatte, den Erzbischof von Mailand zu fragen: ob er, alter H..j..er, nicht wisse, daß ein Herzog von Mailand König, Pabst und Kaiser in seinem Reiche sei? Karls Erscheinung in Italien war unnütz; denn 20,000 Mann reichten nicht hin, einen Barnabo Visconti anderen Sinnes zu machen. Das priesterliche Ansehn zu heben, benutzte Urban die Gelegenheit, die sich ihm darbot, zur Krönung der vierten Gemahlin des Kaisers; die volle Schwäche der oberpriesterlichen Gewalt kam aber im folgenden Jahre zum Vorschein, als Johann Paläologus, von den Türken geängstigt, den heil. Vater um seine Fürsprache bei den Königen des Abendlandes anflehete; denn, wie gut auch Urbans Wille seyn mochte, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen: so schlugen doch alle seine Bemühungen fehl, und ganz vergeblich entsagte der oströmische Kaiser seinem Glaubensbekenntniß in der Erwartung, daß dies ein wirksames Mittel seyn werde, die Theilnahme der westeuropäischen Könige zu gewinnen.

Was dem Pabste den Aufenthalt in Rom am meisten verleidete, war der rebellische Geist der Bürger dieser Hauptstadt: ein Geist, der auf einem fehlerhaften Municipal-System beruhete. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte Urban den Römern Auswärtige zu halbjährlichen Senatoren gegeben, damit die Criminal-Gerichtspflege nicht ungeübt bleiben möchte. Wie sehr nun auch diese Einrichtung zum Vortheil des Pabstes als Landesherrn seyn mochte: so war sie doch nicht zum

Vortheil der Römer, welche bei diesem schnellen Wechsel der Autorität zu keiner dauerhaften Ruhe gelangen konnten. Sie selbst schafften die halbjährlichen Blutrichter wieder ab, eigneten sich die Engelsburg zu, und setzten sieben Reformatoren ein. Doch dies diente nur, ihr Staatswesen noch mehr in Verwirrung zu bringen. Als es darüber zu einem Kriege mit Franz de Vico und Honoratus von Cajeto kam, blieb nichts anderes übrig, als, unter der Benennung eines Prätors, einen Dictator zu wählen. Die Wahl fiel auf Savio Mellino, einen entschlossenen Mann, der, besserer Zeiten würdig, den Römern in kurzer Zeit Ruhe verschaffte. Die Furcht vor dem Tyrannen in Mellino führte die Römer zu den Füßen des Pabstes zurück. Auf ihr dringendes Bitten kam Urban nach Rom. Doch, indem er die halbjährlichen Criminal-Richter wieder herstellte, ohne ihre Autorität durch die seinige verstärken zu können, wurde er der Urheber neuer Schwankungen, neuer Unruhen. Zwischen dem Senat und dem Stadt-Präfecten Franz de Vico entstand ein Streit, den Urban vergeblich zu schlichten suchte. Um nicht alle Autorität einzubüßen, hielt sich der Pabst so wenig wie möglich in Rom auf. Die französischen Cardinäle erinnerten unablässig an den ungestörten Aufenthalt in Avignon, und Urban, der die Ruhe liebte, war leicht beredet, nach Frankreich zurückzugehen.

Sein Aufenthalt in Italien hatte nicht drei volle Jahre gedauert, als er sich wieder nach Marseille einschiffte. Bei den Italiänern rechtfertigte er diesen Schritt durch die Nothwendigkeit, zwischen Englands und Frank-

reichs Königen Frieden stiften zu müssen. Nach seiner Ankunft in Avignon schlug er diesen Königen wirklich eine Zusammenkunft vor, bei welcher er zugegen seyn wollte, um ihren Streit zu entscheiden. Ob sie diesen Vorschlag annahmen, ist ungewiß. Urban erkrankte nicht lange darauf. Als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, ließ er sein Bett vor den Altar des heil Petrus bringen und die Thüren öffnen. Die große Menge strömte herbei, um einen Pabst sterben zu sehen, und Urban erfüllte diesen Wunsch am 19. Dec., nachdem er acht Jahre und anderthalb Monate regiert hatte.

Urbans Nachfolger, Gregor der Elfte, ein Franzose von guter Familie, machte einen neuen Versuch, den Königen von England und Frankreich gegenüber den Christenvater zu spielen; allein auch dieser Versuch mißlang, und schwerlich konnte die kirchliche Regierung sich noch länger darüber täuschen, daß sie dem Aufenthalte zu Avignon einen sehr großen Theil des Mißcredits verdankte, worein sie in den letzten zwanzig Jahren gerathen war. Es fing nach und nach an, sich in Beziehung auf sie um Seyn und Nichtseyn zu handeln; denn was sie auch thun mochte, um aus ihrer Vereinzelung hervorzutreten, die Gleichgültigkeit der Bewohner größerer Staaten gegen die Aussprüche des heil. Stuhls war nicht mehr zu überwinden. Gregor der Elfte schätzte sich unstreitig glücklich, daß eine Frau ihm Gelegenheit gab, die Rolle früherer Päbste in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Königreichs beider Sicilien zu erneuern. Diese Frau war die Königin Johanna, deren merkwürdige Schicksale oben erwähnt worden sind.

Ihr zweiter Gemahl, Ludwig von Tarent, hatte einen Versuch gemacht, den Prinzen aus dem Hause Aragon das Königreich Sicilien zu entreißen. Schon hatte er sich eines beträchtlichen Theiles der Insel bemächtigt, als er plötzlich starb. Die Königin, welche vorhersah, daß sein Tod Unruhen nach sich ziehen würde, entsagte der Fortsetzung des Krieges durch einen Friedensvertrag, worin festgestellt wurde: daß Friedrich der Zweite und seine Nachfolger die Insel Sicilien unmittelbar von der Königin und ihren Nachfolgern haben, diesen jährlich die Summe von 15,000 Ducaten zahlen, außerdem aber jährlich zehn Galeeren, und hundert geübte und wohlbewaffnete Leute stellen sollten. Diesen Bedingungen nun fügte der Pabst, als Oberlehnsherr, noch folgende hinzu: die Könige von Sicilien sollten ihm und seinen Nachfolgern den Huldigungseid leisten, und gegen die Erlaubniß, daß auch die weibliche Linie thronfähig würde, alle Rechte, Privilegien und Freiheiten der Geistlichkeit, insbesondere aber die Appellations-Freiheit an den heil. Stuhl, beschützen. König Friedrich der Zweite mußte sich in großer Verlegenheit befinden, da er diese Bedingungen gutmüthig annahm. Dem Wunsche des Pabstes zufolge, sollte die Insel Sicilien von jetzt an Trinacria genannt werden; und man entdeckt ohne Mühe, daß er dabei eine bleibende Trennung beabsichtigte. Doch dieser Wunsch blieb unbefriedigt, indem weder die Könige von Neapel, noch die von Sicilien, ihren Ansprüchen und Hoffnungen entsagen wollten: jene nannten sich Könige von Sicilien diesseit des Pharus; diese, Könige von Sicilien jenseit des Pharus.

Diese Anordnung und eine auffallend starke Cardinal-Promotion waren die einzigen Handlungen Gregors des Elften in den vier ersten Jahren seiner Regierung. Sein lebhaftester Wunsch war, Avignon zu verlassen und nach Rom zurück zu gehen. Dieser konnte indeß nur dann befriedigt werden, wenn die Römer die Hand dazu boten. Ein seltsames Schicksal waltete über Rom, sofern seine Bewohner weder mit dem Pabste, noch ohne ihn leben konnten: nicht mit dem Pabste, weil er als Haupt der allgemeinen Kirche nicht zu leisten vermochte, was der Staatschef leisten soll; nicht ohne den Pabst, weil das Bedürfniß einer großen Autorität in eben dem Maaße zunimmt, als eine starke Bevölkerung auf einen kleinern Raum zusammen geengt ist. Mit Einem Wort: es war das Wesen einer großen Stadt, was alle die Auftritte herbeiführte, worin sich die Römer mit den Päbsten bald entzweieten, bald wieder versöhnten. Diese Auftritte konnten nicht eher aufhören, als bis die Päbste sich entschlossen, ihrer Autorität dieselbe Grundlage zu geben, welche die weltlichen Fürsten seit dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte in einem stehenden Heere, verbunden mit einem starken Zerstörungsstoffe, annahmen. Am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts war dies unmöglich. Daher die ewige Wiederkehr von Trennungen und Wiedervereinigungen zwischen den Römern und den Päbsten. Jene hatten nach Urbans des Fünften Abscheiden die Verwaltung ihres Gemeinwesens aufs Neue an sich genommen. Von welcher Art die Veränderungen waren, die sie damit vornahmen, läßt sich eben so wenig bestimmen, als

sich die Wirkungen der neuen Organisation angeben lassen. Genug, daß nach kurzer Zeit das Bedürfniß einer großen Autorität wieder eintrat: ein Bedürfniß, das nur durch den Pabst befriedigt werden konnte, da es Rom an einem Könige fehlte *).

Es war im Jahre 1374, als die Römer eine feierliche Gesandtschaft an Gregorius den Elften schickten, die ihn durch Versprechungen des Gehorsams und der Unterthänigkeit einladen mußte, seinen Hofstaat nach Rom zu verlegen, um da zu wohnen, wo der Apostel Petrus, der Stifter seines Stuhles, und so viele von seinen seligen Vorfahren gewohnt hätten und gestorben wären. Gregor nahm diese Gesandtschaft sehr freundlich auf, und erklärte in einem Schreiben an das römische Volk, daß er seit dem ersten Anfange seiner Würde damit umgegangen wäre, an die Spitze der römischen Gemeine zurückzutreten; in Kurzem werde er im Stande seyn, den lebhaftesten Wunsch seines Herzens zu befrie-

*) In Od. Raynaldi Tom. XVI. ad an. 1377 befindet sich ein Vertrag über die Verwaltung des römischen Gemeinwesens, abgeschlossen zwischen drei Cardinälen, als Statthaltern des Pabstes, auf der einen, und der Magistratur Roms auf der anderen Seite. Diese wird bezeichnet durch Praesidentes und Regimina, und nebenher ist die Rede von einem Consilio privato et generali, von einer Societate executorum justitiae, und von vier Richtern. Welchen Organismus dies in sich geschlossen, läßt sich nicht mehr ausmitteln. Die Präsidenten waren unstreitig die Bannerherren, und unter den Regiminibus ist schwerlich etwas anderes zu verstehen, als ihre Bureaus. Unter Consilium privatum et generale darf man sich einen Senat denken. Die Executores justitiae sind die Criminal-Richter. Im Ganzen genommen war also keine wesentliche Veränderung in dem Regierungs-System vorgegangen.

digen. Wirklich meldete er, unmittelbar darauf, dem Kaiser, den Königen von England, Frankreich, Ungarn und Sicilien, den Venetianern, den Genuesern und allen geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands und Italiens, daß er entschlossen sei, von Avignon nach Rom zu gehen, um durch seine Gegenwart die Tyrannen Italiens in Furcht zu halten, und den Kirchenstaat gegen ihre usurpatorischen Angriffe zu vertheidigen. Seine Abreise sollte im Spätjahr 1375 geschehen, und die Königin von Neapel, der König von Sicilien und die Venetianer erhielten die Aufforderung, ihre Galeeren gegen einen bestimmten Termin nach Marseille zu senden, wo die Einschiffung erfolgen sollte. Indeß traten neue Hindernisse ein. Der Pabst gewann die Aussicht, einen Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln, und diese war allzu lockend, als daß sie nicht einen Aufschub hätte bewirken sollen. Ihr zu Gefallen wollte Gregor seinen Aufenthalt in Avignon bis zum Frühling des Jahres 1376 verlängern. Doch sie zerschlug sich wieder, und nach dem Hintritt des schwarzen Prinzen im Jahre 1376 und dem Eduards des Dritten im nachfolgenden Jahre war Frankreich allzu sehr in Vortheil, als daß ein Friede mit England ein Gegenstand des Wunsches hätte seyn können.

Die Römer allein ausgenommen, waren die Bewohner Italiens mehr geneigt, die Ankunft des Pabstes in ihrer Mitte zu verabscheuen, als dieselbe zu wünschen: sie sahen in dem heil. Vater ein Hinderniß ihrer politischen Freiheit, so wie der großen Vortheile, die damit verbunden waren. Es hatte sich also kaum die

Nachricht von der nahen Ankunft Gregors des Elften verbreitet, als eine unerwartete Opposition eintrat, die nichts Geringeres bezweckte, als den Pabst in Avignon zu bannen. Die Florentiner, im engsten Bündniß mit den Mailändern, fielen plötzlich in den Kirchenstaat ein, bemächtigten sich mehrerer Städte desselben, vertrieben allenthalben die päbstlichen Beamten, und pflanzten die Fahne der Freiheit auf. Diesem Antriebe blindlings folgend, empörten sich Bologna, Perugia und mehrere andere von den größeren Städten des päbstlichen Gebiets. Der heil. Vater, hiervon nicht wenig überrascht, ermahnte die Florentiner, ihre Truppen zurückzuziehen, alle Feindseligkeit einzustellen und Genugthuung zu geben; allein diese Republikaner waren sich ihrer Absichten allzu deutlich bewußt, als daß sie hätten gehorchen sollen: sie verspotteten die päbstlichen Abgesandten, und setzten ihre Zerstörungen fort. Hierauf erfolgte von Seiten des Pabstes eine Bulle, wodurch der Magistrat von Florenz in den Bann gethan, das Volk mit dem Interdicte belegt, der Handel mit demselben verboten, die florentinische Kaufmannswaare überall dem Ersten, der sie in Besitz nehmen würde, zugesprochen, und der ganze Unsinn hinzugefügt wurde, nach welchem alles bürgerliche Recht aufhören und die Nachkommenschaft der Magistratspersonen bis in die dritte Generation von allen Ehrenstellen nnd Würden ausgeschlossen werden sollte. Diese wüthende Bulle erbitterte die Florentiner nur noch mehr. Da der Pabst ihrer nicht geschont hatte, so glaubten auch sie jeder Schonung überhoben zu seyn. Sie führten also den Krieg gegen den heil. Vater mit

verstärkter Grausamkeit; und nicht genug, daß sie den Kirchenstaat verheerten, griffen sie auch die Person des Pabstes durch ausgestreute Pasquille an. Als Gregor sah, daß seine geistlichen Waffen ohne Wirkung blieben, nahm er seine Zuflucht zu den weltlichen. Es fehlte in diesen Zeiten nicht an Abenteurern, welche den Krieg zu einem Handwerk machten. Nachdem also der Pabst aus den verschiedenen Provinzen Frankreichs ein Heer zusammen gebracht hatte, stellte er den Cardinal von den zwölf Aposteln, Robert, an die Spitze desselben, und hieß ihn nach Italien ziehen, um den Kirchenstaat zu vertheidigen. Robert beschränkte sich auf die Beschützung dessen, was die Florentiner noch nicht erobert hatten. Diese, den Ausfall, den sie in ihrem Handel litten, allmählig empfindend, wollten zwar Frieden machen, doch die errungenen Vortheile nicht fahren lassen. Eine Heilige — es war die berühmte Katharina von Siena — erhielt von ihnen den Auftrag, den heil. Vater zu versöhnen; und sie that, was in ihren Kräften stand. Da aber Gregor hartnäckig auf Genugthuung drang, so fingen die Feindseligkeiten von Neuem an.

Unter so nachtheiligen Umständen schiffte sich Gregor den 13. Sept. 1376 zu Marseille ein. Die Fahrt ging über Genua, Livorno, Porto Ercole nach Corneto, wo der heil. Vater, widriger Winde wegen, fünf Wochen verweilen mußte, ehe er nach Ostia abgehen konnte. Nicht weniger als vier Monate verstrichen über diese Reise. Den 17. Jan. 1377 hielt er endlich seinen Einzug in Rom, begleitet von dreizehn Cardinälen, die ihm von Avignon aus gefolgt waren.

Groß, aber schnell vorübergehend war die Freude, welche die Römer über die Ankunft des Pabstes empfanden. Die Kunst, gesellschaftlichen Verhältnissen Dauer zu geben, gehörte nicht zu denen, worauf die Hohenpriester sich am meisten verstanden; sie mußte ihnen schon deshalb unbekannt seyn, weil ihre ganze Handlungsweise von der Unumschränktheit ausging. In seinen Unterhandlungen mit den Römern hatte Gregor auf die Auflösung der Bannerherren und auf die Einführung eines von ihm zu ernennenden Senators oder Blutrichters gedrungen; und die Römer hatten in beiden Punkten nachgegeben. Ihr bisheriges Municipal-Wesen hörte also auf, sobald der Pabst in ihre Mitte getreten war. Der von ihm eingesetzte Blutrichter hieß Guido von Pruines, ein Franzose, auf dessen Ergebenheit er sich verlassen konnte. Sobald nun den Römern klar geworden, daß sie sich in die Hände eines Tyrannen gegeben hatten, bereueten sie ihre Willfährigkeit; und diese Reue artete in Widersetzlichkeit aus, als der Pabst von ihnen verlangte, daß sie sich seiner gegen die Florentiner annehmen sollten. Das alte Municipal-System mit den zwölf Bannerherren war bald wieder hergestellt; aber aus dieser Wiederherstellung folgte gegenseitiges Mißvergnügen. Um seine Lage nicht zu verschlimmern, mußte der Pabst sich mit den Florentinern zu vergleichen suchen; sein Unterhändler war dieselbe Katharina von Siena, welche die Florentiner früher an ihn abgeschickt hatten. Doch diese, über das Verhältniß des Pabstes zu den Römern aufs Vollständigste unterrichtet, weigerten sich jetzt aller Vorschläge, die ihnen gemacht wurden, und so weit

ging die Erbitterung des Volks, daß die Heilige nur mit Mühe einer Steinigung entkam. So lange Gregor lebte, dauerte die Unruhe im mittleren Italien fort.

Wie tief auch das Ansehn der Päbste in Italien gesunken seyn mochte, so war dies doch nicht Gregor's größtes Leiden; denn über dergleichen entscheidet zuletzt die Persönlichkeit. Ein weit bittrerer Kelch wurde ihm in den freigeisterischen Lehren bereitet, womit Wicklef in England auftrat; denn in diesen Lehren wurde das Fundament untergraben, auf welchem der päbstliche Thron stand. Gregor empfand dies sehr wohl, als er bei dem Erbischof von Canterbury und dem Bischof von London auf die Bestrafung des Ketzers drang Unglücklicher Weise kommt ein Unglück selten allein. Die englische Geistlichkeit, in den letzten Regierungsjahren Eduard's des Dritten in ihrem bisherigen Seyn bedrohet, wagte es nicht, einen Mann zur Verantwortung zu ziehen, der, von mächtigen Freunden beschützt, allen Gefahren trotzte. Mochte die hohe Geistlichkeit noch so sehr auf ihn zürnen, und ihn einen Ketzer nennen: für ihn sprach ein fleckenloses Leben, und jener allgemeine Wahrheitssinn, der sich nicht irre machen läßt, wenn das Einfache von dem Künstlichen, das Begreifliche von dem Unbegreiflichen bekämpft wird. Obgleich Synoden (zu London und Oxford) Wicklefs Lehre verdammten, so geschah ihm selbst doch nichts zu Leide. Noch wenige Tage vor seinem Tode las er Messe in seiner Pfarrkirche zu Lutterworth, und selbst sein Tod löschte das von ihm angezündete Licht nicht aus. Er lebte fort in seinen Schriften und in seinen Schülern, unter welchen Gal-

fried Chaucer einer von den eifrigsten war. Der Zusammenhang, in welchen Deutschland durch Eduards des Dritten Kriege mit England getreten war, brachte es mit sich, daß Wicklefs Ketzereien allgemeiner bekannt wurden. Bald hörte man in mehreren Ländern von Wicklefiten; und aller Wahrscheinlichkeit nach müssen jene augspurgischen Weber und Schuhmacher, von welchen im Jahre 1393 eine nicht geringe Zahl verbrannt wurde, zu Wicklefs Schülern gerechnet werden.

Gregors Regierung war allzu stürmisch, als daß er hätte ein hohes Alter erreichen können. Eine abschlägige Antwort, dem Könige von Frankreich ertheilt, war die letzte Autoritäts-Handlung, deren er sich rühmen konnte, und vielleicht als solche nur das Ergebniß seiner Erbitterung über ein widriges Schicksal. Karl der Fünfte bat ihn, den Bischof von Paris von aller Unterwürfigkeit unter dem Erzbischof von Sens frei zu sprechen; denn, nachdem Paris seit mehreren Jahrhunderten die Hauptstadt des Königreichs geworden war, lag eine Unschicklichkeit in dem Verhältniß, worin jene Prälaten zu einander standen. Anstatt nun diese Bitte zu erfüllen, bewies Gregor allen den Eigensinn, den frühere und spätere Päbste entwickelt haben, so oft es darauf ankam, der Natur der Dinge zu folgen. Seine Gründe möchte man kindisch nennen. „Sens, so lauteten sie, sei eine alte Stadt, und ehemals die Hauptstadt des Königreiches gewesen; sein Oheim, Clemens der Sechste, habe das Erzbisthum daselbst verwaltet, er selbst eine von den höchsten Würden dieser Kirche bekleidet. Ohne den Ehrenvorzug, der Metropolitan des Bischofs von Pa-

Paris zu seyn, würde der Erzbischof von Sens Ursache haben, sich über Hintansetzung zu beklagen. Bei dem allen ertheilte er dem Bischof von Paris das Pallium, das dieser bisher nur aus den Händen seines Metropolitans hatte erhalten können.

Des Aufenthalts in Italien überdrüssig, dachte Gregor der Elfte auf die Rückkehr nach Avignon, als er am Schlusse des Jahres 1377 von einer Krankheit befallen wurde, die seinem Leben im März des folgenden Jahres ein Ende machte. Ehe er starb, ließ er ein Andenken an sich zurück. Die Zahl übernatürlicher Lehren war seit Innocenz dem Dritten nicht vermehrt worden; dagegen aber hatten die Päbste ein Verdienst darin gefunden, die Zahl der Feste zu vermehren. Auf die rohen Religionsbegriffe seiner Mitwelt rechnend, hatte Innocenz der Sechste das Lanzenfest zur Ehre des Speers eingesetzt, womit Christus in die Seite gestochen worden. Um nun hinter einem so vortrefflichen Vorgänger nicht zurück zu bleiben, ordnete Gregor der Elfte das Opferfest der Jungfrau Maria an. Doch war er hierin nicht einmal Erfinder; denn im Morgenlande war dies Fest seit undenklichen Zeiten gefeiert worden. Die christ-katholische Welt des Abendlandes bewahrt also von ihm ein Andenken, das sich jährlich am 21. Nov. erneuert: der Gegenstand dieses Festes ist, — wird man es glauben? — die Erscheinung der Jungfrau Maria in dem Tempel von Jerusalem, im dritten Jahre ihres Alters.

Ist ein gesellschaftliches Institut im Sinken, dann treten die Gesetze der Schwere ein, um den Fall zu be-

schleunigen: es werden Fehler auf Fehler begangen, von denen jeder dazu beiträgt, daß die öffentliche Meinung, in welcher und durch welche alles Gesellschaftliche fortdauert, sich von einem Tage zum andern in Beziehung auf die zu erhaltende Einrichtung verschlimmert.

Den Römern lag nach Gregors des Elften Tode daran, einen Italiäner zum Pabste zu haben; denn von einem solchen Pabste ließ sich annehmen, daß er sich nicht auf eine leichte Veranlassung nach Avignon zurückwenden würde. In dieser Politik von einigen italiänischen Prälaten, die bei ihren Besprechungen zugegen waren, bestärkt, wendeten sich die römischen Bannerherren, schon vor Gregors Ableben, an die Cardinäle, mit der Bitte, nicht einen Ausländer zu wählen; sie fügten hinzu: das römische Volk, das seines Hirten so lange beraubt gewesen, würde, wenn die Wahl nicht seinem Wunsche gemäß ausfallen sollte, sich ganz unfehlbar an den Cardinälen rächen. Diese, das Mißliche ihrer Lage nicht verkennend, aber dem Geiste ihres Standes deshalb nicht minder getreu, ertheilten die Antwort: Dinge dieser Art ließen sich nicht außerhalb des Conclave verhandeln; sie würden, sobald eine Wahl nothwendig wäre, ohne Ansehn der Person den Eingebungen des heil. Geistes folgen, der nur das Wohl der Kirche und Religion bezwecke; und da die kirchlichen Gesetze die Würde eines Oberhauptes der Kirche einmal auf die Wahl gegründet hätten, so müsse diese frei seyn: denn wo Gewalt und Drohungen gebraucht würden, da könne, wenn man ihnen nachgebe, nur ein Usurpator, nicht ein rechtmäßiger Pabst, zum Vorschein kommen. Die Banner-

herren, ohne auf diese Entschuldigungen einzugehen, besetzten, sobald es mit Gregor zum Sterben kam, alle Ausgänge der Stadt zu Lande und zu Wasser mit Wachen, damit die Cardinäle ihnen nicht entwischen möchten, und um ihren Zweck noch sicherer zu erreichen, vertrieben sie den Adel aus Rom, indem sie das Conclave ganz in ihre Hände brachten.

Der Mann, dessen Rathschlägen sie hierein folgten, war Bartolomeo Prignano, Erzbischof von Bari, ein entschlossener Geist, der mit großem Verstande einen ungemessenen Ehrgeiz verband. Sobald nun die Cardinäle zu einem Conclave zusammen getreten waren, vernahmen sie von allen Seiten die Worte: einen Römer, nur einen Römer wollen wir zum Pabste! — und diese Worte waren von Seiten der Bannerherren mit der Erklärung begleitet, daß es ihnen unmöglich seyn würde, die Wuth des Volkes zu zügeln, wenn nicht wenigstens ein Italiäner gewählt würde. Man denke sich die Lage der Cardinäle! Eingeschlossen, auf eine magere Kost beschränkt, von einem wilden Haufen umgeben — wie konnten sie vermeiden, die Forderung des großen Haufens zur Eingebung des heil. Geistes zu machen! Als sie am 8. Apr. in der Messe des heil. Geistes waren, um nach derselben zur Wahl zu schreiten, wurden, wie bei einem plötzlichen Ueberfall, die Glocken an der Peters- und Marien-Kirche auf dem Capitol geläutet, damit das Volk die Waffen ergreifen möchte. Das Gebrüll, wir wollen einen Römer, oder wenigstens einen Italiäner zum Pabste, nahm kein Ende; zugleich aber pochte man an die Thüren des

Conclave, und drohete, dieselben zu erbrechen. Vergebens schickten die Cardinäle die Decanen der drei Ordnungen, nämlich der Bischöfe, der Priester und der Diakonen, an das Volk, um dasselbe zu besänftigen; die Fluth ging über so schwache Dämme weg, und die Abgeordneten kehrten mit der trostlosen Nachricht zurück, daß der Tod unvermeidlich seyn würde, wenn die Wahl nicht auf einen Römer oder Italiäner fiele. Als nun nichts weiter half, und das unermüdliche Volk keinen Fußbreit wich, und selbst die Nacht versammelt blieb, entschlossen sich die Cardinäle zur Wahl eines Italiäners; und dieser war derselbe Bartolomeo Prignano, dessen Rathschläge die Volkshäupter geleitet hatten. Vielleicht setzen sie voraus, daß er, bei seiner Kenntniß der kirchlichen Gesetze, die Wahl nicht annehmen würde; um so weniger, weil er bei mehr als Einer Gelegenheit großen Eifer für die Befolgung dieser Gesetze hatte blicken lassen. Doch die Versuchung, als Christenvater Monarchen zu gebieten, war für den Ehrgeizigen allzu stark, als daß er ihr nicht hätte unterliegen sollen. Wie wenig er sich also auch dagegen verblenden konnte, daß seine Wahl, als erzwungen, unrechtmäßig sei: so tröstete er sich doch leicht durch den Gedanken, daß, wenigstens in Beziehung auf seine Person, die größte Freiheit obgewaltet habe; und indem er auf diese Weise sein Gewissen beruhigte, nahm er den Namen Urban der Sechste an. Seine Einthronung erfolgte ohne Zeitverlust, und die Cardinäle, froh, einer großen Gefahr entronnen zu seyn, meldeten ihren, in Avignon

zurück gebliebenen Brüdern, daß sie den Erzbischof von Bari einmüthig auf den Stuhl Petri erhoben hätten.

Im Grunde war nichts geschehen, was sich nicht vollkommen vertheidigen ließ. Nur in Hinsicht auf die Wahl eines Italiäners hatte Zwang Statt gefunden; allein wie wenig konnte dieser Zwang in Anschlag gebracht werden, da die ganze zahlreiche italiänische Geistlichkeit ein Gegenstand der Wahl gewesen war! Daß die Cardinäle sich für den Erzbischof von Bari erklärt hatten, konnte nur dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie ihn für den würdigsten unter den italiänischen Prälaten von ihrer Bekanntschaft hielten. Selbst also wenn man eingesteht, daß Zwang sich mit dem Begriff einer Wahl durchaus nicht vertrage: so folgt daraus noch immer nicht, daß Urbans des Sechsten Wahl unrechtmäßig gewesen sei; denn der den Cardinälen angethane Zwang war von einer solchen Beschaffenheit, daß ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen auf keine Weise Gewalt angethan wurde.

Nie, dies läßt sich mit Gewißheit behaupten, würden die Cardinäle ihre Wahl bereuet oder für unrechtmäßig ausgegeben haben, wäre Urbans Benehmen gegen sie verbindlicher gewesen. Worauf die Feindschaft beruhete, die sich zwischen dem Pabst und seinen ersten Gehülfen so schnell entwickelte, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen; indeß begreift sich leicht, warum ein italiänischer Pabst, der eine siebzigjährige Zurücksetzung zu rächen hatte, nicht ein Freund französischer Cardinäle seyn konnte. Die meisten von ihnen waren Li-

mousiner, und eine lange Verwöhnung brachte es mit sich, daß sie die päbstliche Würde als ein Erbtheil der französischen Nation betrachteten. Urban dagegen sah die Dinge aus dem Gesichtspunkte eines Italiäners; und wenn er nach seinem Geschmacke umgeben seyn wollte, so war daran nichts weiter zu tadeln, als der Mangel an Klugheit, wonach er die Rechte der Cardinäle nicht gehörig würdigte. Es waren also zuletzt nur persönliche Antipathieen, welche den Ausschlag gaben. Doch wer könnte sich darüber wundern, wenn er bedenkt, welche wichtige Veränderungen seit mehr als siebzig Jahren mit der päbstlichen Würde vorgegangen waren!

Mißvergnügt über die von ihnen getroffene Wahl, zogen sich die ultramontanischen Cardinäle von Rom nach Anagni zurück, und hier war es, wo zwölf von ihnen vor dem Cardinal Peter de Cros, der römischen Kirche Kämmerer und ordentlichem Richter, beschworen: daß sie aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, den Erzbischof von Bari gewählt hätten, und daß sie nie an ihn gedacht haben würden, wenn ihnen nicht Gewalt geschehen wäre. Unstreitig sagten sie damit zu viel; denn was man unter gewissen Umständen gedacht oder nicht gedacht haben würde, läßt sich schwerlich bestimmen. Genug, daß diese Ultramontaner entschlossen waren, eine neue Pabstwahl vorzunehmen. Durch abgeordnete Geistliche ließen sie Urban ermahnen, sich seiner Würde zu begeben, so lieb ihm die Ruhe und Wohlfahrt der Kirche wäre. Der Pabst, welcher mit seinen italiäni-

schen Cardinälen zu Tivoli lebte, verlachte ein so thö-
richtes Anmuthen, indem er behauptete, daß es in ihrer
Gewalt gestanden hätte, ihn nicht zu wählen, nun sie
ihn aber einmal gewählt hätten, es nicht von ihnen ab-
hange, vor seinem Tode eine zweite Wahl zu treffen.
Was in dieser Antwort vernünftig war, leuchtete den
leidenschaftlichen Gemüthern der Cardinäle nicht also ein.
Fest entschlossen, zu einer neuen Wahl zu schreiten, ver-
sahen sie sich, zu ihrer größeren Sicherheit, mit einem
Truppen-Corps, das ein Gascogner, Namens Bernard
de la Sale, in Viterbo befehligte; und nachdem dieses
zu Anagni angelangt war, erließen sie zunächst ein Ma-
nifest, das, an Urban gerichtet, nur den Erzbischof von
Bari bezeichnete. In diesem Manifest hatten sie den
Muth, ihm zu sagen, daß die Gefahr, von dem römi-
schen Volke erschlagen zu werden, die einzige Triebfeder
seiner Erwählung gewesen sei, und daß sie selbst dieser
Gefahr nur unter der Voraussetzung nachgegeben hätten,
daß er, als Kenner der Kirchengesetze, in seine Wahl nicht
einwilligen würde; da er aber diese Gesetze unter die
Füße getreten und die Frechheit gehabt habe, sich für
den wahren und rechtmäßigen Pabst auszugeben, so
hielten sie es für ihre Pflicht, Die, welche ihn dafür hiel-
ten, dadurch von ihrem Irrthum zurück zu bringen, daß
sie ihn für einen Abtrünnigen der Kirche und für einen
unrechtmäßigen Besitzer des heil. Stuhles erklärten.
Gleichzeitig lud der Kanzler der Kirche diesen Unrecht-
mäßigen ein, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen,
um die gegen die Gültigkeit seiner Wahl vorgebrachten

Gründe zu beantworten. Auch die vier italiänischen Bischöfe, welche zu Tivoli bei dem Pabste zurückgeblieben waren, sahen sich vorgeladen.

Man sieht, daß das Reich uneins geworden war. Die heilige Katharina von Siena that zwar alles, was in ihren Kräften stand, die Einigkeit desselben wieder herzustellen, und gutmüthig genug nahmen die Cardinäle die Vorwürfe hin, womit sie von ihr überschüttet wurden. Indeß, wo heftige Leidenschaften im Spiele sind, da ist nicht an Bekehrung zu denken. Viel Widerwärtiges mußte in dem Charakter des Pabstes liegen, weil selbst die italiänischen Cardinäle sich von ihm trennten, wiewohl ohne gleich Anfangs mit den französischen gemeinschaftliche Sache zu machen; denn sie gingen nach Suessa, wo der älteste unter ihnen, Tebaldeschi, bald nach seiner Ankunft starb. Urban that, als ob nichts vorgefallen sei, was ihn beunruhigen könnte. Er ging nach Rom zurück, wo er sich des Beifalls seiner Anhänger zu erfreuen hatte. Die französischen Cardinäle ihrerseits begaben sich nach Fondi, einer Stadt des Königreichs Neapel, wo sie den Schutz der Königin Johanna genossen. Die italiänischen Cardinäle zu sich herüber zu ziehen, schrieben sie an jeden Einzelnen, daß sie sich verglichen hätten, ihn zum Pabst zu wählen, wenn er diesen Vergleich geheim halten wollte. Dies Mittel blieb nicht ohne Wirkung. Die Italiäner langten in Fondi an; doch nur, um sich getäuscht zu sehen. Sobald das Conclave seinen Anfang genommen hatte, vereinigten sich die meisten Simmen für Robert von Genf, Cardinal-Presbyter unter dem Titel der zwölf Apostel.

Die christliche Welt hatte von diesem Augenblick an zwei Päbste, deren Rechtmäßigkeit gleich zweifelhaft war, weil die angebliche Unrechtmäßigkeit Urbans auf der nie beantworteten Rechtsfrage beruhete: unter welchen Umständen unregelmäßige und mangelhafte Verhandlungen durch die stillschweigende oder ausdrückliche Genehmigung Derer, denen eine Opposition obliegt, eine rückwirkende Bekräftigung erhalten können. Der Cardinal-Presbyter Robert ließ sich seine Wahl gefallen, nahm bei seiner Krönung den Namen Clemens der Siebente an, und meldete den christlichen Fürsten seine Erhebung mit der Bitte, den Erzbischof von Bari als einen Eingedrungenen und Usurpator zu betrachten. Urban war klug genug, jeden Schritt zu vermeiden, der seine Rechtmäßigkeit verdächtig machen konnte. Um die von ihm abgefallenen Cardinäle zu ersetzen, ernannte er nicht weniger als neun und zwanzig zu dieser Würde, und unter dieser versagten sich ihm nur drei, welche in der Folge von Clemens erhoben wurden. Die geringe Entfernung, worin die beiden Päbste von einander lebten, konnte nicht verfehlen, ärgerliche Auftritte herbei zu führen. Was bisher nie erlebt worden war — förmlicher Krieg zwischen zwei nebenbuhlenden Päbsten, als Ausdruck der höchsten Ausartung des Christenthums — blieb nicht lange aus. So wie Clemens den Gascogner de la Sale in seinen Sold genommen hatte, eben so zog Urban den englischen Condottiere Hawkwood in seine Dienste. In einer geringen Entfernung von Rom kam es zwischen beiden zur Entscheidung; und da der Gascogner unterlag, so konnte Clemens nicht länger in

Fondi verweilen. Er flüchtete nach Neapel, wo die Königin Johanna ihn als den rechtmäßigen Pabst, die Bevölkerung der Hauptstadt als einen Usurpator empfing: ein Umstand, der ihn nöthigte, nach Splonata, und von da nach Avignon, zu gehen.

Europa's Gehorsam theilte sich zwischen den beiden Nebenbuhlern; denn in Italien, Deutschland, England, Portugal, Ungarn, Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen und Preußen wurde Urban, in Frankreich, Spanien, Schottland, Sicilien und auf den Inseln Rhodus und Cypern Clemens anerkannt. Allerdings war das entstandene Schisma alter Gewöhnung entgegen, nach welcher Europa seine Einheit in der Gleichförmigkeit der kirchlichen Glaubens hatte; allein da diese Gleichförmigkeit unverändert blieb, so hätte die Zahl der Päbste bis zu hundert steigen können, ohne daß dadurch die gesellschaftlichen Verhältnisse im Mindesten wären erschüttert worden. Wenn nun dennoch durch das Schisma der Grund zu einer neuen Reihe von Begebenheiten gelegt wurde, die bis in die späteren Jahrhunderte hinein reichte: so lag die Ursache dieser Erscheinung weniger in der Eigenthümlichkeit der römisch-katholischen Kirche, als in dem Ehrgeize Urbans des Sechsten, der seine Würde zur Erhebung seines Hauses zu benutzen gedachte. Das Beispiel, das er späteren Päbsten gab, hat zur Erhaltung seines Namens beigetragen; und da er der Urheber des sogenannten Nepotismus ist, der in den nächsten Jahrhunderten höchst merkwürdige Auftritte herbeigeführt hat: so sind wir genöthigt, bei diesem Gegenstande zu verweilen und ausführlicher zu erzählen, wie

Urban, durch die Verschenkung des Königreichs Neapel an Karl von Durazzo, in ein unauflösliches Netz von Thorheiten, Bubenstücken und Unglücksfällen verwickelt wurde.

Urban stand bei seiner Erhebung auf den päbstlichen Thron in einem Alter von sechzig Jahren. Als allgemeiner Christenvater glaubte er seine Sicherheit dadurch vermehren zu können, daß er einem seiner nächsten Verwandten eine bedeutende Herrschaft im Königreich Neapel verschaffte. Dieser Verwandte war sein Neffe, Franz Prignano, mit dem Zunamen Butillo. Die Umstände waren einem solchen Entwurfe günstig; denn die Königin Johanna näherte sich ihrem Ende, und ihr muthmaßlicher Nachfolger, Karl von Durazzo, hatte nicht so entschiedene Ansprüche auf die neapolitanische Krone, daß ihm die Gunst des Pabstes entbehrlich gewesen wäre. Dies ins Auge fassend, ließ sich Urban mit dem Grafen von Gravina — diesen Titel führte Karl von Durazzo — in Unterhandlungen ein, und versprach ihm, gegen die Abtretung des Gebiets von Capua, die unverhinderte Thronfolge. Ob der Graf von Gravina diesen Antrag annahm, ist nicht entschieden; nur so viel geht aus den Erzählungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber hervor, daß er ihn nicht zurückstieß. Die Königin Johanna, von dem Rathe ihres letzten Gemahls, des Prinzen Otto von Braunschweig, geleitet, empfand es übel, daß der Pabst über eine Krone verfügen wollte, die sie als ihr Eigenthum betrachtete. Die Folge davon war, daß sie, die sich Anfangs für Urban erklärt und ihn sogar mit Geld unterstützt hatte, sich zu Clemens

wendete, und diesen für den rechtmäßigen Pabst erkannte. Unstreitig hatte Urban die Königin im ersten Anfange seiner Unterhandlungen nicht kränken wollen. Jetzt hingegen, wo sie von ihm an seinen Nebenbuhler abgefallen war, hielt er sich im Geiste eines alten Römers zu allem berechtigt, was ein feindseliges Verhältniß mit sich bringt. Er erneuerte also an dem Hofe des Königs Ludwig von Ungarn die Erinnerung an jene Frevelthat, deren Opfer Andreas geworden war; und obgleich Clemens der Sechste Johannen von jedem Verdacht einer Theilnahme an derselben frei gesprochen hatte: so ließ jener doch nichts unversucht, was zur Rache reizen und neue Stürme über das hinwelkende Leben seiner Feindin bringen konnte. Seiner Behauptung nach, mußte sie, welche des Thrones immer gleich unwürdig gewesen war, nicht länger im Besitz desselben bleiben; und um sie zu stürzen, kannte er kein besseres Mittel, als die Erscheinung eines ungarischen Heeres in den Gefilden Campaniens. Von neuem trat also der Fall ein, daß ein Pabst, um seine Privat-Zwecke zu erreichen, die Ruhe und Sicherheit Italiens Preis geben wollte.

Der König von Ungarn war nicht abgeneigt, die Wünsche Urbans zu erfüllen; nur Karl von Durazzo, eingedenk der Wohlthaten Johanna's, die ihn von Jugend auf als ihren Sohn behandelt, auch ihn bereits zu ihrem Nachfolger ernannt hatte, konnte sich nicht auf der Stelle entschließen, seiner Wohlthäterin den kleinen Ueberrest ihres Lebens zu verbittern. Ihn zu gewinnen, mußten außerordentliche Triebfedern in Bewegung gesetzt werden; und dies geschah hauptsächlich dadurch, daß

der Pabst die heil. Katharina von Siena an den Prinzen abschickte, der um diese Zeit die Truppen des Königs von Ungarn in der Trevisaner-Mark wider die Venetianer anführte. Die Prophetin stellte das Verdienstliche seines Unternehmens in das gehörige Licht, und verhieß einen glücklichen Ausgang; der Pabst selbst aber kam ihr noch dadurch zu Hülfe, daß er den Prinzen glauben machte, die Königin gehe mit seiner Enterbung um, und unterhandle mit dem französischen Hofe wegen eines Nachfolgers. Dies war, so wie es vom Pabste kam, nichts mehr und nichts weniger, als — eine Lüge; nur hatte der schlaue Italiäner sogleich berechnet, daß der Königin Johanna, wenn sie von ihrem Vetter mit Krieg überzogen werde, keine andere Zuflucht bleibe, als der französische Hof, wo von den Brüdern Karls des Fünften leicht der eine oder der andere sich zum Vertheidiger Johanna's aufwerfen könne.

Des Grafen von Gravina gewiß, trug Urban kein Bedenken, den Krieg dadurch einzuleiten, daß er die Königin von Neapel in den Bann that. Dies geschah durch eine Bulle, welche vom 21. Apr. des Jahres 1380 datirt war. Johanna wurde darin für eine Ketzerin, für eine des Hochverraths Schuldige erklärt, weil sie einen Betrieger und Usurpator des päbstlichen Stuhls als den rechtmäßigen Pabst in ihr Reich aufgenommen habe; und hiernächst sprach er ihre Unterthanen von dem Huldigungseide los, indem er zugleich alle ihre Güter, bewegliche sowohl als unbewegliche, confiscirte, und jeden, der davon Besitz nehmen würde, für den Eigenthümer derselben erklärte. Es bedarf schwerlich einer Erwäh-

nung des Eindrucks, den diese Bulle auf das schwach organisirte Königreich Neapel machte. Indeß verstrich ein Jahr, ehe Karl von Durazzo an der Spitze ungarischer Truppen in Rom erscheinen konnte, um dem Bannfluche des Pabstes den nöthigen Nachdruck zu geben. Bei seiner Ankunft ging ihm die Geistlichkeit entgegen. Ein Vertrag, mit dem Pabste geschlossen, sicherte dem Franz Prignano nicht bloß das Fürstenthum Capua, sondern auch andere Herrschaften, Städte und Schlösser im Königreiche Neapel. Hierauf wurde Karl den 1. Jun. 1381 mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in der St. Peterskirche zum Könige von Sicilien gekrönt. Die Kosten dieser Krönung trug vorläufig der Pabst, der sich außerdem genöthigt sah, die Geistlichkeit zu brandschatzen, und sehr viele Kirchengüter zu veräußern oder zu verpfänden, um die Summen beizutreiben, welche die Besoldung der Ungarn erforderte.

Bedrohet, gebannt, wie hätte die Königin von Neapel vermeiden können, gerade Das zu thun, was Urban ihr angedichtet hatte, um den Beistand des Grafen von Gravina zu gewinnen! Vergleicht man die Daten mit einander, so entdeckt man sogleich, daß Johanna den Grafen von Caserta nicht eher nach Paris sendete, als bis sie in den Bann gethan war. Da die Hülfe des Königs von Frankreich erkauft werden mußte, so lag nichts näher, als die Adoption des Prinzen Ludwig von Anjou, jüngsten Bruders Carls des Fünften. Der Tod dieses Königs brachte Zögerungen in eine Sache, die sich nicht mit Aufschub vertrug. Inzwischen billigte Clemens der Siebente die Annahme an Kindes Statt;

und da er im Königreich Neapel nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatte, so war er, als Oberlehnsherr, sogar bereit, die Investitur zu ertheilen. Die Bulle dieses Pabstes ist vom 22. Aug. 1380. Sobald das Heer zusammen gebracht war, an dessen Spitze Ludwig von Anjou nach Neapel zu gehen gedachte, berief Clemens der Siebente den angenommenen Sohn Johanna's nach Avignon, krönte ihn zum König von Sicilien und Jerusalem, weihete seine Fahnen, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Heers der Kirche gegen Bartolomäus Prignano, der sich für einen Pabst ausgäbe, und wider dessen Anhänger: eine Maaßregel, welche in Zeiten, wo selbst die Erbfolgegesetze ohne Ansehn waren, sehr nothwendig seyn mochte.

Unglücklicher Weise geschah dies zu einer Zeit, wo Johanna's Schicksal bereits enschieden war. An der Spitze seiner Ungarn drang Karl von Durazzo in das Königreich Neapel ein. Ihn empfing der Adel unter Frohlocken, nicht weil er die Sachen des Prinzen billigte, sondern weil er seine Güter retten wollte. Hierdurch aufgemuntert, drang Karl bis nach Neapel vor; und da seine Ankunft große Unruhen in der Hauptstadt verursachte, so fand die alte Königin es nöthig, sich nach dem Schlosse dell' Ovo zu begeben. Die Stadtthore wurden dem Günstlinge Urbans geöffnet. Er belagerte sogleich das Schloß, und war vollauf damit beschäftigt, als der Prinz von Braunschweig erschien, die Königin zu befreien, oder zu sterben. Das Glück begünstigte dies kühne Unternehmen nicht. Von der ungarischen Reiterei umzingelt, mußte sich Otto ergeben.

Das Schicksal der Königin blieb nicht lange unentschieden. Auch sie ergab sich, auf das Versprechen, daß Karl sie wie eine Königin behandeln wollte. Vielleicht war es ihm damit Ernst. Sobald er indeß sah, daß die Bevölkerung von Neapel nicht gleichgültig gegen das Schicksal der Königin blieb, ließ er die Gefangene erst streng bewachen, und entfernte sie bald darauf nach Muro, in der Provinz Basilicata. Man sagt, der König von Ungarn habe darauf gedrungen, daß man mit Johanna'n eben so verfahren sollte, wie sie mit seinem Bruder Andreas verfahren hatte. Wie dem auch seyn mochte: Johanna wurde umgebracht, wie Theodrich von Niem erzählt, als sie in ihrer Kapelle war und betete, wie Andere erzählen, in ihrem Bette durch Erstickung. Dies geschah den 22. Mai 1382, zu einer Zeit, wo Ludwig von Anjou auf dem Marsch nach Neapel begriffen war. Die Königin aber war nicht das einzige Opfer dieser Umwälzung: zwei von ihren Nichten, Schwägerinnen Karls von Durazzo, starben, man weiß nicht ob eines gewaltsamen Todes, im Gefängniß, und zwei Cardinäle von der Gegenparthei, welche als Legaten im Castell dell' Ovo mit der Königin gefangen genommen waren, konnten ihre Freiheit nur dadurch wieder erhalten, daß sie zur Parthei Urbans übergingen, und die rothen Hüte, welche sie Clemens dem Siebenten verdankten, ins Feuer warfen.

Als Ludwig von Anjou mit einem zahlreichen Heere von wenigstens 30,000 Reitern — nach einigen Schriftstellern war es doppelt so stark — in Italien auftrat, erbebte alles bei dem Gedanken an die unwiderstehliche

Macht,

Macht, die dieses Heer in sich enthielt. Die Römer geriethen darüber in solche Angst, daß sie vorläufig beschlossen, den Pabst Urban und alle seine Cardinäle in die Hände des Siegers zu geben, sobald die Gefahr sich ihnen nähern würde. Urban selbst machte sich auf ein solches Schicksal gefaßt, und dachte nur darauf, wie er sich retten wollte. Da in Rom eine Art von Pest wüthete, so fand er hierin einen Beweggrund, sich nach Tivoli zu begeben; kaum aber war er daselbst angelangt, als er, gegen den Rath seiner Cardinäle, nach Aversa ging, um unter dem Schutze des von ihm gekrönten Königs zu leben. Karl der Dritte seinerseits benutzte die Furchtsamkeit des Pabstes, um sich los zu machen von allen den Bedingungen, die er sich früher hatte gefallen lassen; und da derselbe Neffe des Pabstes, dem das Herzogthum Capua zu Theil werden sollte, gerade in dieser Zeit so unbesonnen war, eine Nonne von hohem Range zu entführen: so erhielt der König eine vortheilhafte Gelegenheit, sich den in seinen Erwartungen betrogenen Pabst dadurch zu verbinden, daß er dem Verbrecher die Todesstrafe erließ, wozu man ihn verdammt hatte. In allen Dingen erfuhr Urban, daß die Blüthenzeit der päbstlichen Autorität vorüber war. Der bloße Verdacht, daß der Pabst die Neapolitaner wider den König aufzuwiegeln bemühet sei, reichte hin, ihm eine Verhaftung zu Wege zu bringen; und nicht weniger als drei Tage war Urban der Gefangene Carls in dem Castell Nuovo.

Inzwischen war Ludwig von Anjou bis nach Apulien vorgedrungen; und eine Entscheidung zwischen den beiden Nebenbuhlern, welche ihre Rechte auf die Sanc-

tion zweifelhaft rechtmäßiger Päbste stützten, schien unvermeidlich geworden zu seyn. Die, welche den französischen Prinzen der Unentschlossenheit beschuldigen, können nur in so fern die Wahrheit für sich haben, als man annehmen darf, daß es in diesen Zeiten nicht schwierig gewesen sei, einem Heere beliebige Richtungen zu geben. Es kam nicht zu einer Schlacht; das französische Heer schmolz in den unregelmäßigen Bewegungen, zu welchen Karl der Dritte es veranlaßte. Darüber starb Ludwig von Anjou; und unmittelbar nach seinem Tode zerstreute sich sein ganzes Heer, um auf verschiedenen Wegen nach Frankreich zurück zu kehren. Triumphirend langte Karl im Nov. 1382 wieder in Neapel an, wo ihn das Volk mit lautem Zurufe begrüßte. Mehr, als je, war Urban jetzt in den Händen des Königs; und wenn gleich sein priesterlicher Stolz es ihm nicht an Mitteln fehlen ließ, sich in diesem Verhältnisse zu behaupten: so konnte er doch nicht allen den Kränkungen entgehen, welche der Geist der Zeit zu rechtfertigen angefangen hatte. Zwar blieb ein großer Theil der Menschen noch unruhig in seinem Gewissen; allein es fehlte nicht an Solchen, welche über alle kirchliche Lehren hinaus waren, weil sie im Studium der Rechtswissenschaft und der Geschichte den Schlüssel zum Räthsel gefunden hatten; und witzige Köpfe und Dichter ließen sich schon nicht mehr das Recht nehmen, über das Pabstthum zu spotten.

Ist ein System einmal in Verfall gerathen, dann erwerben sich Die, welche es stützen sollen, in der Regel das Verdienst, es gänzlich zu Grunde zu richten. Urbans

des Sechsten persönliche Eigenschaften mochten allerdings tadelnswerth seyn; indeß waren die Erscheinungen der Zeit nicht aus ihnen hervorgegangen, und was das Verhältniß der Kirche zu den europäischen Staaten betraf, so war es von einer solchen Beschaffenheit, daß die Persönlichkeit des Pabstes darüber am wenigsten entschied. Dies nicht in's Auge fassend, geriethen mehrere von Urbans Cardinälen auf den trostlosen Gedanken, die Wirksamkeit des Pabstes zu beschränken, damit das Uebel nicht noch ärger würde. Dieser Gedanke war weder neu, noch richtig: jenes nicht, weil er schon früher da gewesen war, z. B. in Avignon nach Clemens des Sechsten Tode; dieses nicht, weil einen Pabst beschränken, nichts mehr und nichts weniger heißt, als ihm den Charakter eines Statthalters der Gottheit auf Erden nehmen, dessen erstes Prädicat die Unumschränktheit ist. Urban, welcher sich nicht getrauet hatte, nach Rom zurückzukehren, vielleicht nur weil es ihm an Mitteln fehlte, seine Gläubiger zu befriedigen — Urban lebte zu Nocera, als eine Verschwörung dieser Art wider ihn eingeleitet wurde. An der Spitze derselben stand der Cardinal Bartolomeo Mezzovacca, ehemals Bischof von Rieti, ein vertrauter Freund Karls des Dritten. Sechs von den Cardinälen, welche zur Umgebung des Pabstes gehörten, waren für Mezzovacca's Entwurf gewonnen, und in dem Briefwechsel, den sie unter einander führten, handelte es sich um die große Frage, wie es anzufangen sei, dem Pabste eine solche Stellung zu geben, daß er den Frieden der Christenheit nicht stören könne. Im Grunde verhandelten diese hochweisen Herren eine

nicht zu lösende Aufgabe; indeß war Urban weit entfernt, ihre Entwürfe in diesem Lichte zu betrachten. Unterrichtet von allem, was im Werke war, sah er darin nur die Verschwörung gegen seine Person, und, ohne sich lange zu bedenken, veranstaltete er durch seinen Neffen Butillo die Verhaftung der rebellischen Cardinäle: eine Verhaftung, der nur Mezzovacca entging. Die Folter wurde bei der Untersuchung nicht gespart; und da aus den erzwungenen Geständnissen der Gefolterten hervorging, daß Karl der Dritte seinen Antheil an dieser sogenanten Verschwörung gegen die päbstliche Unumschränktheit hatte: so nahm das Verhältniß, worin Urban zu diesem König stand, noch einmal den Charakter der Erbitterung an.

Es war am 15. Januar 1385, als der Pabst die Geistlichkeit von Nocera und den benachbarten Städten versammelte, um sie mit der schrecklichen Verschwörung bekannt zu machen, welche, von dem Könige Karl und dessen Gemahlin begünstigt, durch den Cardinal Mezzovacca eingeleitet war. Die Aussagen der Cardinäle wurden mitgetheilt; nur verschwieg der Pabst, daß sie durch die Folter abgedrungen waren. Nachdem er nun ein Langes und Breites über die Undankbarkeit des Königs geredet hatte, ließ er ein Kreuz errichten und eine Menge Wachskerzen anzünden. Dies war das Zeichen des bevorstehenden Bannfluchs, den Urban um so nachdrucksvoller aussprach, weil es darauf ankam, sich als göttlichen Statthalter geltend zu machen. Er entkleidete also den König und die Königin ihrer Würde, sprach ihre Unterthanen von dem Eide der Treue los, und er-

klärte sie für Ketzer, Schismatiker und Feinde der Kirche. Für vogelfrei erklärt, faßte Karl den Entschluß, den Pabst ohne alle Schonung zu behandeln. Nicht damit zufrieden, seinen Unterthanen alle Gemeinschaft mit dem Pabste zu untersagen, und die Geistlichen, welche den Bannfluch zu vollziehen gedachten, aufs Härteste zu bestrafen, ließ er Nocera belagern. Diese kleine Stadt ergab sich bald, nur daß der Pabst, der sich in's Castell geflüchtet hatte, nicht in die Hände seiner Feinde gerieth. Ohnmächtig that er dreimal des Tages, von den Fenstern des Castells aus, die Söldner Karls in den Bann; dies würde ihm aber die Ergebung nicht erspart haben, hätte nicht Raimund Orsini, ein Sohn des Grafen von Nola, den Entschluß gefaßt, Nocera zu entsetzen, um den Pabst zu befreien. Da dies Unternehmen gelang, so führte er den Pabst mit seinen Cardinälen (die gefangenen nicht ausgenommen, weil Urban sich nicht von ihnen trennen wollte) über Benevent nach einem Orte zwischen Trani und Barletta, wo eine genuesische Flotte zu seinem Empfange bereit lag. Die Fahrt ging zunächst nach Parlarmo, wo Urban seine Bannbullen bekannt machte; alsdann aber begab sich der Pabst nach Genua, wo er bis zu Ende des Jahres 1386 verweilte. Hier erreichten die gefangenen Cardinäle das Ziel ihrer Leiden: nur der Cardinal Adam von Aston, ein Engländer, wurde auf die Fürbitte Richards des Zweiten in Freiheit gesetzt; die übrigen starben in ihrem gemeinschaftlichen Kerker eines gewaltsamen Todes, und ihre Leichname wurden ins Meer geworfen.

Ein Pabst, der durch verdientes oder unverdientes

Schicksal zu einem Abenteurer geworden war, konnte nirgend willkommen seyn; und die Genueser wurden Urbans um so früher überdrüssig, da er nicht im Stande war, die Kosten der Ueberfahrt zu bezahlen. Nur allzu bald entstand Feindschaft zwischen dem Pabst und dem Doge Adorno; und da in einem Handelsstaat die Priesterschaft immer nur wenig gelten kann, so verließ Urban die freigeisterischen Genueser, und begab sich nach Lucca, wo er neun Monate verweilte. Er hatte hier den Kummer, daß zwei Könige von ihm abfielen, nämlich der von Aragon und der von Navarra, und den noch größeren Kummer, daß sich die Universitäten beinahe in allen Ländern zu Richtern über die Päbste aufwarfen und ökumenische Concilien in Vorschlag brachten, theils um den Streit der Nebenbuhler zu schlichten, theils um den Gebrechen der kirchlichen Regierung abzuhelfen. Indeß lächelte ihm, der in einem Alter von siebzig Jahren stand, noch einmal das Glück, indem es ihm die Aussicht auf die Erwerbung des ganzen Königreichs Neapel eröffnete.

In Ungarn war König Ludwig gestorben, ohne, außer einer minderjährigen Tochter, einen andern Erben zu hinterlassen, als Karl den Dritten. Von einigen Magnaten zur Besitznehmung der Krone eingeladen, war dieser Fürst nach Presburg gegangen, aber bald nach seiner Ankunft von einem ungarischen Patrioten ermordet worden. Von seinen beiden Kindern war Johanna erwachsen, Ladislaus aber erst zehn Jahr alt. Dieser Umstand versetzte die Bewohner des Königreichs Neapel in eine heftige Unruhe. Es entstanden zwei Partheien, von denen die eine es mit Ladislaus, die andere mit

Ludwig von Anjou, einem Sohn des in Apulien verstorbenen Prinzen, hielt. Von Clemens dem Siebenten unterstützt, hatte der letztere die größere Wahrscheinlichkeit, auf den erledigten Thron zu gelangen. Dies nun war es, was Urban den Sechsten aufs Neue in Athem brachte. Doch anstatt den einen oder den andern Thronbewerber zu begünstigen, erklärte er das Königreich Neapel für ein heimgefallenes Lehn, und traf Anstalten, es für die Kirche in Besitz zu nehmen. Ob die Vasallen sich auf seine Aufforderung zu Perugia in großer Anzahl versammelten, läßt sich bezweifeln; aber gewiß ist, daß der Pabst noch einmal den Condottiere Hawkwood in seine Dienste nahm, und dadurch die Römer in Schrecken setzte. Einer Eroberung zuvorzukommen, forderten sie den heil. Vater auf, von Neuem unter ihnen zu wohnen. Nun gab sich zwar Urban das Ansehn, als ob er Rom entbehren könne; doch eilte er, Hawkwood mit seinen Leuten zu entlassen, und ging im October 1388 nach Rom zurück.

Hier verlebte er den kurzen Ueberrest seines Daseyns in Frieden, nur daß er sich standhaft weigerte, jenes allgemeine Concilium anzunehmen, das Clemens der Siebente in Vorschlag gebracht hatte, um den obwaltenden Streit über die Rechtmäßigkeit der Wahl zu entscheiden. Hierin den alten Römern ähnlich, suchte er in seinem letzten Lebensjahre sein Andenken als Pabst zu verewigen, und dies erreichte er durch drei Constitutionen, von welchen die erste das Jubiläum (diesen großen Jahrmarkt) von funfzig Jahren auf drei und dreißig setzte, die zweite das Fest der Heimsuchung Mariä einführte,

die dritte endlich verordnete, daß am Fronleichnams-feste, selbst zur Zeit eines allgemeinen Interdicts, in allen Kirchen bei geöffneten Thüren Gottesdienst gehalten werden sollte. Man sieht aus diesen Constitutionen, wie weit es mit dem päbstlichen Ansehn gekommen war, und wie es sich nur noch durch Einführung der abgeschmacktesten Feste aufrecht erhalten konnte, durch Feste, deren ganzer Werth darin bestand, daß sie der Arbeitsscheu Vorschub leisteten, und folglich den Pöbel für das Kirchenthum gewannen.

Urban starb den 15. Oct. 1389 zu einer Zeit, wo Clemens der Siebente noch lebte. Die Idee eines römisch-katholischen Pabstes festhaltend, wählten die Cardinäle nach seinem Tode, während eines Zeitraums von 15 Jahren, nach einander, erst Bonifacius den Neunten, dann Innocenz den Siebenten, zuletzt Gregor den Zwölften. Als nun (den 16. Sept. 1394) auch Clemens starb, bewiesen die französischen Cardinäle gleichen Eigensinn, und Benedict der Dreizehnte war das Ergebniß einer Wahl, welche sich vertheidigte, als bereits zwei Concilien für die Vernichtung derselben entschieden hatten. Es war ein Schauspiel ganz eigener Art, das sich den Bewohnern der europäischen Königreiche und Fürstenthümer darbot. Päbste, welche ihre Bestimmung bisher darin gefunden hatten, die höchsten Richter aller Creatur zu seyn — diese Päbste hatten es durch ungeschickte Mittel, worin sich nur ihr Eigensinn offenbarte, dahin gebracht, daß sie als Parthei vor Gericht treten mußten: eine Erniedrigung, welche nicht erfolgen konnte, ohne den Stoff und die Bitterkeit der

Klagen, die man bis dahin über sie geführt hatte, noch zu vermehren. Die europäische Welt kam endlich zum Bewußtseyn ihrer selbst, und dessen, was sie bedürfte, um mit sich selbst in Frieden zu leben. Sehr deutlich leuchtete ein, daß das Verhältniß der Kirche zum Staate das Umgekehrte von dem werden müsse, was es bis dahin gewesen war. Doch wie richtig eine Idee auch seyn möge, so sind in ihr noch nicht die Mittel der Verwirklichung gegeben. Diese herbeizuführen, mußten noch große Anstrengungen gemacht werden. Wir werden daher sehen, wie man sich auf den Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel vergeblich bemüht, das Wesen des Kirchenthums zu verbessern: die Elemente, welche man zu gestalten gedenkt, sind auf der einen Seite allzu störrig, und auf der andern soll das Bessere von ihnen selbst ausgehen durch Entsagung einer Eigenthümlichkeit, worin sich jeder Einzelne verstärken möchte. Hierin lagen die unüberwindlichen Hindernisse, welche zuletzt durch eine Erfindung beseitigt wurden, deren Wirkung niemand zu berechnen im Stande war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Katakomben von Theben.

Vorwort.

Nachstehender Aufsatz ist von mir aus dem großen französischen Werke über Aegypten, besonders aus einer ausführlichen Abhandlung des Herrn Jomard, gezogen, und in der öffentlichen Sitzung der Humanitäts-Gesellschaft am 30. Januar 1819 vorgelesen worden. Er erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Generals von Minutoli, der eine Copie davon mit sich nach Aegypten genommen hat. Diese hat er mir jetzt aus Theben zurückgeschickt, nachdem er sie mit einer Reihe Anmerkungen versehen, die ihm seine an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen an die Hand gegeben haben.

Ich würde einen Aufsatz, der bloß auf die augenblickliche Unterhaltung einer gemischten Gesellschaft berechnet war, nie haben drucken lassen, wenn er nicht durch die Anmerkungen des scharf beobachtenden Reisenden ein besonderes Interesse für alle Diejenigen gewonnen hätte, die sich gern etwas von den wundervollen Denkmählern des alten Aegyptens erzählen lassen. Der Herr General schreibt mir (unter dem 19. Januar d. J.): „Ungeachtet der Kritik, die ich mir hin und wieder über Einzelnes erlaubt habe, kann ich jedoch Herrn Jomard und seinen Kollegen das gerechte Zeugniß nicht versagen, daß sie viel geleistet haben, was man um so höher anschla-

schlagen wird, wenn man die schwierigen Umstände erwägt, unter welchen sie gearbeitet haben."

Zugleich hat mir der Herr General den vom Hrn. Dr. Ricci, seinem Begleiter auf der Reise nach Oberägypten, entworfenen Grundriß und Durchschnitt der von Belzoni unter den Ruinen von Theben entdeckten Königskatakombe überschickt, welchen ich in Steindruck beifüge. Das Fußmaaß ist das englische. Ich benutze diese Gelegenheit, das Publikum auf den Theil der Reise des Herrn Generals aufmerksam zu machen, den er bereits bearbeitet hat, und sogleich nach seiner Rückkehr unter dem Titel herauszugeben gedenkt: „Vier und funfzig Tage in der libyschen Wüste, oder Reise von Alexandrien über Abousir, Parätonium und Apis nach der Oasis des Jupiter Ammon, El-Gara, den Natron-Seen, Teranne und Cairo, im Herbst 1820. Dieser Reisebeschreibung wird er eine Wegkarte und etwa 20 Ansichten und Grundrisse von noch nicht bekannten, oder wenigstens noch nicht beschriebenen, Denkmählern beifügen. Unter denselben werden sich zwei verschiedene Ansichten vom Tempel des Jupiter Ammon, und zwei Blätter mit darauf vorhandenen Hieroglyphen befinden, die er gegenwärtig von einem geschickten europäischen Künstler zu Cairo mundiren läßt. Er hofft über jene Oase, über Augila und El-Gara, manche bis jetzt unbekannte Notizen geben zu können. Auch über die libysche Wüste, über die in derselben befindlichen Brunnen, und die Art und Weise, Karavanen zweckmäßig einzurichten, so wie über den Charakter der sonst so belobten Araber,

wird er manches Interessante mittheilen. Wenn ein Buchhändler diese Reisebeschreibung unter annehmlichen Bedingungen zu verlegen gesonnen seyn sollte, bin ich gern bereit, darüber nähere Auskunft zu geben.

L. Ideler.

Die Werke, von denen hier die Rede seyn wird, sind gar nicht mit den großen Gebäuden zu vergleichen, die in Aegypten der Staatsreligion ihren Ursprung verdanken. Ihr Aeußeres ist fast ganz unscheinlich. Die Felsen, welche westlich vom alten Theben das Nilthal begränzen, sind nach vielfachen Richtungen geöffnet, ausgehöhlt, in Gänge, Zimmer und Säle getheilt, und durch mannigfache Bildwerke und Malereien verziert; allein man vermißt an diesen Anlagen durchgehends den großen Styl, der die öffentlichen Gebäude der ältesten Aegypter sonst so sehr auszeichnet. Nur an der unendlichen Mannigfaltigkeit der Skulpturen und Fresko-Gemälde, womit die Felswände ohne Ausnahme bis tief in die innersten Gemächer, Gallerien und Brunnen bedeckt sind, an der Einheit, die durch das Ganze, so wie an der bewundernswürdigen Vollendung, die durch das Einzelne herrscht, und an dem ausdauernden Fleiße, den solche Anlagen voraussetzen, erkennt man jenes merkwürdige Volk wieder, von dem man mit Recht gesagt hat, daß, wenn etwas mit seinen über der Erde errichteten Denkmählern verglichen zu werden verdiene,

es bloß die Werke sind, die es unter der Erde ausgeführt hat.

Die Achtung für die Todten, die alle Völker mehr oder weniger an den Tag gelegt haben, ist in Aegypten aufs Höchste getrieben worden. Jedermann weiß, daß dieses Land das erste, ja fast das einzige ist, wo die Menschen auf den Gedanken gekommen sind, die Hüllen ihrer Vorfahren auf eine unvergängliche Weise aufzubewahren. Vielleicht kannte man, als die Kunst, die Todten einzubalsamiren, erfunden wurde, die Bildhauerei noch nicht, durch die man ein geliebtes Bild darzustellen und zu erhalten vermag; vielleicht glaubte man auch, daß die Ueberbleibsel des Todten, im Schooße der Familien aufbewahrt, stärker auf die Gemüther einwirken würden, als untreue Kopien oder kalte Bilder. Dem sei, wie ihm wolle, genug, die Aegypter haben sich vor allen übrigen Völkern durch den sonderbaren Gebrauch ausgezeichnet, daß sie der Nachwelt nicht bloß die Denkmähler ihres Fleißes und Kunstsinns, sondern gewissermaßen sich selbst hinterlassen haben, und zwar eben in jenen zu Familienbegräbnissen bestimmten Gemächern, die man überall in Aegypten, jedoch nirgends in größerer Zahl, als in der Nähe von Theben, der ältesten Hauptstadt des Landes, antrifft. Für uns haben diese Denkmähler besonders dadurch eine hohe Wichtigkeit, daß sie uns in den Wandgemälden, womit sie überall bedeckt sind, ein Bild des bürgerlichen Lebens dieses merkwürdigen Volkes darstellen, und uns einen Blick in das Innere seiner Familien thun lassen, das wir aus den Berichten seiner Geschichtschreiber nur sehr unvollkommen

kennen; denn bei weitem die meisten Fresko-Gemälde geben uns Scenen aus dem häuslichen Leben, da hingegen die Reliefs an den Wänden und Säulen der Tempel eine Beziehung auf die Landesreligion und das öffentliche Leben haben.

Zuvörderst müssen hier ein paar Worte über die Entstehung dieser Grabmähler gesagt werden. Die ersten Begräbnißgrotten waren ohne Zweifel Steinbrüche. Wenn man aus einem Bruch alle die Steine zu Tage gefördert hatte, die zu einem Bau geeignet waren, so blieben Wände und Pfeiler übrig, die man ebnete, ründete, glättete, und dann mit Bildwerken und Gemälden schmückte. Viele Katakomben, z. B. die sogenannten Gräber der Könige, sind gewiß ausdrücklich zu diesem Behuf ausgehauen worden; aber eben so gewiß verdanken viele andere ihre Entstehung lediglich den Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, zu denen sie die Materialien geliefert haben *). Diese Ansicht erklärt die große Aehnlichkeit des Styls, die man an den Gemälden und Basreliefs der Tempel und Katakomben wahrnimmt. Wenn die letztern älter als die erstern wären, so würde man in ihnen wenigstens hin und wieder rohe Entwürfe solcher Verzierungen antreffen, was aber nirgends der Fall ist. Vielmehr bemerkt man überall in den Begräbnißgrotten dieselbe Ausbildung der zeich-

*) Dies kann ich nicht einräumen; denn die meisten dieser Hypogäen haben sehr enge Eingänge, und die Kammern sind so klein, daß man unmöglich viel Gestein daraus entnommen haben kann. Warum hier tief in die Felsen eingehn, wo die nächsten Umgebungen der Materialien so viele zu Tage lieferten?

nenden Künste, dasselbe Dekorationssystem, wie in den Tempeln und Pallästen; ja man findet in einigen derselben Zierathen von einem noch reineren Geschmack und einer noch vollendeteren Ausführung, als selbst in den großen Tempelgebäuden, zum Beweise, daß jene nicht viel älter als diese seyn können *).

Ueberdies, da die Katakomben zur Aufbewahrung der einbalsamirten Leichname dienen sollten: mußte nicht die Bereitung der Mumien und die ganze Kunst der Einbalsamirung schon in Aegypten bekannt und üblich seyn? Um diesen vom Gesetz vorgeschriebenen Gebrauch beobachten zu können, kam es darauf an, außer dem Bereiche des angebauten Landes einen trockenen, vor der Ueberschwemmung und den Einflüssen der Luft gesicherten Ort ausfindig zu machen. Nirgends trafen sich diese Bedingungen besser vereinigt, als in den kalk- und kieselhaltigen Bergen, welche das Nilthal in der Gegend Thebens einschließen. Man benutzte also die schon gemachten Aushöhlungen, und jedes große Tempelgebäude gab mehreren Katakomben ihre Entstehung. Die Familien theilten sich in dieselben, und ließen sie mit Gemälden und Basreliefs ausschmücken. Selbst die ärmeren unter ihnen (bekanntlich wurden alle Leichname ohne Unterschied einbalsamirt) **) erhielten

---

*) Dies ist auch sehr natürlich, weil die Tempel gewiß oft durch ihren Ruf die Bevölkerung eines Orts begründeten, und diese dann die Anlage von neuen Gräbern nothwendig machte.

**) Versteht sich mit bessern oder schlechtern Ingredienzien, nach Maaßgabe des Vermögenszustandes der Hinterbliebenen. Die

ihre Begräbnißörter, die sie nach ihrem Vermögen verzierten.

Um sich von den Katakomben Thebens ein Bild im Allgemeinen zu machen, denke man sich einen Theil der libyschen Bergkette zunächst an den Ebenen von Karnak und Medinet Abu, den Hauptpunkten der Ruinen dieser Stadt an der Westseite des Nils, in einer Strecke von mehr als einer deutschen Meile, worin, von Abstand zu Abstand, bis 300 Fuß über die Ebene empor rechtwinkelige Oeffnungen angebracht sind. Man stelle sich ferner niedrige und schmale Gänge vor, die, von diesen Oeffnungen auslaufend, bald in horizontaler, bald in geneigter Richtung, bald in gerader, bald in gebrochener oder geschlängelter Linie in das Innere der Felsen führen, und hier und dort von Sälen und Brunnen unterbrochen sind. Mehrere theilen sich in zahlreiche Zweige, die zuweilen in sich selbst zurückkehren und den Weg unkenntlich machen *). Wenn man alle diese Gänge mit einander in Verbindung brächte, so würden sie das verwickeltste Labyrinth bilden, das man sich nur denken könnte.

Um zu den Katakomben zu gelangen, muß man enge,

Leichname, die man findet, sind zum Theil mit kostbaren Balsamarten ausgegossen, zum Theil mit Salz gleichsam eingepökelt, großentheils auch bloß mit Asche ausgefüllt.

*) Um dies desto besser bewirken zu können, hatte man unter andern das eine Grabmahl der Könige am Ende der ersten Treppe vermauert; nur eine kleine Oeffnung verrieth dem aufmerksamen Belzoni die Fortsetzung der eigentlichen Gruft.

enge, allmählig aufwärts führende und mühsam zu erklimmende Pfade verfolgen. Die Aufmerksamkeit wird jedoch dabei so sehr beschäftigt, daß man keine Ermüdung spürt. Bald sieht man hohe Pforten, bald niedrige Eingänge, die einen viereckig, die andern Schwibbogenartig gekrümmt, diese frei und völlig zugänglich, jene zum Theil oder ganz mit Flugsand verschüttet. Vor den Eingängen der vornehmsten Grotten finden sich offene, in den Felsen gehauene Vorzimmer, von denen nur wenige Malereien enthalten; von den übrigen sind die Pforten unmittelbar in der Felswand angebracht *). Die einfachsten Gräber sind die obern, die prachtvollsten die untern.

Diese zahlreichen unterirdischen Gallerien sind jetzt die Wohnung armer, meistens vom Raube lebender Araber. Wenn Europäer zu ihnen kommen, um sich zu besehen, so ist dies ein zu seltener Umstand, als daß sie nicht so viele Vortheile als möglich daraus zu ziehen suchen sollten. Von einer Bedeckung geschützt, liefen die Franzosen unter ihnen keine Gefahr. Sei es Wirkung der Furcht oder einer wohl verstandenen Berechnung, sie erfuhren von den Arabern keine Art von übler Behandlung. Sie machten sich aber auch zum Gesetz, ihnen die Bildwerke, Gemälde und andere Alterthümer, die sie ans Licht brachten, gut zu bezahlen, und

*) Andere sind mit Steinen von ungebranntem Thon zugesetzt oder mit dergleichen Mauern umgeben. Besonders gilt dies von den sogenannten griechischen Gräbern, welche Mumien aus den Zeiten der Ptolemäer enthalten.

würden jeden an ihnen begangenen Raub strenge geahnet haben *).

Früherhin dienten die Katakomben christlichen Einsiedlern zum Zufluchtsort. Die profanen Bilder des ägyptischen Cultus, die sie darin antrafen, deckten sie zum Theil mit christlichen, die frischen Farben entweder unmittelbar auf die alten tragend, oder die Wände zum Theil mit einer Gipsdecke überziehend. Auch setzten sie an die Stelle der mit der größten Zartheit ausgehauenen Figuren der Isis, des Osiris und Horus nicht selten grobe Darstellungen von Maria, Christus und den Aposteln **).

Die Eingänge zu zwei Katakomben befinden sich öfters unmittelbar neben einander und in gleicher Höhe. Die Richtung, die dann die Gallerien zu haben pflegen, von denen die meisten auf der Außenwand des Felsens senkrecht sind, scheint sehr gut den Namen

*) Jetzt wohnen sie allerdings noch zum Theil in aufgeräumten Grotten, in denen man noch Hieroglyphen und Malereien antrifft; zum Theil haben sie sich aber auch angebauet, und durch die Arbeiten, die sie bei den unternommenen Excavationen leisteten und noch leisten, und durch den Verkauf von Alterthümern, die sie selbst ans Licht gezogen, so bereichert, daß sie sich Pferde, Kameele, Rindvieh uud Schaafe haben anschaffen können. Durch die gute Mannszucht, die Mehemet Ali überall in Aegypten hält, lebt man unter ihnen vollkommen sicher, was zu den Zeiten der Franzosen nicht der Fall gewesen seyn soll.

**) Leider haben die christlichen Zenobiten durch ihren falsch verstandenen Eifer oft ärger gewüthet als selbst Cambyses; denn außer so manchen Verstümmelungen, welche sie an Figuren, die ihnen profan oder obscön schienen, ausübten, haben sie viele derselben zu christlichen Heiligen umgeschaffen, während sie eine große Zahl anderer mit Gyps oder Nilschwamm überzogen.

Syrinx, Panflöte, zu rechtfertigen, den ihnen die alten Schriftsteller beilegen, und den man bis jetzt nicht ganz genügend hat erklären können. Ein Dutzend gleich großer und benachbarter Oeffnungen können, von fern gesehn, allerdings mit den Löchern einer Syrinx verglichen werden; und wenn der Wind in diese parallelen Kanäle bläst, so läßt sich vielleicht eine Reihe Töne vernehmen, die mit denen einer Panflöte einige Aehnlichkeit haben. Beim Heliodor (Aeth. l. II.) sagt jemand: „der eine fragte mich nach der Form und Bauart der Pyramiden, der andere nach den verschlungenen Gängen der Syringen; sie vergaßen keins der ägyptischen Wunder, und man macht den Griechen eine besondere Freude, wenn man ihnen etwas von Aegypten erzählt" — „Die Geschichtschreiber und Dichter, bemerkt Aelian (Hist. An. l. VI. c. 43.) preisen die Labyrinthe von Creta und die Syringen von Aegypten." Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier noch mehrere die Katakomben betreffende Stellen der Alten anführen wollten. Nur eine des Plinius verdient noch hervorgehoben zu werden. Er sagt (H. N. XXXVI. c. 14.) „man spricht von hängenden Gärten, ja von einer hängenden Stadt, ich meine von Theben in Aegypten. Ohne, daß es die Einwohner merkten, ließen die Könige ganze Armeen unter der Stadt und den durch sie fließenden Fluß hinmarschiren." Man sieht, welche ungeheure Vorstellungen sich die Alten von den unterirdischen Gallerien Thebens gemacht haben *).

*) Ich finde mit einigen Reisenden diese Behauptung nicht

Die meisten Katakomben bestehn aus schmalen, von kleinen oder größeren Zimmern und Gängen unterbrochenen Gängen. Es war daher unmöglich, der Arbeiter zur Gewinnung des Gesteins, so wie der Maler und Bildhauer viele zugleich anzustellen. Wie viele Jahrhunderte mögen also erforderlich gewesen seyn, um alle diese Werke auszuführen, und ihnen die Vollendung zu geben, die man an ihnen bewundert! Ihre Menge zeigt auch, wie zahlreich die Bevölkerung der Hauptstadt war, und wie viele Geschlechter hindurch sie geblüht haben muß, ehe sich dieses große Magazin gefüllt haben kann. Ihre Gesammtzahl läßt sich nicht bestimmen, selbst nicht einmal in runder Zahl, nicht sowohl ihrer großen Menge wegen, als weil so viele verschüttet sind, und sich die inneren Verbindungen nicht überall ausmitteln lassen. Sei es nun, daß die Aegypter selbst die Oeffnungen der Grotten, wenn solche gefüllt waren, verschlossen, oder daß die Araber sie verstopft, oder Stürme sie zugeweht haben, genug die Reisenden werden die Katakomben nie zu zählen vermögen *).

---

unwahrscheinlich, wenn man die Größe der ägyptischen Werke betrachtet und erwägt, daß in England eine ganz ähnliche Communication unter dem Bette der Themse angetroffen wird. Auch herrscht bei den Eingebornen die Sage, daß im Innern einer Cisterne ein unterirdischer Gang unter dem Strohm durchführe.

*) Es ist wirklich sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter die Gräber zum Theil selbst verschlossen haben, um sie der Nachforschung zu entziehen, wie dies aus einer oben von mir gemachten Bemerkung über die Grabmäler der Könige hervorgeht. Andere mögen allerdings durch herabgerollte Steine oder hineingewehten Sand verstopft oder verschüttet seyn. Viele dagegen sind später-

Nur von den Gräbern der Könige, die von den übrigen abgesondert, besonders prachtvoll angelegt und verziert sind, und von einer merkwürdigen in einem einzeln liegenden Felsen befindlichen Syrinx, haben die Franzosen Grundrisse und Profile gegeben. Die Sache hatte wegen der vielfachen Krümmungen und Verzweigungen der meisten Gallerien ihre eigenen Schwierigkeiten, und wäre auch bei der hohen Einfachheit ihrer Anlage von keinem erheblichen Nutzen gewesen. Sie haben sich bemüht, diesen Mangel durch möglichste Klarheit in der Beschreibung zu ersetzen, was ihnen auch gelungen zu seyn scheint.

Die westliche oder libysche Bergkette ist in der Gegend von Theben schroff, die östliche oder arabische hingegen flach ablaufend, beides gegen den sonstigen Charakter der Ränder des Nilthals. Das westliche Gebirge besteht hier aus großen, etwa 300 Fuß hohen Kalksteinmassen, von weißlicher Farbe, feinem und gleichartigem Korn und mittelmäßiger Härte. Die Thebäer konnten daher zu ihren Bauen und Bildwerken im Ganzen genommen kein passenderes Gestein finden, wenn gleich mitunter auch Versteinerungen, als Belemniten und Ammonshörner vorkommen, die der Arbeit der Bildhauer Schwierigkeiten in den Weg legen mußten. Wir werden unten sehen, auf welche eigenthümliche Weise sie sich in solchen Fällen zu helfen wußten. Da dieses Gestein in der Regel von muschlichem Bruch ist, so liegt um die

hin geöffnet worden, sei es durch Cambyses, oder die Zenobiten, oder auch erst in neuern Zeiten durch die Araber.

Grotten, von ihrer Entstehung her, eine Menge mehr oder weniger scharfer Bruchstücke, die den Zugang zu ihnen sehr beschwerlich machen.

Unter den Katakomben, die jetzt geöffnet sind, ist nicht nur keine unversehrt, sondern alle gewähren den Anblick einer gänzlichen Zerrüttung. Die Mumien befinden sich nicht mehr in ihren Kisten und an den ihnen ursprünglich angewiesenen Stellen; sie liegen bunt durch einander auf dem Boden umher, dergestalt, daß der Zugang hin und wieder gänzlich durch sie gehemmt ist. Man sieht sich genöthigt, auf ihnen umher zu treten, und hat öfters Mühe, den in ihren Hüllen verwickelten Fuß nach sich zu ziehn. Anfangs verursacht dies Schauspiel Grausen; allein man gewöhnt sich bald daran, und was dazu sehr viel beiträgt, ist der Umstand, daß sie nichts, weder dem Auge noch der Nase, widriges an sich haben. Der harzige Geruch, so stark er auch seyn mag, ist keinesweges unangenehm. Ein ganz anderes Gefühl ist es, das den Beschauenden beunruhigt. Alle diese einbalsamirten, in dicke mit Erdpech stark durchtränkte Stoffe gehüllte Körper, können sich durch einen einzigen Funken entzünden. Wenn der Brand um sich griffe, wie wäre es dann möglich, sich zu retten, besonders in den tiefen Brunnen oder in Grotten, deren Eingang so verstopft ist, daß man nur mit Mühe hindurch kriechen kann. Da man nun in den Katakomben kein anderes Licht hat, als von Kerzen, die man in der Hand trägt, so wird man leicht erachten, welche Gefahr man bei ihrer Besichtigung läuft, und wie schwer es ist, die brennbaren Stoffe, womit man umgeben ist, nicht

zu berühren, besonders an den Stellen, wo man sich zu kriechen genöthigt sieht. Das Bild eines Brandes drängt sich der Phantasie um so unwillkührlicher auf, da die Araber oft an den Eingängen der Grotten Bruchstücke von Mumien zusammentragen, und damit Feuer anzünden, die man fernhin und zuweilen ganze Nächte hindurch lodern sieht. Die Decken und Wände der Katakomben sind stellenweise vom Rauch geschwärzt, zum Zeichen, daß schon oft Feuer in ihnen gebrannt haben müssen.

Wenn ein Europäer in diesen Labyrinthen als Opfer seiner Wißbegierde umgekommen ist, so muß sein Tod schrecklich gewesen seyn. Ich sah mich einmal, sagt Herr Jomard, in großer Lebensgefahr in einem unterirdischen Gemach, an dessen Eingang zufällig Feuer entstand. Ich befand mich gerade mit zwei Arabern in einem zwölf Fuß tiefen Brunnen. Wir mußten an Stricken hinausklettern, mehr als dreißig Schritt auf einem sehr schwierigen Wege zurücklegen, und durch eine äußerst niedrige Oeffnung kriechen, welche die Flamme eben zu erreichen drohte, als sie glücklicherweise von selbst erlosch. Erst als wir hinaus waren, die Wände von dem Brande geschwärzt sahen, und auf heißer Asche einhertraten, erkannten wir die Gefahr, der wir ausgesetzt gewesen waren *).

*) Ich dachte an Jomard, als ich eine ähnliche enge Grotte, die voller Bruchstücke von Mumien war, ein Licht in der Hand haltend, und von vielen gleichfalls mit Lichtern versehenen Personen umgeben, mühsam durchkroch; allein die Wißbegierde unterdrückte bald jede Ahnung von Gefahr. Ich rathe indessen einem

Außer den Tausenden von Mumien, womit das Innere der Katakomben erfüllt ist, finden sich zerstreut auf dem Boden umher Amuletten, tragbare Statuen und Fragmente größerer Bildsäulen, theils von gebrannter Erde oder Porzelan, theils von Alabaster und Granit, meistens vollkommen erhalten; dahingegen die Gegenstände gleicher Art, die man in den Begräbnißgrotten von Niederägypten anzutreffen pflegt, entweder verstümmelt, oder von schlechterer Ausführung, oder wohl gar von neuerer Fabrik sind *).

Man hat dieser Alterthümer eine große Zahl nach Frankreich gebracht. Die Gemälde und Basreliefs haben im Ganzen wenig gelitten. Man sieht zwar hin und wieder bemalte oder mit Skulpturen bedeckte Partien von den Wänden abgelöst auf dem Boden liegen, jedoch nur in den größeren, leichter zugänglichen Katakomben, wo die Reisenden versucht haben, Proben von Wandverzierungen abzuschlagen, um solche mit sich zu nehmen **).

---

jeden meiner Nachfolger, sich mit kleinen Handlaternen zu versehen, welche die Gefahr verringern, auch gegen die umherflatternden Fledermäuse gesichert sind, die mir und meinem nächsten Nachbar zweimal das Licht in der Hand auslöschten, was freilich nicht viel zu bedeuten hatte, da sich mehrere brennende Kerzen in der Nähe befanden.

*) Dies ist nicht ganz richtig; denn man findet gerade in Unterägypten viel herrliche und wohlerhaltene Gegenstände, und ich verdanke den Excavationen bei Sakara herrliche Alabastervasen, Bronzen und andere Sachen. Daß man hie und dort auch Dinge aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer findet, versteht sich, da diese ebenfalls Städte und Tempel erbauten und mit heiligen und profanen Gegenständen versahen.

**) Leider hat dies Uebel in neuern Zeiten zugenommen, da

Zu den Eigenthümlichkeiten dieser unterirdischen Gllaerien gehört die unendliche Menge Fledermäuse, die alle Brunnen und Gemächer erfüllen, und mit einem durchdringenden Geräusch unaufhörlich in denselben umherflattern. Homer hat diesen Flug sehr wohl gekannt, wenn es von den Seelen der gefallenen Freier nach Vossens Uebersetzung bei ihm heißt:

So wie die Fledermäus' im Geklüft der schaurigen Höhle
Schwirrend umher sich schwingen, wenn ein' aus der Reihe des Schwarmes
Niedersank an dem Fels, und darauf an einander sich klemmen,
So mit zartem Geschwirr entschwebten sie ꝛc.

In der That, man muß von einer sehr lebhaften Wißbegierde ergriffen seyn, wenn man sich nicht durch diese scheußlichen Thiere abschrecken lassen will, besonders in einer unerträglich heißen Atmosphäre, die theils durch die Fackeln und das Athmen in so engen von allem

---

es der Reisenden von allen Nationen jetzt hier so viele giebt und ein jeder gern etwas mit ins Vaterland nehmen möchte. Auf diese Weise wurden oft die herrlichsten Darstellungen ohne Nutzen vernichtet, weil der Stein, worauf sie ausgehauen oder gemalt waren, nicht selten spröde ist, und folglich beim Losarbeiten zerbricht. Ich habe noch einige ganz artige Bruchstücke gerettet, die inner- und außerhalb der Katakomben lagen, während andere von den Eingebornen zu Kalk verbrannt sind. Leider sieht der Freund der Wissenschaft und Kunst dem baldigen Verschwinden jener merkwürdigen Gegenstände entgegen, wenn nicht eine rettende Hand sich ihrer noch zur höchsten Zeit annimmt.

Luftzug entblößten Gängen, theils durch die allen Souterrains von Aegypten eigenthümliche Wärme hervorgebracht wird. Das Reaumürsche Thermometer steht in den Katakomben von Theben und Memphis unwandelbar auf 22 Grad, in dem Brunnen der großen Pyramide gar auf 25.

Diese Temperatur, die zum Theil auch dem Wasser des Nils und des Meers an der ägyptischen Küste eigen ist, steht mit allgemeinen Ursachen in Verbindung, die von den Naturforschern untersucht zu werden verdienen.

Wenn ein europäischer Künstler in den jetzt zugänglichen Katakomben auch Jahre verweilte, so würde es ihm doch an Zeit ermangeln, nur die wichtigern Gemälde und anderweitigen merkwürdigen Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit auf sich zögen, zu zeichnen.

Außer der Schwierigkeit, eine so große Menge ganz verschiedenartiger Gegenstände zu kopiren, würden ihn noch ganz andere Umstände völlig muthlos machen. Mit welcher Mühe hat man sich durch diese engen, verschlungenen und von tiefen Brunnen unterbrochenen Gänge hinzuwinden! Dazu rechne man die Hitze, verbunden mit dem fast betäubenden Geruche der Mumien, den Mangel an frischer Luft, die große Anstrengung, die das beständige Halten einer oder zweier Kerzen verursacht, die Furcht vor der Gefahr augenblicklicher Verbrennung, der man sich ausgesetzt sieht, endlich das unerträgliche Geschwirr der Fledermäuse, der einzigen Ventilatoren in diesen unterirdischen Gallerien, und man hat eine schwache Vorstellung von der peinlichen Lage, in

der man sich auch nur bei einem kurzen Besuch in ihnen befindet *).

Die Araber, die jetzt die Katakomben bewohnen, leben in der höchsten Dürftigkeit, und nur die Hoffnung, Schätze zu gewinnen, kann sie in den sonderbaren Behausungen, die sie sich gewählt haben, fesseln. Diese Hoffnung wird von Zeit zu Zeit durch das Auffinden einer Antike von massivem Golde, oder durch Goldblättchen, die sie auf der Hülle oder dem Körper einer Mumie entdecken, genährt. Außerdem sammeln sie bronzene Lampen, Geräthe, kurz alle Arten gut erhaltener Antiken, die nach Cairo gebracht, und daselbst an die Europäer verkauft werden. Sie sind unaufhörlich und unermüdlich beschäftigt, die Gräber und Mumien aufs genaueste zu durchmustern **).

*) Daß der Aufenthalt in einer Katakombe, theils wegen der darin herrschenden heißen Temperatur, theils wegen des starken Geruchs und der Fledermäuse, nicht besonders angenehm sei, räume ich ein; allein die Gefahr ist in den meisten gering, und die Schilderung von den Fledermäusen übertrieben, da man in manchen Gemächern gar keine findet. Das Halten der Kerzen kann wohl bei einem Künstler nicht in Anschlag kommen, weil er sie beim Arbeiten nicht zu tragen nöthig hat, und der Wißbegierige wird sich der kleinen damit verknüpften Mühe leicht unterziehen. Zum Abzeichnen einer ganzen Katakombe gehört allerdings viel Zeit; indessen hat Herr Dr. Riccl, der mich auf meiner Reise nach Oberägypten begleitete, das von Belzoni neueröffnete Königsgrab mit allen Figuren und Hieroglyphen in neun Monaten abgezeichnet, ungeachtet der erste Gang deren 22 Tausend enthält. Er besitzt freilich zu diesem Geschäft eine seltene Kunstfertigkeit.

**) Leider aber auch oft zu vernichten, indem sie die Mumien aufreißen, um sie der etwa an ihnen befindlichen goldenen Ringe oder andern Schmucks und der Papyrusrollen, die sie gemeinig-

Es mögen nun einige Bemerkungen über die Anlage und Verzierung der Katakomben folgen. Die ansehnlichsten haben, wie bemerkt, eine Art von offnem Vorhof, zu welchem man auf einigen Stufen hinabsteigt. Von diesem aus führt eine breite, meistens schwibbogenartig geformte Thür zu mehreren auf einander folgenden 12 bis 15 Fuß hohen, von Pfeilern getragenen Sälen. Am Ende derselben befindet sich ein kleines Gemach mit einer Vertiefung in der innern Wand, auf der eine aus dem Felsen gehauene männliche Figur zu sitzen pflegt, zuweilen mit zwei weiblichen zur Seite. Zur Rechten und Linken dieser Säle führen Seitenpforten in schmale Gänge, in denen man die Mumienbrunnen antrifft. Diese Brunnen sind viereckig, 6 bis 9 Fuß weit und 24, 30 bis 45 tief. Wie man bequem in sie hinabgestiegen oder über sie fortgeschritten ist, sieht man nicht. Auf ihrem Boden waren die Mumien aufgestellt, die man aber nirgends mehr in der ihnen ursprünglich angewiesenen Ordnung vorfindet.

Aus dem letzten Saal gelangt man zuweilen unter einem rechten Winkel in eine neue Reihe von Sälen und aus diesen zu neuen Gallerien und neuen Brunnen, von welchen abermals unter rechten Winkeln Gänge entweder tiefer in das Innere, oder zurück in die Gegend des

---

lich unter den Armen, auf der Brust oder zwischen den Beinen haben, zu berauben. Aus einer solchen Rolle machen sie oft zwei, indem sie solche in der Mitte theilen oder quer durchschneiden, und dann die Enden in Harz tauchen. Wickelt man sie mühsam auf, so entdeckt man den Betrug. Auch mir wurden dergleichen angeboten; ich wies sie aber, des Betrugs kundig, zurück.

ersten Eingangs führen. Die Länge dieser Katakomben ist sehr verschieden; die kürzeren mögen 200, die längsten 600 Fuß halten.

Eine zweite Art von Katakomben ist weniger geräumig. Sie bestehn, wie die vorigen, aus mehreren, hinter einander folgenden Gemächern, in deren letzterem sich gleichfalls eine Nische mit einer sitzenden Figur zu finden pflegt. Aber die Höhe dieser Gemächer beträgt nur 6 bis 9 Fuß, und ihre Zahl ist nicht sehr beträchtlich. Die Mumienbrunnen, welche eine Tiefe von 30, 40 und mehr Fuß haben, sind viel enger, als in den größeren Katakomben, und bald viereckig, bald rund. An den Seitenwänden sind kleine Stufen eingehauen, auf denen man bequem in sie hinabsteigt.

Es giebt noch eine dritte, weit unregelmäßigere Art von Katakomben. Der Eingang ist niedrig. Nur der erste Saal liegt der Vorderwand parallel; der folgende schon bildet mit ihr einen Winkel. Dann folgen enge, niedrige und gekrümmte Gänge, die bald auf- bald abwärts führen, bald sich trennen, bald wieder zusammen laufen. In den Punkten, wo sie sich durchkreuzen, sind gewöhnlich Brunnen angebracht. Zuweilen sieht man, nachdem man eine Strecke abwärts gegangen ist, eine aufwärts gerichtete Gallerie, die ganz in die Nähe des ersten Einganges zurückführt *).

*) Einige Katakomben, wie unter andern verschiedene der Könige, haben auf beiden Seiten des Corridors kleine Kammern, die mit allerlei Darstellungen aus dem menschlichen Leben verziert sind, und mehrere solcher Darstellungen in dem großen französischen Werke sind ja aus ähnlichen Kammern entnommen, z. B. der Harfenspieler, was Herr Jomard wissen mußte.

Es giebt Katakomben, in denen man sich durch plötzliche Hindernisse aufgehalten sieht. Nachdem man mehrere Gallerien durchwandert ist, trifft man mit einem Mal auf eine Erhöhung oder Vertiefung, auf oder in welche man nur mit Stricken oder Leitern kommen kann. In einer Katakombe z. B. findet sich ein 9 Fuß hoher Absatz, von dem 5 Gänge auslaufen, in denen Brunnen angebracht sind.

Eine der von Jomard besuchten Katakomben hat unter andern folgende Einrichtung. Zuerst ein kleines mit feinen Skulpturen verziertes Vorzimmer. Dann ein enger Corridor, in welchem man nur gebückt gehen kann, und der 100 Schritt weit schlangenförmig abwärts führt. Am Ende ein Gemach, in das man mehrere Fuß tief hinabspringen muß. Es ist klein, und mit Reliefs und Malereien verziert. Es befinden sich zwei gut polirte Statuen von Granit in fast natürlicher Größe darin. Von diesem Zimmer aus läuft ein neuer Corridor, in welchem man aufrecht gehen kann. Nach etwa wieder 100 Schritten stößt man auf einen sehr tiefen Brunnen, dessen Grund die Franzosen in Ermangelung hinlänglich langer Taue nicht erreichen konnten.

Was die Verzierung der Katakomben betrifft, so bestehn sie theils in Fresko-Gemälden, theils in Skulpturen. In rechtwinkligen Einfassungen sind die Wände mit gemalten oder gehauenen Figuren und Scenen bedeckt, in denen sich eine weit größere Freiheit der Darstellung offenbart, als in den meisten auf Gegenstände des Cultus gerichteten Basreliefs der Tempel. Besonders zeigen die Decken einen Reichthum von Verzierun-

rungen im Geschmack unserer Arabesken, welche keinen ungünstigen Begriff von der Kunst der ägyptischen Maler und Bildhauer geben. Der Gegensatz der Farben in den verschiedenen Feldern macht eine angenehme Wirkung, die noch durch die große Frischheit derselben erhöht wird.

Die Bildwerke bestehn theils in sehr flachen, zart ausgeführten, und gemeiniglich mit Farben bedeckten Basreliefs, theils in Figuren, die in völliger Ründung vortreten. Letztere sind gewöhnlich in Blenden an den Wänden der inneren Gemächer angebracht, und stellen entweder in verkleinerten Verhältnissen Mumien und andere Gegenstände dar, oder in natürlicher Größe und sitzender Stellung männliche Personen, vermuthlich Porträte der Familienhäupter, denen die Katakomben angehört haben.

Die Figuren der Basreliefs sind gemeiniglich in einem sehr kleinen Maaßstabe ausgeführt. Die Bildhauer sahen sich daher durch die häufig in dem Gestein vorkommenden Kieselpartien und Versteinerungen in ihrer Arbeit gestört. Die große Sorgfalt, mit der sie solchen Hindernissen ausgewichen sind, verdient Bewunderung. Ueberall, wo sie Fehler fanden, hoben sie die schadhaften Stellen heraus, und füllten die viereckig ausgehauenen Vertiefungen durch eingefugte und eingekittete Steine aus *). Sie haben sich dabei gemeinhin

*) Gewöhnlich wohl mit Kalk, Gips oder Kitt, wie ich mich davon in den meisten Katakomben überzeugt habe, und es durch mitgebrachte Stücke beweisen kann.

so geschickt benommen, daß man von der Arbeit nichts ahnet, wenn man nicht besonders aufmerksam auf sie ist. Um dergleichen eingefugte Steine aufzulösen, darf man nur eine Zeitlang ringsumher auf die Fugen klopfen. Die Franzosen haben mehrere derselben mit den darauf befindlichen noch wohl erhaltenen Figuren mit sich gebracht, und in dem großen Werke abbilden lassen. Es giebt Gemächer, in denen sie so häufig vorkommen, daß fast der vierte Theil der Wände damit bedeckt ist. Man wird leicht erachten, daß in Folge dieser ägyptischen Methode die Reihen der Figuren nirgends durch willkührliche und verhältnißmäßige Zwischenräume unterbrochen sind.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Mühsamkeit machen, mit der die Bildhauerarbeiten in den Katakomben ausgeführt sind. Oefters sind die Figuren eines Tableaus nur zwei Zoll und die sie umgebenden Hieroglyphen nur vier Linien hoch. Ein solches z. B. aus sechs Figuren und den zugehörigen Hieroglyphen bestehendes Tableau nimmt vielleicht kaum einen Raum von funfzig Quadratzoll ein, und oft sind die Wände ganz damit bedeckt. Man bedenke nun, daß eine Wand von 40 Fuß Länge und 10 Fuß Höhe an 1200 solcher kleinen Tableaus enthalten kann; man stelle sich die große Zahl der in ihnen befindlichen Figuren und hieroglyphischen Zeichen vor, und erwäge die Menge der Gemächer einer einzelnen Katakombe und die Menge der Katakomben selbst, um sich einen Begriff von der Zeit und Mühe zu machen, welche die Ausführung aller Bildhauerarbeiten in den thebäischen Katakom-

kom-

komben erfordert hat. Und selten stößt man auf eine ganz leere Wand *).

Was die Freskogemälde betrifft, die entweder die ganzen Wände oder nur einzelne viereckige Abtheilungen derselben mit Basreliefs untermischt bedecken: so sind die Zeichnungen auf einen sehr feinen Anwurf getragen, und dann mit Farben überzogen worden. Dieser Anwurf hat eine stuckartige Politur. Man scheint ihn aus einem sehr feinen Gips und durchsichtigen Leim bereitet zu haben. Er ist noch weiß, ja noch glänzend an den Stellen, die mit keiner Grundfarbe gedeckt sind **). Die Farben sind eben diejenigen fünf, welche man auf allen ägyptischen Denkmälern antrifft: die weiße, grüne, blaue, gelbe und rothe, zwar in verschiedenen Abstufungen, aber alle in grellen Wechseln ohne Uebergänge und Schattirungen mit einander verbunden.

Die Kunst des Malers ist daher nicht höher, als die eines tüchtigen Illuminirers anzuschlagen. Die Er-

*) Man findet zuweilen einzelne Theile einer Wand, welche zwar liniirt aber weiß gelassen sind, zum Zeichen, daß man noch nicht alles eingetragen hatte. So trifft man Wände an, wo einige Hieroglyphen durch rothe und schwarze Farben angedeutet, andere schon eingegraben und vollendet sind. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die durch Belzoni entdeckte Königskatakombe, wo ein ganzes Gemach nur in der Zeichnung, aber so meisterhaft verziert ist, daß man die Hand eines sehr fertigen Künstlers darin entdeckt. Der erste Entwurf ist gemeiniglich roth und die Correctur schwarz, was aus Bruchstücken, die ich mitbringen werde, hervorgeht.

**) Viele Grotten sind auf dem Steine mit Nilschwamm überzogen, auf welchem erst der Stuck angebracht worden ist.

haltung der Farbe ist bewundernswürdig. Man muß die illuminirten Kupfertafeln des großen Werkes ansehn, um sich eine Vorstellung von der Frische und dem Glanz der Malereien zu machen.

Die Gegenstände, die man an den Wänden der Katakomben abgebildet findet, beziehn sich, wie schon bemerkt worden, größtentheils auf das bürgerliche und häusliche Leben der alten Aegypter, und sind daher ganz dazu geeignet, uns tiefe Blicke in dasselbe thun zu lassen. Besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht die Wandgemälde in den Grotten von Elkab, die Costaz beschrieben hat. Was von den in den thebäischen Katakomben vorhandenen Darstellungen in dem großen Werke eine Aufnahme und Erklärung gefunden hat, ist nur als ein unbedeutender Theil eines unendlich reichen Vorraths zu betrachten, und wird in diesem Auszuge noch dürftiger erscheinen, da ich mich auf wenige Notizen nnd Bemerkungen beschränken muß.

Die ehemalige Bekleidung der Personen aus der gemeinen Klasse kam fast ganz mit der jetzigen überein; denn sie bestand bloß in einer bis zum Knie hinabreichenden und mit einem Gürtel um die Hüfte befestigten Tunica. Die Kopfbedeckung wich aber von dem jetzigen Turban sehr ab; es war eine Mütze oder auch ein enges Netz, vermuthlich dazu bestimmt, das Haupt vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Merkwürdig ist die Kopfbedeckung der Personen, die ihren gestickten Gürteln und Armbändern nach, zur vornehmeren Klasse gehören. Es ist eine aus gekräuselten Haaren zusammengesetzte

Perrücke, ganz ähnlich dem Haarschmuck der in Oberägypten wohnenden Araber vom Stamme Ababde *).

Daß die Musik bei den alten Aegyptern eine bedeutende Entwickelung erhalten haben mußte, geht aus den bildlichen Darstellungen in den Katakomben noch unzweideutiger hervor **), als aus der Versicherung des Diodor. Harfen von mannigfacher, reicher, selbst geschmackvoller Verzierung des Resonanzbodens zeugen von dem musikalischen Luxus dieses Volks. Sie haben theils 11, theils 21 Saiten. Die Spielenden sind bald Männer, bald Frauen; jene stehn, diese sitzen auf den Fersen, eine Art zu ruhn, die noch jetzt in Aegypten sehr gewönlich ist. Die Stellung der Finger gibt deutlich zu erkennen, daß Akkorde gegriffen werden, so daß also die Aegypter nicht ohne Kenntniß der Harmonie seyn konnten. Man findet auf den Gemälden noch verschiedene andere Saiten-Instrumente mit langen Griffbrettern, unsern Guitarren, besonders aber einer Art

*) Ich besitze eine ähnliche Perrücke, die auf einer Mumie gefunden worden ist, und werde sie mit einigen andern merkwürdigen alterthümlichen Gegenständen aus meiner Sammlung zu seiner Zeit bekannt machen. Auch hoffe ich durch die Bemühung des obenbenannten Herrn Dr. Ricci, dem ich hiezu den Auftrag ertheilte, die Zeichnungsentwürfe der gedachten Königskammer, so wie auch eine Menge Darstellungen aus dem menschlichen Leben, aus den Grotten von Beni Hassan und allen übrigen ägyptischen Denkmälern entnommen, dem Publikum binnen Jahr und Tag mittheilen zu können.

**) Man findet hierüber mannichfaltige Abbildungen in den Grotten, und ich selbst habe in meiner Sammlung ein hölzernes, in einer Katakombe gefundenes musikalisches Instrument.

Mandoline ähnlich, die bei den Arabern jetzt Tambur heißt, welches Wort in den südlichen europäischen Sprachen, die es sich angeeignet haben, etwas ganz anderes, als im Orient bedeutet. Diese Instrumente haben drei oder mehr Saiten. Nirgends zeigt sich eine Spur von Wirbeln. Es läßt sich also nicht absehn, wie man den Einwirkungen der Luft und Wärme hat vorbeugen können. In den größeren bildlichen Scenen sieht man auch Männer auf verschiedentlich gestalteten Blaseinstrumenten spielen, und andere, welche entweder mit den Händen oder mit Schellen den Takt dazu angeben.

Jagd und Fischerei gehören zu den Gegenständen, die man besonders häufig abgebildet findet. In einer dieser Scenen hat man Thiere erkannt, die jetzt nur dem südlichen Afrika angehören: Rhinoceros und Zebras. Mit Verwunderung vermißt man das Kameel in den ägyptischen Bildwerken, ungeachtet es die Alten ausdrücklich unter den Hieroglyphen nennen. Verschiedene Thiere, die dem Menschen keine Dienste leisten, oder ihm gar schädlich sind, sucht man in den Katakomben vergebens, z. B. den Giraffen, das jetzt in Aegypten ausgestorbene Nilpferd und den Krokodill *), die man dagegen hin und wieder als Embleme auf den Wänden der Tempel wahrnimmt. Die Thiere sind gewöhnlich mit großer Wahrheit dargestellt, zum Zeichen daß die alten Aegypter die Natur allerdings zu beobachten und nachzuahmen verstanden.

---

*) Den Krokodill findet man in der von Belzoni entdeckten Katakombe sehr treu abgebildet.

Andere besonders häufig abgebildete Gegenstände sind Gastmäler, Kampfspiele, Tänze, Scenen des Ackerbaus, der Weinlese und Schiffahrt, Truppenmärsche, Schlachten, Gewerbe und Fabrikationen mannigfacher Art. Den Beschluß einer ganzen Reihe von Darstellungen aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben macht gewöhnlich ein Leichenbegängniß. Die Abbildungen scheinen daher in der Regel Bezug auf das Geschäft der Personen haben zu sollen, deren Leichname in den Katakomben beigesetzt waren. Die überall beigefügten hieroglyphischen Inschriften, die man leider nicht lesen kann, besagen hierüber gewiß das Nähere.

Viele, die Trachten, Kopfbedeckungen und den Schmuck der alten Aegypter betreffende Bemerkungen müssen hier der Kürze halber übergangen werden. Eben so mehrere über die Formen der Gefäße und Mobilien. Erstere gleichen, der Reinheit des Styls nach, ganz den Formen der sogenannten etrurischen Vasen. Es sind in dem großen Werke viele derselben abgebildet. Man hat dergleichen in den Katakomben nicht bloß durch Pinsel und Meißel dargestellt, sondern auch in natura vorgefunden, theils aus gebranntem Thon, theils aus einer sehr feinen rothen Masse, theils aus emallirter Fayence oder Porzellan.

An den Basreliefs, womit die Wände der ägyptischen Tempel bedeckt sind, bemerkt man bei aller Vollendung in der Ausführung durchgehends eine große Steifheit in den Formen und gänzlichen Mangel an Perspective. Dies läßt sich nicht anders als daraus erklären, daß die ägyptischen Gesetzgeber alle Neuerungen,

besonders aber in Dingen, welche den Kultus betrafen, fürchteten, und die Formen für die Bildwerke festsetzten, von denen man nicht abgehen durfte, woher auch ohne Zweifel die geringe Mannigfaltigkeit rührt, die man in denselben, besonders in den Gestalten der Götter wahrnimmt. Ungleich gefälliger sind die Formen der Figuren in den Katakomben, offenbar, weil die Künstler sich dabei eine größere Freiheit erlauben durften. Perspective vermißt man freilich auch hier; die Figuren sind durchgehends im Profil dargestellt, und doch erscheint die Brust wie von vorn gesehn *). Im Einzelnen ist aber vieles ungemein natürlich und lieblich gebildet, zum Zeichen, daß die ägyptischen Künstler sich nicht durchgehends so weit von der Natur entfernt haben, als man gewöhnlich glaubt. Die Haltung der Figuren ist mit Ausnahme einiger Kriegsscenen und Tänze fast immer ernst und ruhig.

Wir wollen nun sehen, was man außer den Bildwerken Merkwürdiges in den Katakomben antrifft. Zuerst von den Mumien.

Man weiß, welche Menge Bänder und Tücher zur Bereitung einer Mumie erforderlich waren. Auch weiß man, daß man mehrere Masken von feinerem oder gröberem Zeuge auf das Gesicht deckte, und dadurch ein ähnliches Bild hervorbrachte; was man aber bis jetzt weniger bemerkt zu haben scheint, ist, daß auch die

*) Eine Figur in der neugefundenen Königskatakombe ausgenommen, die en face dargestellt ist, und die ich deshalb habe abzeichnen lassen.

Hände und Füße ihre Masken hatten, d. h. daß die Zeuge, in die man sie hüllte, sehr deutlich die Erhabenheiten der Finger, Zehen, ja der Nägel darstellten. Man wußte die verschiedenen Theile des Körpers so geschickt zu umwickeln, daß man ihnen selbst noch schönere Formen gab, als sie im Leben hatten. In dem großen Werke ist ein Mädchenarm abgebildet, den die Franzosen nach Europa gebracht haben. Man kann nichts Reizenderes sehen, als die Formen desselben. Bei Abwickelung der Hüllen hat sich gezeigt, daß die Nägel roth gefärbt waren, gerade so, wie sie das ägyptische Frauenzimmer noch jetzt mit Hülfe des Hennepulvers zur Zierde zu färben pflegt Dies ist ein grünes, aus den Blättern eines in Aegypten wachsenden Strauchs bereitetes Pulver, das, mit Wasser angefeuchtet, nur ein paar Stunden auf einem Theil des Körpers liegen darf, um ihm eine ins Orange fallende rothe Farbe zu geben, die bis zur Erneuerung der Epidermis haftet.

Dieses Mumienfragment hat auch gezeigt, daß man jede Hand, ja jeden Finger einzeln umwickelte, ehe man den ganzen Körper einhüllte, und daß die zunächst auf der Haut liegenden Hüllen aus einem gröberen Stoffe bestehen, als die äußern. Die Franzosen haben einen großen Vorrath solcher Zeuge mitgebracht, so daß man die bisher streitige Beschaffenheit derselben nun vollkommen kennt.

Herodot gebraucht, wenn er von der Einwickelung der einbalsamirten Körper spricht, das Wort Byssus, Baumwolle. Es ist jetzt schwer zu unterscheiden, ob der Stoff, welcher die Mumien, so mit Erdpech durchtränkt

und mürbe, wie man ihn in den Katakomben gewöhnlich antrifft, aus Baumwolle oder Flachs bereitet war; es finden sich aber auch vollkommen gut erhaltene Zeuge, die noch so fest sind, als wenn sie neu wären, und diese gleichen ganz den baumwollenen Geweben, sowohl dem Ansehn als dem Gefühl nach. Nur die in den Katakomben der Insel Philä gefundenen äußerst groben, statt des Erdpechs mit Natron durchtränkten Zeuge sind offenbar Leinwand; sie scheinen bei den Körpern aus der niedrigsten Volksklasse gebraucht worden zu seyn.

Die äußern Mumienbinden stellen zuweilen Schriftzüge dar, bald hieroglyphische, bald alphabetische. Dies Factum war längst bekannt, vermittelst der beschriebenen Stoffe, welche die Reisenden aus Saccara, den Gräbern von Memphis, nach Europa gebracht haben. Auch in Theben hat sich nun eine solche beschriebene Binde gefunden, welche in dem großen Werke abgebildet ist. Die Schriftzüge sind die hieroglyphischen.

Die Mumien-Gewebe haben gewöhnlich eine Breite von anderthalb bis zwei Ellen. Sie sind zuweilen blau gestreift und mit Frangen besetzt, die aus gedrehten und in Knoten auslaufenden Fäden eine Viertelelle lang zu bestehn pflegen. Von mehreren merkwürdigen, überraschend wohlerhaltenen Zeugen, welche die Franzosen in den Gräbern von Theben gesammelt haben, erlaubt die Beschränktheit der Zeit hier nicht zu reden.

Wenn man von einer Mumie alles, womit sie umwickelt ist, ablöst, so erstaunt man über die Erhaltung der Gesichtsformen. An den wohl zubereiteten Mumien sind die Züge noch kenntlich. Die Augenlieder, die

Lippen, die Ohren, die Nase, die Backen, kurz alle hervortretende Theile haben ein dem Natürlichen sich näherndes Ansehn. Die Zähne sind noch an ihrer Stelle, und die Haare noch fest in der Haut; nur die Farbe der letztern, welche durchgängig schwarzbraun ist, scheint wenigstens nicht bei allen Mumien die natürliche zu seyn. Es sind in dem großen Werke mehrere von ihren Hüllen befreite Köpfe abgebildet, die uns nun endlich in den Stand setzen, ein bestimmteres Urtheil als bisher über den Charakter der Gesichtszüge der alten Aegypter zu fällen. Man weiß, wie viel Streit bisher hierüber geherrscht hat. Einige haben behauptet, daß die alten Aegypter zu den Negergeschlechtern gehörten, und sich dabei auf die Züge der kolossalischen vor den Pyramiden von Memphis stehenden Sphinx berufen. Andere haben eine Aehnlichkeit zwischen ihren Zügen und denen der Chinesen entdecken, und noch andere in den Kopten von Cairo die Gesichtszüge der alten Bewohner des Landes wiederfinden wollen. Aber alle diese Meinungen sind grundlos.

Wenn es erlaubt ist, sagt Hr. Jomard, einem Blumenbach und andern Kennern vorzugreifen, so kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die Araber und andere Bewohner Ober-Aegyptens bis Theben herab, in der Bildung der Stirn, der Nase, kurz im ganzen Profil eine große Aehnlichkeit sowohl mit den Mumien als mit den Bildern auf den Monumenten zeigen. Ich habe diese Bemerkung mit mehreren meiner Begleiter häufig an Ort und Stelle gemacht, und je mehr wir sie geprüft haben, je mehr haben wir sie bewährt gefunden. Beson-

ders muß man bei dieser Vergleichung auf die Scheiks der Dörfer, d. i. auf die Personen Rücksicht nehmen, die zu den ältesten und vornehmsten Familien des Landes gehören. In Nieder-Aegypten hat sich durch die häufige Berührung der Eingebornen mit den Persern, Griechen, Römern und andern erobernden Völkern das Geschlecht der alten Aegypter bei weitem minder rein erhalten.

Zu den unterscheidenden Merkmalen der ägyptischen Physiognomie gehört die gesenkte Lage der geraden Linie, welche durch Nase und Stirn geht. Auch bei den griechischen Köpfen liegen Nase und Stirn in gleicher Richtung, die sich aber weit mehr der vertikalen nähert, während bei den nördlichen Europäern diese Theile einen stärkern oder schwächern einwärts gehenden Winkel zu bilden pflegen.

Die Mumien, die vor der Expedition der Franzosen in die Kabinette von Europa gekommen sind, waren ohne Ausnahme aus den Gräbern von Memphis genommen. Es ist aber auffallend, wie viel schlechter die Mumien von Memphis zubereitet waren, und wie viel unvollkommener sie sich erhalten haben, als die von Theben. Daher das scheusliche Ansehn fast aller der Mumien, die man sonst in Europa sah, z. B. die zerbrochene Nase, dahingegen die Nasen der thebäischen Mumien fast unversehrt sind, ungeachtet bekanntlich bei Zubereitung der Mumien das Gehirn durch die Nase hervorgezogen wurde. Ueberdieß weiß man, daß die Araber und Juden zu Cairo und Saccara falsche Mumien bereiten, und sie an die Reisenden verkaufen. Sie

nehmen zu dem Ende zerstreute, Personen verschiedenen Alters und Geschlechts angehörige Theile, setzen sie auf eine grobe Weise zusammen, und umwickeln sie mit den in den Gräbern gefundenen Lumpen. Häufig sind Unkundige durch solche untergeschobene Mumien getäuscht worden. Durch die Franzosen sind nun viele wohlerhaltene Mumien und Mumienstücke aus den Katakomben von Theben nach Europa gebracht worden, die über so Manches, was man bisher entweder gar nicht oder nur unvollkommen wußte, Aufschlüsse geben. In dem großen Werke finden sich ausführliche Untersuchungen über diesen Gegenstand *).

Man trifft in den Katakomben auch Mumien von Vögeln und vierfüßigen Thieren, ja selbst von kriechenden an. Zu den ersten gehören Ibisse, Sperber und verschiedene Raubvögel, zu den zweiten Katzen, Hunde, Stiere, Widder und Schakals, zu den letzteren Krokodille und Schlangen. Die Einbalsamirung der geweihten Thiere war eben so vollkommen und sorgfältig, als

*) Was Hr. Jomard über die Verschiedenheit der Gesichtszüge bei den Mumien sagt, ist richtig. Die aus Nubien stammenden tragen mehr den Charakter des Aethiopiers an sich, als die aus Mittel- und Unter-Aegypten. Er vergaß aber zu bemerken, daß auch die Griechen ihre Todten hier nach Landesgebrauch einbalsamirten, wie dies die griechischen nach ägyptischer Weise erbauten Grabmäler, die Mumienkasten und Mumien sammt ihren griechischen Inschriften hinreichend darthun. Diese Mumien haben Masken oder auf Leinwand bemalte Gesichter, die ganz den griechischen Charakter und Kopfputz an sich tragen, wie ich dies durch mehrere mitgebrachte griechische Sarkophagen und Mumien beweisen kann.

die der menschlichen Körper, man mag nun auf die Wahl und Bereitung der balsamischen Stoffe, oder auf die künstliche Umwickelung sehen. Die Aegypter fanden ein Vergnügen daran, die Thiere, die im Leben als Embleme der Gottheiten, unter deren Schutz sie sich die Gestirne und Jahrszeiten dachten, der Gegenstand ihrer Verehrung gewesen waren, zu schmücken, und in ihren Familiengräbern aufzubewahren.

Von den diese Thiermumien betreffenden Bemerkungen können hier nur ein paar hervorgehoben werden. Am häufigsten kommen in den Katakomben von Theben Mumien von Vögeln, besonders von Ibissen vor. Sie sind in der Regel vortrefflich erhalten, und zeichnen sich in dieser Hinsicht sehr vor den in Saccara gefundenen aus. Man kann noch die Species der Vögel erkennen, ja nicht selten die Farben der Federn unterscheiden. Diese Vögelmumien haben gewöhnlich durch die Bewickelung eine kegelförmige Gestalt erhalten. Die kleinsten darunter sind in steinernen oder irdenen Gefäßen von gleicher Form verschlossen, die an den Wänden der Gallerien und Brunnen auf ihren Grundflächen stehend, in Saccara dagegen liegend angetroffen werden. Von den vierfüßigen Thieren und Krokodillen kommen immer nur einzelne Theile einbalsamirt vor.

Die gewöhnlichen Hüllen der Mumien sind keine eigentliche Särge, sondern mit Deckeln versehene Kisten, die genau die jedesmalige Gestalt und Größe der Mumie haben *). Sie wurden mit hölzernen Pflöcken oder

*) Nämlich die erste Kiste, welche den Körper unmittelbar

Stricken verschlossen. Die Außenseite ist mit hieroglyphischen Zeichen, emblematischen Figuren, Blumen und dergleichen geziert. In der Gegend des Kopfes befindet sich eine Maske, die dem einbalsamirten Individuum ähnlich gebildet, und zuweilen über und über vergoldet ist. Vermuthlich wurden die Kisten, symmetrisch geordnet, an die Mauern der Gallerien und Brunnen gelehnt. Gegenwärtig findet man in den thebäischen Katakomben keine einzige mehr unversehrt und an ihrer Stelle. Die Araber haben sie sämmtlich aufgebrochen, um die Mumien zu durchsuchen; und da sie bemerkt haben, daß die geringsten Bruchstücke dieser bemalten Kisten die Neugier der Reisenden rege zu machen pflegen, so haben sie dieselben so viel wie möglich zerstückelt, um recht vielen Gewinn daraus zu ziehen *).

Die Kisten sind theils von Holz, theils von dicker Pappe. Das Holz ist durchgehends vom Sycomorus oder Feigenmaulbeerbaum entnommen, einem der höchsten, schönsten und festesten Bäume Aegyptens **). Wir haben davon, sagt Hr. Jomard, Stücke mitgebracht, die

---

umgiebt; denn es gibt Mumien, die mehrere Kasten haben, wie dies die in meiner Sammlung befindlichen zeigen. Zuweilen hat der äußere Kasten die Form eines viereckigen Sarkophags.

*) In den geöffneten Katakomben allerdings; allein da seit der Zeit viele neue Katakomben entdeckt worden sind und deren alle Tage neue geöffnet werden, so findet man unversehrte Mumienkasten von einer solchen Vollkommenheit, wie sie Hr. Jomard nicht sah.

**) Ich besitze einen Mumienkasten, der mit Reliefs von feinem Holze ausgelegt ist; auch findet man ganze Figuren und Kasten von solchem Holze.

höchst wahrscheinlich ein Alter von 4000 Jahren haben, und noch vollkommen erhalten sind. Die Pappen, welche aus einer Menge zusammengeleimter Stücken Leinwand bestehen, haben ganz den Klang und die Festigkeit des Holzes. Sämmtliche Kisten sind mit einem Ueberzug von weißem Gips in der Dicke einer halben Linie versehen, auf den die Farben getragen sind. Sie sind durchgehends bemalt, selbst die Fläche unter den Füßen, auf der sie standen. Auf ihr pflegte man zwei Sandalen abzubilden, in die man wohl ein paar seltsame Gesichter hineinzeichnete, deren Bedeutung sich nicht absehn läßt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden nicht sämmtliche Mumien in Kisten aufbewahrt. Die der Aermern scheinen ohne solche Bedeckung geblieben zu seyn, während die Reichern deren selbst zwei hatten, eine innere von Pappe, und eine äußere von Holz. Die inwendigen Seiten der Kisten wurden eben so gut bemalt, wie die auswendigen. Alle Farben sind sehr lebhaft und bis auf die grüne noch wohl erhalten. Diese allein ist verschossen, dergestalt daß sie zuweilen mit der blauen verwechselt werden kann. Es scheint dies eine Folge des Verschwindens des in der Mischung befindlichen Gelben zu seyn. Das Blau war ohne Zweifel metallisch, und mußte daher länger vorhalten als das vegetabilische Gelb. Die Aegypter haben übrigens auch ein sehr dauerhaftes und lebhaftes Gelb gebraucht. Besonders auffallend ist die Frischheit, in der sich die weiße Farbe so viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Wer die Zusammensetzung derselben angeben könnte, würde den

Künsten einen wesentlichen Dienst erweisen. Vergebens sucht man auf den Wänden, so wie auf den Mumienkisten, ein einziges Beispiel einer Farbenmischung zur Bewirkung von Lichtwechsel und Perspective. Dieser Theil der Kunst befand sich bei den Aegyptern noch in völliger Kindheit; die Zeichnung dagegen verdient Aufmerksamkeit, und die Bereitung der Farben setzt keine gemeine chemische Kenntnisse voraus.

Es läßt sich nicht wohl absehen, welche Bestimmung die Menge Antiken jeder Art und jeden Stoffs hatte, die man gegenwärtig in den Katakomben mitten unter Steinen und Mumientrümmern antrifft. Es scheint auf den ersten Blick, daß sie die Aegypter in den Mumienkisten verschlossen haben. Da indessen die Form derselben nach den in ihnen aufbewahrten Körpern gemodelt war, so konnten keine Gegenstände von einigem Umfange in ihnen Platz finden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man einmal in irgend eine von den Arabern verschont gebliebene Katakombe dringen könnte *).

Die Arbeit an diesen Antiken ist zuweilen vortrefflich, der Stoff schätzbar, und die Erhaltung bewundernswürdig. Die Katakomben sind die gemeinschaftliche Fundgrube für alle die Stücke aus Bronze, Porphyr, Granit, gebrannter Erde, gemaltem und vergoldetem Holze ꝛc. die Aegypten den Antiken-Kabinetten Europas liefert.

*) Dies ist, wie ich oben bemerkt habe, geschehen. Ich werde zu seiner Zeit manches Belehrende über die in den Katakomben aufgefundenen Antiken, so wie ihre etwanige Bestimmung, mittheilen.

In dem großen Werke sind viele solcher Antiken abgebildet, von denen hier einige zur Probe angeführt werden mögen. Ein Vogel aus Sycomorholz geschnitzt, und mit lebhaften sehr wohl erhaltenen Farben bedeckt, hat einen wohl proportionirten Frauenkopf. Man betrachtet dergleichen monströse Zusammenstellungen, die sich auch anderswo nachgeahmt finden, gewöhnlich als bedeutungslose Spiele einer phantastischen Laune; sie hatten aber bei den Aegyptern ihren geheimnißvollen Sinn. Der Vogel soll der geweihte Sperber seyn, und kommt auch mit seinem eigenthümlichen Kopfe vor.

Kleine hölzerne Mumienbilder von 8 bis 12 Zoll Länge sind wie die wirklichen Mumien geformt, angestrichen und mit Hieroglyphen versehen. Die Farben sind noch sehr frisch, und der Ueberzug, auf den man sie getragen hat, zeigt sich von blendender Weiße. Die Embleme, z. B. die Schar des ägyptischen Pfluges, die vielen dieser Figuren in die Hand gegeben ist, lassen vermuthen, daß es Votivbilder seyn sollen, die man bei der Beerdigung der Aegypter aufstellte, und durch die man das jedesmalige Gewerbe des Gestorbenen andeuten wollte. Kleine Koffer, aus Holz geschnitzt, worin Figuren aus Fayence, Bronze oder Wachs enthalten sind, finden sich hin und wieder. Sie werden vermittelst eines Schiebers geöffnet, den man unterwärts herauszieht.

Ferner kleine sehr sauber gebildete Figuren aus gebrannter Erde, mit Widder- Stier- oder Schakalsköpfen; Bilder ganzer Thiere, als Löwen, Geier, Sperber, Ibis, Frösche, Affen, Katzen und Krokodille; Gruppen von

zwei

zwei oder mehreren Figuren aus Bronze und verschiedenen Steinarten; Bilder des Typhon und des Nephthys, der beiden bösen Prinzipe, mit Schweinskörpern, Löwenkrallen, Hippopotamos-Köpfen und menschlichen Armen; Lampen, Vasen und andere Geräthe; Gemmen mit Hieroglyphen; kleine Statuen aus rosenfarbigem oder schwarzem Granit, aus Alabaster, rothem Sandstein, Serpentin u. dergl. m. Am häufigsten finden sich Bilder von Käfern aus Stein oder gebranntem Thon. Man sieht sie zuweilen Dutzendweise an einander gereiht, und mit kleinen Thierfiguren und Amuletten in Email oder weißer Fayence untermischt. Unterwärts sind sie mit Hieroglyphen beschrieben. Man trifft sie in sehr verschiedener Größe und gemeinhin in ovaler Form an. Die Franzosen haben eine Menge solcher Antiken in den Katakomben von Theben gesammelt. Was früher davon in den europäischen Kabinetten gesehn wurde, war von Prosper Alpin, Maillet, Monconys und Andern in den Mumienkisten von Saccara gefunden worden.

Zu den erheblichsten Entdeckungen, die man der Expedition der Franzosen verdankt, gehört die der Handschriften aus Papyrus, die sie unter den Mumien von Theben gefunden haben. Was diese durch ihr Alter so ausgezeichneten Papierrollen (es sind eigentliche Volumina) besonders wichtig macht, ist, daß sie alphabetische Schriftzüge enthalten, also Hoffnung geben, daß wir sie mit Hülfe dessen, was wir durch die koptische Sprache von der altägyptischen wissen, dereinst lesen, und so den Schleier, der das ägyptische Alterthum deckt,

wenigstens zum Theil gehoben sehn werden. Und wenn sie auch wirklich nur unerhebliche Dinge enthielten, welcher Gewinn wäre es nicht schon, wenn wir durch sie zur Kenntniß der altägyptischen Sprache gelangten, und so in den Stand gesetzt würden, wichtigere Handschriften, in deren Besitz wir vielleicht einst noch auf demselben Wege gelangen werden, zu lesen! Dazu kommt, daß das bisherige Studium der Züge dieser Handschriften bereits die Ueberzeugung gewährt hat, daß sie den hieroglyphischen Formen nachgebildet sind. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Kunde der gemeinen alphabetischen Schrift uns einst wenigstens zu einer partiellen Erklärung der hieroglyphischen verhelfen wird. Und zu welchen Kenntnissen würden wir dadurch den Schlüssel erhalten, wenn man erwägt, daß alle auf den Kultus sich beziehende Bilder, alle geschichtliche Scenen, alle astronomische Zeichnungen, alle das bürgerliche Verkehr betreffende Gemälde und Basreliefs, die wir auf den zahlreichen ägyptischen Denkmählern antreffen, von Hieroglyphensäulen eingeschlossen sind! Zur Auflösung dieser wichtigen Aufgabe bietet das große Werk über Aegypten fünf Papierrollen, die entfaltet zusammen 52 Fuß lang sind, und 61 Kolumnen Buchstabenschrift und über 500 Streifen Hieroglyphen enthalten, ferner an hundert Gemälde mit hieroglyphischen Umschriften, zehn noch nicht bekannte Obelisken, mehrere mit hieroglyphischer Schrift bedeckte Gefäße und Sarkophagen, eine Menge Käfer und andere Antiken mit heiligen Zügen, endlich eine reiche Sammlung in Tempeln und Pallästen gefundener hieroglyphischer Inschriften dem

Fleiße der Gelehrten dar. So bedeutend dieser Vorrath an Materialien auch seyn mag, wenn man ihn mit unserer ehemaligen Dürftigkeit vergleicht, so unerheblich ist er, wenn man an die Ernte denkt, die noch in Aegypten zu halten übrig ist. Einen Beweis davon liefern schon die seit dem französischen Feldzuge von englischen Reisenden aus den Gräbern von Theben geholten Papyrusrollen, wo deren noch hunderte versteckt seyn mögen *).

Das Schreiben auf Papyrus hat in Aegypten seinen Ursprung genommen. Diese Pflanze, die jetzt nur noch selten an den Ufern des Nils gefunden wird, gehört daselbst zu Hause, wie schon ihr ägyptischer Name Byblos lehrt. Auf welche Weise man aus ihrem Bast

*) Allerdings; denn seit der Expedition der Franzosen hat man deren viele gefunden, und fördert noch täglich mehr ans Licht. Herr Drovetti besitzt gegen 170 in seiner Sammlung, Herr Salt gegen 100, Herr Anastas in Alexandrien mehrere, und ich bereits 50. Unter diesen sind verschiedene in ägyptischen Charakteren und griechischer Schrift, so daß man auf diesem Wege dereinst viel interessante Aufschlüsse über die ägyptische Geschichte und Theogonie erhalten wird. Besonders wichtig dürfte es zur Erforschung der Hieroglyphen seyn, wenn es gelänge, eine Papyrusrolle oder eine bedeutende Inschrift aufzufinden, die, wie der Stein von Rosette, nächst den Hieroglyphen die Uebersetzung derselben in ägyptischen und griechischen Charakteren enthielte.

Zusatz des Herausgebers. Das vom Herrn General von Minutoli eingesandte Fac-simile einer in der Sammlung des Herrn Anastas befindlichen Papyrusrolle mit griechischer Cursivschrift aus dem Jahr 105 vor Chr. Geb., ist von den Professoren Herren Böckh, Bekker und Buttmann entziffert, und von dem erstern in den Schriften der Berliner Akademie vom Jahre 1820 übersetzt und erläutert worden.

das Papier bereitet, und welchen Gebrauch man davon auch außer Aegypten gemacht hat, ist mehr oder weniger längst bekannt. Hier nur einige Bemerkungen, auf welche die Ansicht der nun aufgefundenen Rollen unmittelbar leitet.

Die Alten sprechen von einem sehr weißen und glatten Papyrus, auf welchem man vollkommen so leicht, wie auf unsern feinsten Papieren geschrieben haben muß. Von dieser Art sind aber die in den Mumien gefundenen Papyrusstücke keinesweges; das hellste hat eine strohgelbe Farbe, und das glatteste Rauhigkeiten, die kaum begreifen lassen, wie man noch so gut geformte Buchstaben darauf schreiben konnte. Bekanntlich wurden die einzelnen Blättchen des Bastes der Papierstaude mit übergelegten Rändern an einander geleimt, so daß jedes größere Blatt ein gitterförmiges Ansehn erhalten mußte; und so findet es sich auch in den entdeckten Papyrusrollen. Vermuthlich ist dabei die noch jetzt im Orient gewöhnliche Art Federn gebraucht worden, welche die Araber mit einem griechisch-lateinischen Worte Kalam nennen. Es ist ein dünnes, fast wie unsere Federn geschnittenes Rohr, womit man sowohl die feinsten Züge als die stärksten Grundstriche darstellen kann.

Die Schrift auf den Papyrusrollen hat einen sehr ausgezeichneten Wechsel schwacher und derber Züge. Fast in jeder Rolle finden sich Zeichnungen, die mit eben diesem Kalam gemacht zu seyn scheinen. Jede Zeichnung ist mit einer doppelten geraden Linie eingefaßt.

Es ist unmöglich, die Ueberraschung der Franzosen zu schildern, als sie unter den äußern Bedeckungen der

Mumien in den thebäischen Gräbern diese Rollen verborgen fanden. Sie liegen entweder zwischen den beiden Schenkeln, oder zwischen Arm und Körper, und zwar sowohl bei männlichen als weiblichen Mumien. Ihre Höhe beträgt 10 bis 14 Zoll. Weit ungleicher ist ihre Länge; die längste und schätzbarste davon enthält 28 Fuß 4 Zoll. Die Bereitungsart des Papyrus setzte seiner Größe gar keine Gränzen. Jedes Volumen ist fest zusammengerollt, und zwar von der Linken zur Rechten, was der Versicherung Herodots, daß die Aegypter von der Rechten zur Linken geschrieben haben, zur Bestätigung gereicht. Die Rollen sind etwas platt gedrückt, und schwerer, als man erwarten sollte, vielleicht in Folge des Gummis, womit sie stark durchtränkt sind. Sie haben einen durchdringenden balsamischen Geruch, und fühlen sich trocken und spröde an. Es ist unmöglich, sie ohne Vorbereitung zu entrollen; bei der geringsten Bewegung, die man zu dem Ende macht, vernimmt man ein Knistern. Es kann dies unmöglich der ursprüngliche Zustand des Papyrus gewesen seyn. Hr. Jomard beschreibt das Verfahren, das man beim Aufrollen beobachtet hat, und das wesentlich darin bestand, daß man das Volumen erst anfeuchtete, und es dann allmählig und behutsam auf feine, in einen Rahm ausgespannte Gaze leimte. Dies ist sehr wohl gelungen, und die Handschriften befinden sich jetzt in einem so vortrefflichen Zustande, daß sie in dieser Hinsicht unsern ältesten Manuscripten, von denen kaum eins bis zum vierten Jahrhundert nach Christi Geburt hinaufreicht, und die in neuern Zeiten in Herculanum gefundenen weit hinter

sich lassen. Sie können nun ohne Umstände geöffnet und entrollt werden. Nur an dem obern und untern Rande sind sie zum Theil etwas beschädigt, was jedoch mehr von den Figuren als von den Schriftzügen gilt, die in der Regel nicht so hoch oder so tief reichen.

Vergleicht man die verschiedenen Rollen, so sieht man 1) daß sie alle aus abgesonderten Partien, oder, mit unsern Buchdruckern zu reden, Kolumnen von verschiedener Breite bestehn; 2) daß gewisse Zeilen, welche Absätze zu bilden scheinen, roth geschrieben sind, während der Text schwarz ist; 3) daß sie theils Hieroglyphen, theils Buchstabenschrift enthalten. Die erstern kommen in allen Manuscripten vor, aber immer in geringerer Zahl, mit Ausnahme derer, die ganz aus hieroglyphischen Zügen bestehn, von welcher Art aber nur eins nach Frankreich gebracht, und in dem großen Werke kopirt ist. Die verschiedenen Tinten haben sich meistens vortrefflich erhalten.

Am linken Rande jeder Rolle, d. i. ganz am Ende derselben, sieht man eine mit Hieroglyphen umgebene Scene dargestellt, die ohne Zweifel das über die Seele des Verstorbenen, zu welchem die Rolle gehörte, unter dem Vorsitz der Isis gehaltene Gericht symbolisiren soll. Das Wesentliche darin ist eine Wegschale, um die mehrere seltsam maskirte Personen beschäftigt sind, von denen eine mit Schreibtafel und Griffel versehen ist. Außerdem sieht man noch eine große Anzahl kleinerer Scenen, die an einander gereiht und von der Schrift durch eine doppelte Linie getrennt sind. Sie sollen, wie es scheint, die Prüfungen darstellen, denen man sich die Seelen der

Verstorbenen unterworfen dachte, ehe das Gericht über sie gehalten wurde. In allen ist die Hauptperson durch einerlei Kostum kenntlich gemacht, so verschieden auch die Stellungen seyn mögen, worin sie erscheint.

Das hieroglyphische Manuscript zeichnet sich durch seine vortreffliche Erhaltung und seine Größe vor allen übrigen aus. Die Hieroglyphen sind in senkrechten Kolumnen einzeln oder paarweise geordnet. Der Kolumnen sind 515 und der Hieroglyphen mehr als 30,000. Die Schrift ist vollkommen gleichförmig, und die Tinte noch sehr schwarz. Die Hieroglyphen sind mit vielen illuminirten Zeichnungen untermischt. In der Abbildung, die in dem großen Werke davon auf vier Blättern mit doppelten Kolumnen in größtem Format geliefert, und uns hier 1818 zugleich mit einer Mumie aus den Gräbern von Memphis gezeigt worden ist, sind die Farben mit möglichster Genauigkeit wiedergegeben worden. Das Roth und Weiß haben sich vortrefflich erhalten, das Grün und Blau sind ein wenig verblichen; das Orangegelb ist matt, aber ein anderes ins Grünliche fallende Gelb blendend frisch. Die Festigkeit der hieroglyphischen Formen und die Leichtigkeit des Zeichners sind bewundernswürdig. Obgleich immer nur mit einem einzigen Zuge sind sämmtliche Thiere, Vögel und Insekten treffend und vollkommen kenntlich dargestellt. Dieselbe geschickte Hand verräth sich auch in den Figuren, welche die über das Ganze hinlaufende Procession bilden, und in einigen abgesonderten Scenen, in deren Beschreibung hier nicht eingegangen werden kann.

Ich bemerke nur noch, daß die alphabetische Schrift,

welche uns die Papyrusrollen liefern, eine entschiedene Aehnlichkeit mit der auf dem Stein von Rosette befindlichen hat, ungeachtet diese Inschrift über tausend Jahr jünger als die Handschriften seyn mag. Sie enthält ein Dekret der Priester von Memphis, an dessen Schluß unter andern verordnet ist, daß es in hieroglyphischen Zügen, in der gemeinen ägyptischen Schrift und griechischer Sprache eingehauen werden soll. Bis jetzt ist bloß das Griechische gelesen worden. Die Geschichtschreiber sagen uns wenig von dem ägyptischen Alphabet. Nach Plutarch bestand es aus 25 Buchstaben. Wenn wir aber die Formen, die uns die Handschriften und die Inschrift darstellen, zählen, so finden wir deren weit mehr; sei es nun, daß die Buchstaben nach Art der arabischen der Verschiedenheit ihrer Stellung nach mehr als eine Gestalt hatten, oder daß man sie noch nicht gehörig herausfinden kann. Hr. Jomard versichert, an 60 Formen zu unterscheiden, von denen 28 der am häufigsten vorkommenden zugleich in der Inschrift und den Papyrusrollen angetroffen werden sollen.

Zum Schluß muß noch einer Entdeckung gedacht werden, die man in der Katakombe gemacht hat, von der oben bemerkt worden ist, daß man sich in ihr durch eine plötzliche Vertiefung aufgehalten sieht. Der Rand derselben, über den man fortspringen muß, wenn man seinen Weg verfolgen will, besteht aus einem etwas schadhaften Gemäuer. Verwundert, mitten in einer aus dem Felsen gehauenen Gallerie eine solche Construction zu finden, löste Hr. Jomard, um die Materialien näher zu untersuchen, einige Ziegel, und fand sich sehr

überrascht, als er auf zwei Seiten eines jeden weit her- vortretende Hieroglyphen fand, die auf allen genau dieselben waren. Offenbar sind es Züge, die sich in der Form, in welcher die Ziegel gegossen sind, befanden, und daß diese Form von Holz war, zeigen die kleinen noch bemerkbaren, von den Holzfasern gebildeten Furchen. Die Ziegel sind 12 Zoll lang, 5 und einen halben breit, und 2 und einen halben hoch. Drei derselben sind in dem großen Werke abgebildet. Die Inschriften stehn an den beiden niedrigern Seiten, von denen die längere 16, die schmälere 11 Charaktere enthält. Ringsum läuft eine geradlinigte Einfassung von gleichem Relief. Die vier übrigen Seiten sind ganz leer.

Es scheint dies das Wahrzeichen des Ziegelstreichers gewesen zu seyn. Die Arbeit ist sehr grob, und die Ziegel sind schlecht gebrannt, vielleicht gar nur an der Sonne gedörrt. Ihre Farbe ist rothbraun. Dergleichen Ziegel sind übrigens nirgends weiter gefunden worden, so viel aus Ziegeln aufgeführte alte Mauern man auch in Aegypten antrifft. Unter den Hieroglyphen sieht man den Ibis, die Wellenlinie oder das Zeichen des Wassers, kurz die ganz gewöhnlichen, so daß sich an dem hohen Alter dieser Mauersteine nicht zweifeln läßt, wenn man auch die Mauer selbst für ein Werk späterer Anachoreten halten wollte. Die Vergleichung mit den babylonischen Backsteinen kann vielleicht zu lehrreichen Bemerkungen führen.

Hier folgt nun der Plan der von Hrn. Belzoni zu Theben entdeckten Königskatakombe in Steindruck. Interessanter noch muß freilich das Fac-simile seyn, das nach öffentlichen Blättern Hr. Belzoni jetzt in der ägyptischen Halle Piccadilly zu London von demselben aufgestellt hat.

Nachweisung zum Grundriß.

A. Eingangstreppe.
B. Gallerie, deren Wände voll kleiner Hieroglyphen sind.
C. Zweite Treppe, mit einer Brustwehr versehen.
E. Zweite Gallerie, welche nach dem Brunnen führt.
F. Der Brunnen von etwa 30 Fuß Tiefe, der aber jetzt verschüttet ist.
G. Kammer mit vier Pilastern, worin man die Abbildung der vier Nationen findet.
H. Treppe, welche zur dritten Gallerie führt.
I. Kammer mit Zeichnungen.
K. Dritte Gallerie.
L. Treppe, welche nach der vierten Gallerie führt.
M. Brustwehren der vierten Gallerie.
N. Vierte Gallerie.
O. Schöngemalte Kammer.
P. Kämmerchen mit gemalten Figuren.
Q. Kämmerchen, worin man die Abbildung der heiligen Kühe findet.
R. Kammer des Sarkophags.
S. Kämmerchen ohne Hieroglyphen.
T. Kammer voller hölzerner Mumien-Idole.
U. Großes Gemach, das nicht vollendet worden ist.
V. Platz, wo der schöne alabasterne Sarkophag gestanden hat, der nun von Hrn. Salt nach London gesandt worden ist.
X. Unterirdischer Gang hinterhalb des Sarkophags, den man auf 300 Fuß Tiefe, ohne Ende zu finden, verfolgt hat.
Y. Kleine Nische mit Hieroglyphen.
Z. dito ohne dergleichen.

Wird die Emancipation der Katholiken im großbritannischen Reiche erfolgen? und wann wird sie erfolgen?

Die Bill, deren Gegenstand die Emancipation der Katholiken in Großbritannien und Irland ist, hat im Unterhause des brittischen Parliaments Annahme gefunden, und liegt in diesem Augenblick dem Oberhause vor, das definitiv darüber entscheiden wird, ob die durch die Test-Acte ausgesprochene Zurücksetzung der Katholiken fortdauern soll, oder nicht. In London hat man darauf gewettet, daß die Pair-Kammer den Beschluß des Unterhauses verwerfen werde; und in dem Augenblick, wo wir dieses schreiben (17. April), hat der Graf Liverpool bereits erklärt: „er finde es nicht pflichtgemäß, den katholischen Unterthanen die vorgeschlagenen Vorrechte zu bewilligen, und eben so halte er es für ungerecht, ihren Geistlichen die Bedingungen aufzulegen, nach welchen deren bisheriges Verhältniß zu dem römischen Stuhl aufs Wesentlichste würde verändert werden.“ Hiernach ist es kaum noch ungewiß, daß die Emancipation der katholischen Unterthanen in England, während des laufenden Jahres, nicht erfolgen wird.

In Lagen dieser Art aber kommt es bei weitem weniger darauf an, ob etwas geschehe oder nicht geschehe, als vielmehr darauf, daß man sich klar mache, was denn

der eigentliche Gegenstand der Erörterung sei, und worin die Hindernisse liegen, die sich der Verwirklichung eines an sich selbst sehr guten Gedankens entgegen stellen. Denn ob etwas in einer gegebenen Zeit geschehe oder unterbleibe, ist, da es sich mit dem Leben eines Volkes ganz anders verhält, als mit dem eines Individuums, in den meisten Fällen von sehr geringer Wichtigkeit, weil das Unterlassene nachgeholt werden kann; wogegen die gründliche Erkenntniß des in Rede stehenden Gegenstandes von der höchsten Wichtigkeit ist, weil davon der bessere oder schlechtere Erfolg abhängt, sobald es dahin gekommen ist, daß gehandelt werden muß. Nur in dieser Ansicht wollen wir hier unsere Meinung über die Emancipation der Katholiken im großbritannischen Reiche abgeben; glücklich, wenn wir durch unsere Auseinandersetzung dazu beitragen, daß das Verhältniß der Kirche zum Staat vollständiger und besser erkannt werde, als dies der Fall zu seyn scheint.

Anheben möchten wir mit einem Lobspruch auf die Britten, welche das, was einmal bei ihnen zum Gesetz geworden ist, mit Eigensinn vertheidigen, selbst dann noch, wenn die absolute Güte des Gesetzes nichts weniger als erwiesen ist. Dieser Eigensinn ist das allersicherste Präservativ gegen Umwälzungen; denn veränderte Gesetze und veränderter Zustand der Gesellschaft stehen in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung, und da, wo man kein Bedenken trägt, dem öffentlichen Willen bald die eine, bald die andere Gestalt zu geben, ist auf keinen Bestand, auf keine regelmäßige Entwickelung zu rechnen. Vielleicht ist jener Eigensinn nicht

sowohl ein Verdienst, als das nothwendige Ergebniß einer Verfassung, die in der Oeffentlichkeit der Gesetzgebung ihren Charakter hat. Dem sei aber wie ihm wolle, so kann es immer nur zu den Tugenden eines Volks gerechnet werden, wenn es seine Gesetze vertheidigt und jede Abänderung derselben mit Freimüthigkeit bekämpft. Genug davon!

Ueber das bisherige Verhältniß der Katholiken zu den Protestanten in Großbritannien, läßt sich nur dann mit einiger Competenz urtheilen, wenn man den Inhalt der Testacte ins Auge faßt. Dieses, im dreizehnten Regierungsjahre Karls des Zweiten (1673) gegebene, Gesetz schloß bisher alle Katholiken, so wie alle Diejenigen, welche der Transsubstantiations-Lehre nicht förmlich entsagen wollten, von allen höheren Staatsämtern, sowohl im Civil als im Militär, aus, und bewirkte folglich für Alle, die von ihm getroffen waren, eine Erniedrigung und Herabwürdigung, welche dem Sklavenzustande nahe kamen, also einen Zustand, aus welchem befreiet zu werden ihre wichtigste Angelegenheit seyn mußte. Rechnet man vom Jahre 1673 bis auf unsere Zeit, so sind nicht weniger als hundert und acht und vierzig Jahre in diesem Zustande für die Katholiken verflossen; und, was wohl zu merken ist, diese 148 Jahre fallen in eine Periode, wo, mit sehr geringen Ausnahmen, der Grundsatz der Duldung in allen europäischen Staaten vorherrschte.

Schwerlich würde man in den bändereichen Annalen der Gesetzgebung etwas der Testacte Aehnliches finden. Gesetzt aber auch, ähnliche Gesetze wären zu allen Zeiten gegeben worden: würde daraus das Mindeste für die

Güte der Testacte gefolgert werden können? Was heißt es, Leute, die einem gewissen Kirchenthum ergeben sind, von Staatsämtern ausschließen? Es heißt nichts mehr und nichts weniger, als das politische Gesetz durch das kirchliche bestimmen, und auf diese Weise die natürliche Ordnung der Dinge umkehren. Es heißt aber auch zu gleicher Zeit, alle Fähigkeit und Tugend abhängig machen von Lehren, welche darauf einen sehr geringen Einfluß haben, und als etwas Traditionelles, das nicht zurückgewiesen werden kann, kaum in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Den ganzen Zeitranm hindurch, wo die Test-Acte wirksam gewesen ist, hat Großbritannien erlebt, daß talentvolle Katholiken, denen in dem eigenen Vaterlande kein ihrer würdiger Wirkungskreis eröffnet werden konnte, denselben im Auslande gesucht haben; und wenn dies Reich darunter nie wesentlich gelitten hat, so ist es nur um so glücklicher gewesen. Mit voller Wahrheit sagte also Herr Plunket, als Vertheidiger der Emancipations-Bill: „Können die Waffen, deren sich die Katholiken bedienen, um ihre Rechte wieder zu erobern, Haß oder Furcht einflößen, da sie dieselben sind, welche die Verfassung Großbritanniens ihnen reicht? Als treue und gehorsame Unterthanen des Königs erscheinen sie, euch zu bitten, daß ihr sie nicht länger als unrechtmäßige Söhne des gemeinschaftlichen Vaterlandes behandeln möget. Eine lange Reihe von Jahren hindurch haben sie bewiesen, daß die Vaterlandsliebe in ihnen nicht anders wirkt, als in Denen, die ihnen entgegengesetzt werden. Einem Menschen der Rechte berauben, welche die Verfassung

seinen Mitbürgern gewährt, bloß weil er in kirchlichen Dingen anders zu denken gewohnt ist — das ist eine Monstrosität, welche allen Gefühlen christlicher Liebe und Gerechtigkeit entgegenstrebt. Und warum soll denn nur der Katholik ein Gegenstand unserer Unduldsamkeit und Verfolgung seyn? Haben wir etwa ähnliche Gesetze wider die Deisten, wider die Mohamedaner, oder wider die Heiden? Alle diese sind wahlfähig, ob sie gleich alles verläugnen, was wir Uebrigen glauben. Warum soll es denn der Katholik nicht seyn, wenn sein ganzes Verbrechen darauf hinausläuft, daß er ein wenig mehr glaubt, als wir Uebrigen? Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Gesetzgebung kann ein Unterthan des Königs auf Alles Anspruch machen, auch wenn er Jupiter und Osiris, ein Krokodil oder einen Affen anbetet, nur darf er nicht in die Messe gehen, oder die Suprematie des Pabstes anerkennen. Der größte Staatsmann, den England gehabt hat, Herr Pitt, wollte niemals zugeben, daß Unterschiede dieser Art das Recht hätten, eine Nation in zwei verschiedene Völker zu theilen; und mit sichtbarem Vergnügen führte er einen Ausspruch der Königin Elisabeth an, welche zu sagen pflegte: „daß, wenn ein Mensch nur ehrlich diene, es gar nicht nöthig sei, ein Fenster in seiner Brust zu machen, um zu erfahren, was in seinem Herzen vorgehe.“ Nicht einmal der Urheber unserer Reformation, der despotische Heinrich der Achte, entwarf gegen die Katholiken diese strengen Gesetze, die sie heutiges Tages zu Boden drücken.“

Noch viel Anderes, sogar Stärkeres, könnte gegen

die Testacte gesagt werden; und je mehr man dies Gesetz aus dem Zusammenhange reißet, worin es zuerst erschien, desto leichter könnte man darauf eine Anklage gegen den gesunden Menschenverstand der Engländer gründen. Aber das Wahre von der Sache ist, daß die Testacte bei ihrer Entstehung ein Umstandsgesetz war, und, als solches, sogar sehr nothwendig, um diejenige Stellung zu gewinnen, worin sich die brittische Verfassung mit Erfolg vertheidigen ließ.

Dies bedarf einer Erörterung, in welche wir um so lieber eingehen, da sich am Schlusse zeigen wird, daß die Testacte, gerade als Umstandsgesetz, ihre ganze Kraft verloren hat und nicht bloß ohne alle Gefahr, sondern selbst zum größten Vortheile Großbritanniens abgeschafft werden kann. Zur Sache!

Vor der Reformation bestand eine Ordnung der Dinge, von welcher sich die wenigsten Bürger des neunzehnten Jahrhunderts eine deutliche Vorstellung machen können. Diese Ordnung der Dinge beruhete darauf, daß das römisch-katholische Kirchenthum auf allen Punkten der westeuropäischen Welt die politischen Systeme, wo nicht wirklich beherrschte, doch zu beherrschen strebte. Eigentlich sollte man diesen Zustand nicht eine Ordnung, sondern eine Unordnung nennen; denn dies war er, und zwar dadurch, daß der Staat, von der Kirche gedrückt, nicht dahin gelangen konnte, die Gesetze zu erhalten, welche für seine Fortdauer und weitere Entwickelung durchaus nöthig waren. In England nun, wo sich, seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, durch die besondere Beschaffenheit seiner Gesetzgebung und

und seiner übrigen Einrichtungen, eine Opposition gegen das Pabstthum entwickelt hatte — in England, sag' ich, war es wohl kein Wunder, wenn, hundert und funfzig Jahre später, mit zuerst Hand an das Reformations-Werk gelegt wurde. Bekanntlich war es Heinrich der Achte, der den ersten Antrieb dazu gab; und die Frage, was er dabei bezweckte, ist leicht beantwortet. Sein Zweck konnte nämlich kein anderer seyn, als sich der Abhängigkeit zu entziehen, worin er, gleich den übrigen Königen und Fürsten Europa's, von einem auswärtigen Suverän stand, der sich den Statthalter Gottes auf Erden nannte, um dadurch ein allgemeines Besteuerungsrecht zu gewinnen. Sollte nun das Verhältniß zwischen dem Könige von England und dem allgemeinen Christenvater, so wie es bis zum sechzehnten Jahrhundert bestanden hatte, aufgehoben werden: so blieb nichts anderes übrig, als der englischen Kirche in Hierarchie und Lehre die Gestalt zu geben, wodurch eine Losreißung von dem römischen Stuhl gerechtfertigt wurde. Dies that Heinrich der Achte, indem er die Würde eines Oberhaupts der anglikanischen Kirche annahm, und den Supremat-Eid einführte, durch welchen jeder Beamte sich verpflichten mußte, ihn als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen. Durch das Parliament ließ er die päbstliche Autorität in England abschaffen, und zur Entscheidung der geistlichen Angelegenheiten wurde ein hoher Gerichtshof niedergesetzt, der, als höchste Instanz, im Namen des Königs Recht sprach. Da diese Reform aber unvollkommen geblieben seyn würde, wenn sich Heinrich nicht auch an die Glaubenslehren gewagt hätte: so ver-

warf er die Verehrung der Bilder, die Reliquien, das Fegefeuer, die Mönchsgelübde und das Primat des Pabstes, und sanktionirte dagegen, durch eine Verordnung in sechs Artikeln, die wirkliche Gegenwart, die Communion unter Einer Gestalt, das Gelübde der Keuschheit, die Ehelosigkeit der Priester, die Messe und die Ohrenbeichte, hierdurch zeigend, wie viel ihm daran gelegen war, die ganze Macht des Priesterthums für sich zu behalten.

Ein bedeutender Schritt war hierdurch gethan; nur daß Heinrichs Schöpfung sich nicht halten konnte, weil sie nicht dem Bedürfniß der Engländer entsprach. Eduard der Sechste, sein Sohn und Nachfolger, führte den reinen Calvinismus oder Presbyterianismus ein, und glaubte unstreitig dadurch alles geleistet zu haben, was man von einem Könige verlangen könnte. Doch auch sein Werk war nur allzu vergänglich. Erst nachdem sich Maria, als Gemahlin Philipps des Zweiten, während ihrer fünfjährigen Regierung mit der Wiederherstellung des Katholicismus auf Kosten der Menschlichkeit abgemattet hatte, setzte sich endlich das anglikanische Kirchenthum, die hohe Kirche genannt, unter Elisabeth fest, die, indem sie sich für die oberste Verwalterin ihrer Königreiche, im Geistlichen wie im Weltlichen, erklärte, die Hierarchie und die Regierung der Bischöfe mit Calvins Glaubenslehren in Verbindung brachte.

Dies Kirchenthum war gar nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß es der Suveränetät Abbruch gethan hätte: es beförderte dieselbe sogar auf mehr als Einem Wege; und sehr richtig ist die Bemerkung eines engli-

schen Bischofs, welcher sagte, der ganze Unterschied zwischen der römischen und der anglikanischen Kirche bestehe, Kleinigkeiten abgerechnet, darin, daß, wenn jene unfehlbar wäre, diese sich niemals irre. Es war also ganz die Schuld der Könige aus dem Hause Stuart, wenn sie dies nicht anerkannten und in das alte, durch Heinrich den Achten aufgelösete Verhältniß zurückstrebten, das nicht wieder hergestellt werden konnte.

Doch so wie es Familienkrankheiten giebt, die sich von Vater auf Sohn fortpflanzen, ohne daß die Kunst der Aerzte eine Unterbrechung zu bewirken im Stande ist: eben so giebt es Familien-Gesinnungen, über welche das Schicksal nichts vermag. Der letzte Valerier und der letzte Claudier dachten und empfanden unter den byzantinischen Imperatoren noch eben so, wie ihre Ahnen in den ersten Zeiten der Republik gedacht und empfunden hatten. Dies sind Erscheinungen, über welche sich nicht Rechenschaft geben läßt, zum wenigsten nicht eine befriedigende.

Unstreitig waren die vier Könige aus dem Hause Stuart, deren Regierung einen Zeitraum von fünf und achtzig Jahren (die Zwischenregierung Cromwells nicht in Anschlag gebracht) umfaßt, in anderer Hinsicht wesentlich von einander verschieden; doch in Einem Punkte zeigte sich ihre Familien-Aehnlichkeit. Dieser Punkt war ihre unbesiegliche Liebe für die Unumschränktheit. Nie gab es Könige, welche zu dem Volke, das von ihnen regiert werden sollte, weniger paßten, als die Stuarts zu den Britten. Die Parlementar-Verfassung hatte sich seit Jahrhunderten gebildet; und ob sie gleich im sieb-

zehnten Jahrhunderte noch nicht war, was sie gegenwärtig ist: so war sie doch auch schon damals die Grundlage für den englischen Volks-Charakter. Da nun diese Parlementar-Verfassung für die Stuarts der eigentliche Stein des Anstoßes war, so richteten sie, von ihrem ersten Eintritt in das großbritannische Königreich an, ihre ganze Kraft gegen das Parliament. Vielleicht wurden sie durch nichts dazu so sehr verführt, als durch das Beispiel des französischen Hofes, mit welchem sie in den mannigfaltigsten Verbindungen standen; und wenn dies wirklich der Fall war, so ist nichts merkwürdiger, als daß sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Verhältniß umkehrte, so daß die Bourbons eben die Hinneigung für die Constitutionalität der englischen Könige faßten, welche den Stuarts für die Unumschränktheit der französischen eigen gewesen war. Wie es sich auch damit verhalten mochte: eingenommen von den Vorrechten der Königswürde, entwarf Jacob der Erste nur Plane zur Erweiterung der königlichen Gewalt; und da er das Haupthinderniß der Unumschränktheit, das Parliament, nicht aus dem Wege räumen konnte: so vermachte er seinem Sohn und Nachfolger seine Grundsätze in einer Schrift, die er das königliche Geschenk (Δωρον βασιλικον) betitelte.

Hierdurch war das Unglück seines Hauses vorbereitet. Karl der Erste, sein Sohn und Nachfolger, trat in die väterlichen Fußstapfen, sofern er das Parliament nur selten zusammen berief, es unwillig machte durch seine Anträge, und es dann so schnell als möglich wieder auflösete. Geleitet von seinen Ministern, noch mehr

aber geleitet von seiner Gemahlin, die eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich war, erlaubte er sich, ohne die Zustimmung des Parliaments, Auflagen zu machen. Von diesem Augenblicke an war das ganze politische System der Engländer über den Haufen geworfen; denn an das Recht der Steuerbewilligung knüpfte sich die ganze Gesetzgebung, und an diese die Freiheit der Nation. Daher die allgemeine Unzufriedenheit, welche Karls des Ersten Regierung erregte. Nur allzu bald brach die Flamme des Bürgerkrieges aus, und die Umwälzung, welche der König herbeigeführt hatte, riß ihn selbst nur allzu bald in ihre Strudel, um ihn zu verschlingen.

Seine Söhne, beim ersten Anfange des Bürgerkrieges noch allzu jung, um eine Rolle in demselben spielen zu können, wuchsen in Frankreich unter dem Schutze ihrer Mutter heran, und waren während ihres Aufenthalts am französischen Hofe, oder in der Nähe desselben, nur Zeugen von den scheinbaren Wundern, welche Ludwig der Vierzehnte bewirkte, als er alle Elemente seines Reichs zusammen schmolz, um daraus ein bloßes Werkzeug seiner Größe zu machen. Genährt mit Gedanken von dem göttlichen Rechte der Könige und von der Nothwendigkeit der Unumschränktheit, kehrten diese Prinzen nach Cromwells Tode nach England zurück; und war es ein Wunder, daß sie das mißlungene Werk ihres Vaters noch einmal aufnahmen, um es zu vollenden?

Vor allen Dingen glaubten sie die Reformation rückgängig machen zu müssen; denn diese betrachteten sie als die ursprüngliche Ursache der verminderten Autorität

des Königreichs. Die Wahrheit war hierbei nur in so fern auf ihrer Seite, als der Geist des Patriotismus aus vermehrter Denkfreiheit hervorgeht; alles Uebrige, so weit es in Lehre und Hierarchie von dem römisch-katholischen Kirchenthum abwich, war kaum in Anschlag zu bringen, und sofern das höchste Episkopat zu den Vorrechten der Krone gehörte, war die königliche Gewalt durch die Reformation nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Karl der Zweite und Jacob der Zweite gingen also von einem ganz falschen Gedanken aus, indem sie die Unumschränktheit durch die Zurückführung des Katholicismus wieder zu erobern gedachten. Allein dies war nun einmal ihr Gedanke; und indem sie denselben rastlos verfolgten, zwangen sie die große Mehrheit der Engländer zu dem Wahn, daß Katholicismus und Unumschränktheit eins und dasselbe sei, und daß sie ihre Verfassung nicht besser bewahren könnten, als durch Vertheidigung der Reformation und durch den allerhartnäckigsten Protestantismus.

Im Leben entscheidet nichts so sehr, als daß man dem Gegner dieselben Waffen zeigt, womit er selbst ficht. Nie würde die Testacte entstanden seyn, wenn sie nicht das Mittel gewesen wäre, den Neuerungsversuchen Karls des Zweiten, in so fern sie auf Unumschränktheit abzweckten, eine Gränze zu setzen. Indem der König sie annahm, lähmte er sich in allem, was er als ein nach Unumschränktheit strebender Monarch beabsichtigen konnte. Durch ein rein-kirchliches Gesetz stellten also die Engländer in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ihr politisches System fest; und wer die

Testacte in diesem Lichte betrachtet, kann nie in die Versuchung gerathen, irgend einen Schatten auf sie zu werfen. Zwar hört sie nicht auf, ein bloßes Umstandsgesetz zu seyn, und, als solches, eine schreiende Ungerechtigkeit in sich zu schließen; aber was würde aus der ganzen englischen Verfassung geworden seyn, wenn sie bei den wiederholten Angriffen, welche von den Stuarts auf dieselbe gemacht wurden, nicht als Schutzwehr gedient hätte!

So lange Karl der Zweite noch lebte, war durch die Testacte der ganze Gehalt seiner Regierung verändert, welche nur allzu ruhmlos endigte; und als nach seinem Tode Jacob der Zweite alle Schonung aus den Augen setzte, und dem allgemeinen Ziele der Stuarts auf dem Wege der Gewalt entgegenstrebte: da wurde die Testacte zu einer Klippe, an welcher alles scheiterte. Sie allein bewirkte, mit Jacobs des Zweiten Verbannung, die Umwälzung, welche Wilhelm den Dritten auf den brittischen Thron führte, und so ward sie die Grundlage der Bill of rights, welche nicht hätte zu Stande gebracht werden können, wenn sie nicht vorangegangen wäre. Schwerlich hat also jemals ein Gesetz größere Wirkungen hervorgebracht, als die Testacte; und wer irgend einen Werth auf die englische Verfassung legt, muß sich vor allen Dingen hüten, diese Acte anzuklagen, welche alles, was vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Beziehung auf Verfassung Gutes in England vorhanden war, gerettet, und eben dadurch so viel neues Gute vorbereitet hat. Ohne die Testacte wären die Stuarts in eben dem Umfange Herren von Eng-

land geworden, wie die Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten es von Frankreich waren. Und wer gesteht nun nicht sogleich, daß die Testacte, wie sie auch immer berechnet seyn mochte, über das Schicksal der europäischen Welt entschieden hat!

Umstandsgesetze aber haben das Eigenthümliche, daß sie in der Regel nicht länger vorhalten, als das, was sie nothwendig gemacht hat; auf sie ist das bekannte Cessante causa, cessat effectus anwendbar, und eben deswegen haben sie die größte Aehnlichkeit mit jenen Dornsträuchen, die man um junge Bäume stellt, um sie vor Beschädigungen zu bewahren.

Die Absicht der Testacte war erfüllt, sobald England an der Stelle der katholisirenden Stuarts protestantische Könige erhalten hatte, von denen sich nicht voraussetzen ließ, daß sie Jesuiten zu ihren ersten Rathgebern machen und sich mit katholischen Ministern umgeben würden. Woher geschah es nun, daß die Testacte gleichwohl fortdauerte, und daß, von dem ersten Jahre ihrer Entstehung an, bis auf die gegenwärtige Zeit, nicht weniger als hundert und acht und vierzig Jahre verflossen sind?

Diese Erscheinung läßt sich nur in folgender Weise erklären. Auf der einen Seite mochten die protestantischen Könige, welche England aus Deutschland erhielt, nicht auf die Abschaffung eines Gesetzes antragen, das, wie ungerecht es auch seyn mochte, das Vertrauen zu ihnen fester gründete; auf der anderen Seite konnte es den Repräsentanten des Volkes nicht einfallen, diese Abschaffung zu bewirken, weil es fortdauernd schien, als

habe die Verfassung ihre Hauptstütze in diesem Gesetze. Selbst wenn in demselben nicht bloß ein Uebelstand, sondern sogar eine offenbare Ungerechtigkeit lag, so mußte man die Klagen Derer abwarten, die dadurch zurückgesetzt und herabgewürdigt waren. Freilich war die Testacte nur gegen katholisirende Könige gerichtet gewesen; und es hatte sich auch in diesem Falle bewiesen, daß quicquid delirant reges, plectuntur Achivi. Doch so lange in dem Verhältnisse der Könige, die auf die Stuarts folgten, zu der Nation, von welcher die Testacte ausgegangen war, der Protestantismus seine relative Wichtigkeit behielt, war es auf Seiten der Katholiken wahrlich nicht der Mühe werth, sich um eine Emancipation zu bewerben; denn es ließ sich voraussehen, daß eine abschlägige Antwort erfolgen würde. Solche Bewerbungen konnten vernünftiger Weise nicht eher ihren Anfang nehmen, als bis die Ueberzeugung entstanden war, daß der Glaube an einige übernatürliche Lehren mehr keinen Einfluß auf die Erhaltung der Verfassung habe, daß diese im Verlaufe der Zeit auf eine im siebzehnten Jahrhunderte nicht geahnete Weise gestützt worden sei, und daß es nur noch darauf ankomme, alle sittliche und intellectuelle Kräfte des Königreichs zu gewinnen, um ihm dadurch noch größeren Nachdruck zu geben. Wahrlich, ohne diese Veränderung aller Umstände würde die Emancipation der Katholiken noch alle die Schwierigkeiten haben, denen sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unterlag, wo Niemand sich einfallen ließ, sie zu fordern oder zu bewilligen.

Wie spaßhaft es also auch Herr Plunkett und die

übrigen Vertheidiger der Emancipation finden mögen, daß es jemals eine Testacte gegeben habe: so läßt sich doch nicht leugnen, daß dies Gesetz sehr viel Gutes für Großbritannien bewirkt hat, und daß die Abschaffung desselben nicht eher zur Sprache gebracht, d. h. zum Gegenstand der Erörterung erhoben werden durfte, als bis in dem allgemeineren Gefühl der Katholicismus aufgehört hatte, der Verfassung gefährlich zu seyn.

Der letzte Stuart ist seit vierzehn Jahren als Cardinal der römischen Kirche gestorben, so daß man wohl sagen kann, dies Geschlecht habe auf eine consequente Weise geendigt. Wie lange aber soll ein Gesetz fortdauern, daß nur für die Stuarts gegeben wurde?

Eine solche Frage wird freilich in England sehr verschieden beantwortet. Auch dieses Reich hat seine Stock-Patrioten, welche, unempfindlich gegen alles, was die Zeit bewirkt, erhalten wollen, was längst nicht mehr vorhanden ist; und diese Stock-Patrioten werden sich auf das Standhafteste gegen die Abschaffung der Testacte erklären. Andere hingegen, welche nur das Politische ins Auge fassen, und sich dadurch als den aufgeklärten Theil des Volks rechtfertigen, werden nicht früh genug von einem Gesetze befreiet werden können, das zwar immer ungerecht war, in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft aber von einem Tage zum andern immer ungerechter wird. Diese allein, so scheint es uns, begreifen, daß das Emporkommen des Katholicismus in Großbritannien wesentlich auf dem Unabhängigkeits-Verhältniß beruht, worin der Staat gegen die anglicanische Kirche gerathen ist, und daß dieses Emporkommen keine

Gefahr mit sich führt, vorausgesetzt nur, daß man die Katholiken in die Gleichheit der politischen Rechte aufnimmt. In Wahrheit, das Einzige, was diese zahlreiche Klasse bisher gefährlich machte, war gerade der Zustand der Unterdrückung, zu welchem sie durch die Testacte verurtheilt war. Von diesem Gesetze befreit — was hätte sie für Ursache, sich im Katholicismus zu bestärken, da sie eine neue Bahn betritt, die sie von dem, was sie bisher war, immer weiter entfernt? Das neunzehnte Jahrhundert ist so wenig das Jahrhundert übernatürlicher Lehren, daß, wenn sich auch annehmen ließe, das nächste Ministerium werde aus lauter katholischen Individuen bestehen, und folglich der König von Großbritannien mit lauter katholischen Räthen umgeben seyn, die Dinge in England, vermöge der ihnen beiwohnenden Kraft, ihre Richtung schwerlich verändern würden.

Wie überwiegend aber auch die Gründe für die Emancipation seyn mögen; so folgt daraus noch immer nicht die Abschaffung der Testacte; denn die Vertheidiger derselben werden sagen: es sei dazu kein Grund vorhanden, und da England d u r ch dies Gesetz groß und mächtig geworden, so sei es zur Beibehaltung desselben sogar verpflichtet. Der Fehler des ganzen Räsonnements liegt in dem D u r ch. Es würde der Wahrheit angemessener seyn, wenn dafür t r o tz gesagt würde; allein, wenn die Menschen anderthalb Jahrhunderte hindurch ungerecht gewesen sind, so ist ihr Gefühl für Gerechtigkeit so abgestumpft worden, daß sie sich einbilden, sie hätten sich immer auf der rechten Bahn befunden. Dabei wird es nicht an Personen fehlen, die es für unpoli-

tisch halten, den Katholiken in einer bewegten Zeit das volle Bürgerrecht zu ertheilen: sie werden von dem Grundsatze ausgehen, daß die Katholiken begünstigen so viel heiße, als die Anglikaner zurücksetzen; und diese fehlerhafte Ansicht der Sache muß bewirken, daß fürs Erste noch alles beim Alten bleibt.

Der Einfall, auf welchen man gerathen ist, die katholischen Priester durch einen besonderen Eid zur Vaterlandsliebe zu verpflichten, kann in dem Supremat-Eide zwar Entschuldigung finden; aber die Wahrheit ist auf des Grafen Liverpool Seite, wenn er diese Maaßregel unbedingt verwirft. Durch jenen Eid würden die katholischen Priester nur zwischen zwei Stühle gesetzt werden, was, so lange die Welt steht, immer die nachtheiligsten Folgen für die Sittlichkeit gehabt hat. Man muß es also darauf ankommen lassen, wie viel Autorität diesen Priestern bleiben wird, wenn Diejenigen, deren Gewissen sie zu bearbeiten gewohnt sind, in den vollen Genuß ihrer politischen Rechte getreten seyn werden. Die Erfahrung hat bisher noch immer bewiesen, daß Menschen von gesundem Verstande es bei weitem mehr mit der Gesellschaft im Allgemeinen, als mit dem einen oder dem andern kirchlichen Systeme hielten, und daß die Macht der Priester da am unbedeutendsten war, wo die Gerechtigkeit vorherrschte. Hierauf gestützt, darf die anglikanische Parthei in England erwarten, daß der Geist der Unduldsamkeit von den Katholiken in eben dem Maaße weichen wird, als er von ihr selbst gewichen ist; ja, es ist zu vermuthen, daß der ganze Unterschied der anglikanischen Kirche von der römisch-katholi-

schen im Verlaufe der Zeit verschwinden, und daß beide Institutionen in einer dritten sich verschmelzen werden, welche dem politischen Systeme Englands angemessener ist, als die eine und die andere.

Wenn sich in Großbritannien seit anderthalb Jahrhunderten Secten über Secten entwickelt haben: so beweiset dies nur, daß weder die anglikanische noch die römisch-katholische Kirche den religiösen und sittlichen Bedürfnissen des brittischen Volkes entsprochen hat; denn, wenn dies der Fall gewesen wäre, so würden jene Secten nicht entstanden seyn. Nun wollen wir uns zwar weder zum Ankläger jener Kirchen, noch zum Vertheidiger dieser Secten aufwerfen; allein es dürfte nützlich seyn, hier am Schlusse noch ein Wort über Kirchenthum im Allgemeinen zu sagen.

Es ist Folgendes:

Faßt man vorläufig alles Kirchenthum als Sectenwesen auf und beantwortet man sich alsdann die Frage: welche Secte den Vorzug von den übrigen verdiene; so ist man nothgedrungen, sich für diejenige zu erklären, welche den Geist der Sittlichkeit und Tugend am sichersten entwickelt. Nun wird zwar jede einzelne Secte behaupten, daß dieser Vorzug ihr gebühre; allein, ehe hierüber eine Entscheidung erfolgen kann, müssen die von ihr angewendeten Mittel in Betrachtung gezogen werden. Sind diese von einer solchen Beschaffenheit, daß sie den Willen nicht die Richtung geben, welche der allgemeine Vortheil der Gesellschaft erfordert — und dieser will zuletzt nichts weiter, als Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit —: so ist es erlaubt, zu glauben, daß Irr-

thum oder Verkehrtheit im Spiele sei. Ist dagegen an den Mitteln nichts zu tadeln, so muß man annehmen, es sei alles, wie die Natur der Gesellschaft, auf welche wir bei allen Institutionen zurückgehen müssen, es fordert. Ein Kirchenthum also, das vor allem das Sittengesetz geltend macht, und auf eine unbedingte Unterwerfung unter dasselbe dringt, würde den entschiedensten Vorzug vor einem andern Kirchenthum haben, das die Vortrefflichkeit seiner Genossen in den Glauben an die Wahrheit übernatürlicher und eben deswegen unbegreiflicher Lehren setzt, denen die Fähigkeit abgeht, den Willen auf irgend eine Weise zu bestimmen.

Wir haben nicht nöthig, dies hier noch weiter auszuführen. Das Verhältniß der protestantischen Kirche zu der römisch-katholischen mag hiernach bestimmt und demnächst untersucht werden, was jede einzeln leiste, und wie wünschenswerth es sei, ein Kirchenthum entstehen zu sehen, das sich kein anderes Ziel setzt, als die Menschen für die kurze Zeit ihrer Lebensdauer weiser, besser und liebender zu machen, als sie bisher seyn konnten. Nur das evangelische kann dieses leisten.

An den Herausgeber.

Ewr. ꝛc. gütige Beurtheilung meiner Schrift über die Alleinherrschaft *), veranlaßte mich, noch einmal die Folgerungen aus meinen Principien zu prüfen.

Das Wort Gewalt in dem Sinne, wie ich es brauchte, war damals im Gange, und ich wollte kein andres wählen, ob ich gleich besser würde gethan haben, wenn ich in der Analyse eines gültigen moralischen Urtheils die vier Momente eines Rechtsspruchs durch: 1) Anerkennung des Richters; 2) Vorhandenseyn des Gesetzes; 3) Ausspruch; 4) Ausübung ohne Vortheil davon, ausgedrückt, und daraus getrennte Functionen abgeleitet hätte. Das, was mir damals zu entgehen schien, würde ich dann klar dargestellt haben, weil ich es wirklich fühlte.

Als ich meine Abhandlung schrieb, ahnete ich immer, daß ich nicht vollständige Anwendung von meinen Principien gemacht hätte; allein die Trennung der Functionen unter dem Namen Gewalten, die damals so allgemein ausgesprochen wurde, und die Gründe, aus denen sie gefordert wurde, und die meinen Principien nicht entgegen waren, machten mich so befangen, daß ich nicht klar erkannte, wie aus meinem Princip: die Moral muß

*) Siehe viertes Heft, Seite 491 ꝛc.

die Form der Regierung bedingen, keine Trennung der Functionen bei einem Urtheil unter verschiedenen Personen folgt, sondern die Trennung der Zeit nach, eben so wohl zur Anschauung der Trennung den Principien nach hinlänglich ist; denn Alles ist in dieser Rücksicht geleistet, sobald der Verdacht wegfällt, daß die Functionen des Urtheils nicht aus den ihnen eigenthümlichen Principien fließen, sondern sich durch materielles Interesse zusammen finden.

Ich hatte dies in meiner Abhandlung schon angedeutet, als ich sagte, der Despotismus, wenn er sich durch Consequenz in Ansehen erhalten wolle, gehe dadurch immer mehr in eine constitutionelle Monarchie über, daß er seinen Aussprüchen in frühern Fällen in den folgenden ähnlichen nicht widersprechen dürfe, und daß sich dadurch eine gesetzgebende Gewalt für ihn bilde. Und doch sahe ich nicht den einseitigen Gebrauch, den ich von meinen Principien machte; so sehr ist man oft doch noch in dem Zeitgeist befangen, wenn man glaubt, ihm entgegen zu streben! Weit treffender würde der Beweis für den letzten Paragraph ausgefallen seyn, wenn sich gezeigt hätte, wie ein Monarch, als Gesetzgeber, Richter, Vollzieher den Ansprüchen der moralischen Freiheit Genüge leisten könne, wenn er dies nach richtigen Principien ist, und dadurch dem Verdacht entgeht, als wäre er Richter und Gesetzgeber nur um des Vortheils willen, der aus der Vollziehung erwächst. Der Gegensatz von Monarch und Despot wird dann: der Monarch richtet nach vorhandenen Gesetzen ohne Vortheil durch die Vollziehung des Urtheils; der Despot richtet

ohne

ohne Gesetze, wie es ihm gefällt, um seines Vortheils willen.

Als ich die Abhandlung wieder durchging, fühlte ich zwar, daß keine nothwendige Folge aus meinen Principien die Trennung der Gewalten erheischte; da ich aber entschlossen war, an der Abhandlung nichts zu ändern, so dacht' ich nicht weiter darüber nach. Erst als ich aus meinen spätern Ansichten einige Resultate in der Abhandlung über Bürger- Ritter- und Mönchsthum niederschrieb, wurde mir die Sache klarer; und ich war ganz im Klaren, als ich Ihre Einwendungen las, daß diese nicht meine Principien, sondern nur meine einseitigen Folgerungen treffen können. Es wurde mir nun erklärbar, warum ich mich immer abgeschreckt gefühlt hatte, eine Constitution aus meinen Principien zu bilden; denn ich begriff, daß keine Constitution in dem Sinne, wie man sie gewöhnlich denkt, aus meinen Principien folgt, und daß eine geschriebene Constitution dem Papiergeld völlig analog ist: sie gilt, was sie den Umständen nach gelten kann.

Ich war bisher nicht im Stande, eine mich befriedigende Erklärung von einer Constitution zu geben. Jetzt glaube ich es zu können. Eine Constitution in realer Bedeutung, ist die Bemühung, zu verhüten, daß die Urtheile der höchsten Gewalt oder Gewalten, je nachdem die Regiernngsform ist (denn diese muß da seyn, ehe nach einer Constitution die Frage s.yn kann), nicht durch einzelne Interessen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden. Alle Constitutionen, die zum Vorschein kommen, verrathen auch deutlich diesen Zweck; aber die

meisten fielen in den Fehler, aus Verzweiflung, die höchste Gewalt von dem schädlichen Einfluß einzelner Interessen frei machen zu können, sie so lange lähmen zu wollen, bis sie Nichts für sie thun könne.

An meiner Abhandlung werde ich Nichts ändern; sie gehört der vergangenen Zeit an. Aber sie würde ihren Zweck besser erreicht haben, wenn sie ganz folgerecht nach dem Princip durchgeführt worden wäre. Daher wünschte ich, daß Ew. ꝛc. diese meine Erklärung Ihrem Journal einrücken ließen.

Erhard.

Mancherlei.

Nach gewissen Anzeigen möchte man urtheilen, daß der Charakter eines Volks ein Etwas ist, das sich trotz allen Veränderungen, welche die Gesetzgebung zu bewirken strebt, von einem Jahrhundert zum andern ebenmäßig fortpflanzt.

Wer, der jemals die Germania des Cornelius Tacitus gelesen hat, kann sich dagegen verblenden, daß die Deutschen im Wesentlichen noch immer sind, was sie zu den Zeiten dieses großen Schriftstellers waren, daß also alle die Schicksale, die seit siebzehn Jahrhunderten durch römische Gesetzgebung, Christenthum u. s. w. über dies Volk gekommen sind, an den Grundzügen seines Charakters so gut als gar nichts verändert haben?

Schlag' ich den Claudian auf, so find' ich Spanien von diesem genievollen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts auf folgende Weise charakterisirt:

. . . . . . Frugum
Illa ferax, et egens, licet pretiosa metallis,
Principibus fecunda piis . . . .

Und wie könnte ich mir hiernach verhehlen, daß die Spanier des fünften Jahrhunderts und die des neunzehnten die größte Aehnlichkeit mit einander haben?

Lemontey, dieser geistreiche Verfasser der Monarchie Ludwigs des Vierzehnten, gesteht, daß er sehr geneigt sei, die Eitelkeit zu einem von den Grundzügen in dem Charakter der Franzosen zu erheben. Wie gewiß würde er seiner Sache gewesen seyn, wenn er sich der Anekdote erinnert hätte, welche Sueton im Leben des

Imperators Claudius von einem vornehmen Gallier erzählt! Dieser Ehrenmann kam nach Rom, und sein höchster Wunsch war, an der Tafel des Claudius zu speisen. Solchen Wunsch zu befriedigen, bestach er den Nomenclator, d. h. den Hofbeamten, welcher die Einladungen besorgte, mit 200,000 Sesterzen. Der Imperator gab seine Genehmigung. Nach aufgehobener Tafel veranstaltete Claudius eine Versteigerung von Kleinigkeiten, und unter diesen wurde eine für 200,000 Sesterzen dem erstaunten Gallier zugeschlagen. Während er in Gefahr war, die Fassung zu verlieren, trat Claudius zu ihm heran, und sagte: „du wirst morgen bei dem Imperator speisen, und zwar von ihm selbst eingeladen." Durch dieses Wort war alles ausgeglichen. Und wie oft hat Napoleon das ganze französische Volk auf dieselbe Weise behandelt, und immer seinen Zweck erreicht! Die Franzosen sind also nur eine Fortsetzung der Gallier.

Im Studium der Geschichte stößt man auf Charaktere, welche weit merkwürdiger sind durch das, was sie waren, als durch das, was sie leisteten.

Ein solcher Charakter ist der Cardinal Richelieu. Unfähig, eine Ordnung zu schaffen, die er nicht vorfindet, hat er alle Eigenschaften eines Athleten, der jeden Gegner zu Boden wirft, und eine Achtung einflößt, die wie Gehorsam gegen die Gesetze aussieht. Man könnte ihm mit dem afrikanischen Löwen vergleichen, der nie aus seiner Höhle tritt, ohne Furcht und Schrecken um sich her zu verbreiten.

Richelieu hat sich so vortrefflich geschildert, daß man ihm das Zeugniß geben muß, er habe sich zu objectiviren verstanden. Er sagte von sich selbst: „von Natur bin ich furchtsam; ich unternehme also nichts, ohne vorher lange darüber gedacht zu haben. Ist aber mein Entschluß gefaßt, so geh' ich mit Kühnheit zu Werke, und dann verfolg' ich mein Ziel, renne alles um, mähe alles nieder, und decke zuletzt alles mit meinem rothen Mantel zu.“ Diese wenigen Worte enthalten die Geschichte seiner Regierung; und die Rolle, welche er seinen rothen Mantel spielen läßt, ist sehr merkwürdig. Der erste Minister Ludwigs des Dreizehnten würde weniger ausgerichtet haben, wenn er nicht Cardinal gewesen wäre. In dem Purpurmantel lag die Berechtigung zu allem, was er sich gegen die Protestanten und gegen den Adel Frankreichs erlaubte, um die Monarchie aufrecht zu erhalten. Nur muß man dabei nicht aus der Acht lassen, daß Richelieu ein Bürger des siebzehnten Jahrhunderts war; denn im neunzehnten Jahrhundert hat die Antitheokratie so große Fortschritte gemacht, daß der Purpurmantel für einen ersten Minister nur ein Hinderniß mehr seyn würde.

Wie oft hat man das Verhältniß des Capuziners Joseph zu dem Cardinal zur Sprache gebracht! und wie ungeschickt hat man über dies Verhältniß geurtheilt in der Voraussetzung, daß der Pater die Stelle von Mohameds Taube vertreten habe! Um es aufzuklären, denk' ich mir an der Stelle des Capuziners — einen Jesuiten, und alles ist sogleich verändert; denn der Jesuit wird den Cardinal beherrschen und ganz Frankreich zu einem

Domän für seinen Orden machen wollen. Nicht so der Capuziner. Er versteht es, sich unterzuordnen; er betreibt nur das, wozu die Natur ihm Fähigkeit gegeben hat; selbst unerforschlich, weil seine Bestimmung dies mit sich bringt, erforscht er alles, was den Gesichtskreis seines Gebieters erweitern kann; und während Richelieu mit den Gesandten auswärtiger Mächte unterhandelt, macht Joseph sich mit Spähern zu schaffen, und bringt Täuschungen hervor, auf welche Niemand gefaßt ist. Das Anziehendste in diesem Capuziner ist, daß er, eingeweihet in alle große Angelegenheiten, immer die Klarheit des Blicks behält, die sich nur bei Personen findet, welche nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren haben; denn so nur ist es denkbar, daß er den Cardinal in den Augenblicken der Schwäche unterstützt, und in den Augenblicken der Leidenschaft mäßigt. Richelieu und Pater Joseph ergänzten sich also auf eine bewundernswürdige Weise. Dies zeigt sich auch in einer köstlichen Anekdote, welche zugleich beweiset, in welchem Grade Joseph sein Vaterland liebte. Der Pater lag im Sterben, als der erste Minister ihn mit den Worten anredete: „Habt guten Muth, Pater, Breisach ist genommen!" Will man aber wissen, wie sehr jeder von Beiden nur für die Rolle taugte, die er zu spielen übernommen hatte: so braucht man nur Richelieu zum Capuziner und Joseph zum Cardinal zu machen. Wie wir beide einmal kennen, müssen wir sogleich gestehen, daß Richelieu der mittelmäßigste Capuziner, und eben so Joseph der mittelmäßigste Cardinal gewesen seyn würde: jener, weil er etwas in sich trug, wodurch er für die Unterordnung verloren war;

dieser, weil es ihm an der Erhebung fehlte, wodurch man allein großen Geschäften gewachsen ist. In Beziehung auf Richelieu könnte man wohl die Frage aufwerfen, was aus Frankreich geworden seyn würde, wenn er nicht zu der Ehre gelangt wäre, die seinen Namen unsterblich gemacht hat? Jede große Kraft wird gefährlich, wenn es ihr an dem nöthigen Spielraum fehlt.

Folgende Reflection rührt von einem politischen Grübler her, der um die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts zu Berlin ein höchst geistreiches Büchelchen unter dem Titel: Mes pensées, drucken ließ; sein Name war Beaumelle.

„Das abgewichene Jahrhundert, sagt er, war das Jahrhundert Frankreichs; das gegenwärtige (das achtzehnte) ist das Jahrhundert Englands."

„Ludwig der Vierzehnte war bis zur Universal-Monarchie gelangt, d. h. bis zu einem Grade der Macht, der ihn in den Stand setzte, Allen zu widerstehen. England wird nun auch dahin gelangen; und zwar dadurch, daß es, nach dem Beispiele Frankreichs gegen Oesterreich, die Eifersucht der übrigen Mächte gegen Frankreich richtet, und seiner Marine und seinem Handel eine solche Ausdehnung giebt, daß ihm alle Reichthümer Europa's zufallen.

„Die Universal-Monarchie Englands aber wird dauerhafter seyn, weil sie fester seyn wird; und fester wird sie seyn, weil sie langsamer zu Stande kommen wird. In mancher Hinsicht wird sie billiger seyn, weil ein fürstliches Volk (un Peuple-Roi) großmüthig ist; in andrer Hinsicht aber lästiger, weil dies Volk zu gleicher

Zeit ein Volk von Kaufleuten ist. Auch demüthigender wird sie seyn, weil die Herrschaft zur See die ergiebigste Quelle des Hochmuths ist.

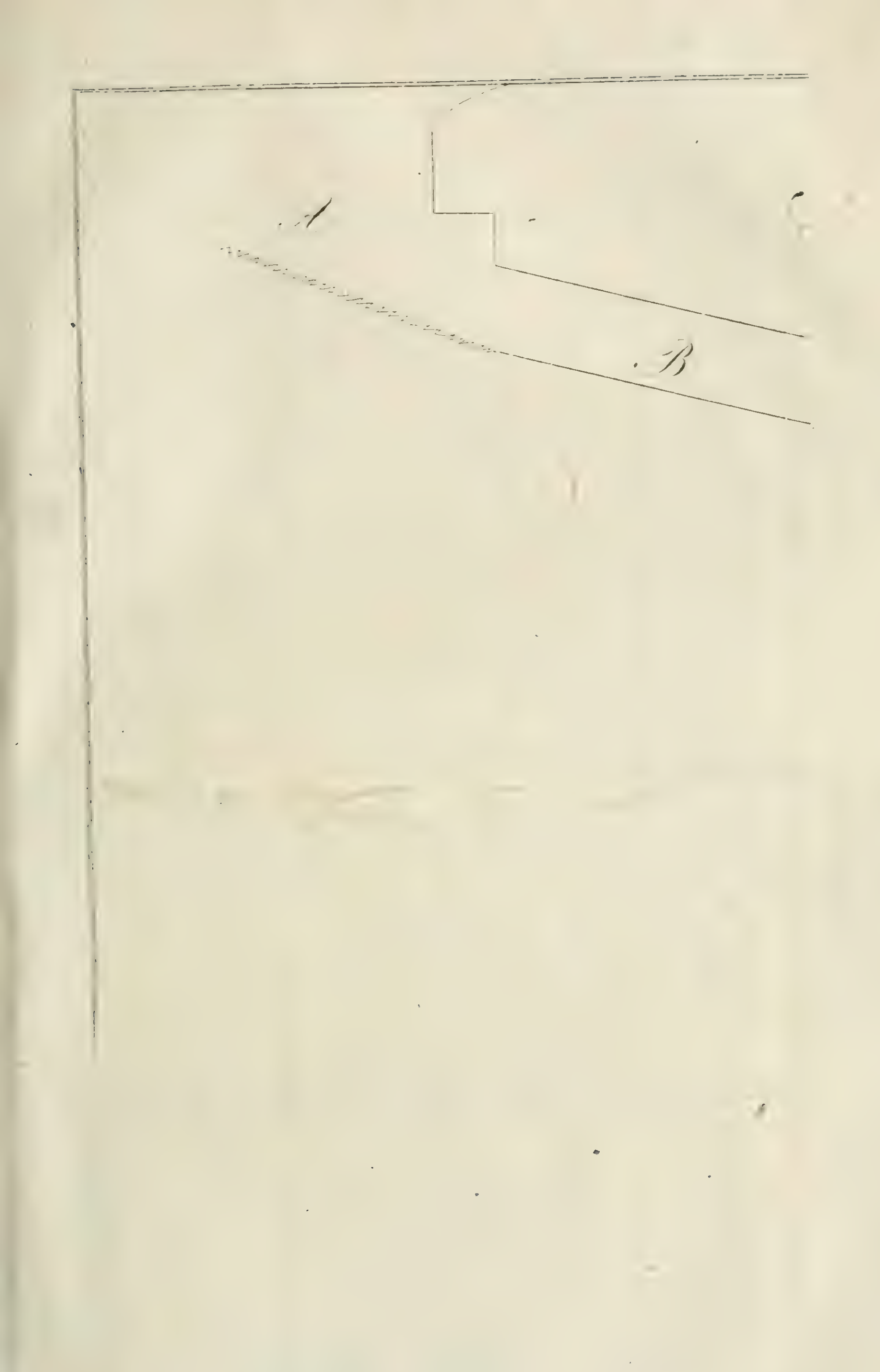
„Ludwig der Vierzehnte gelangte zu seiner vorübergehenden Universal-Monarchie dadurch, daß er, während seiner ganzen Regierung, seine Unterthanen unter die Füße trat. England wird durch die Bereicherung seiner Bürger zu derselben gelangen Jener betrat die breite Bahn der Willkühr; dieses wird auf den weniger ebenen Pfaden der Freiheit das Ziel erreichen.

„Ludwigs des Vierzehnten große Seele konnte von keinem anderen Gedanken angefüllt werden; der Hofmann unterhielt die Neigung, das Ministerium machte den Entwurf, und die Tapferkeit im Verein mit der Klugheit führte ihn aus. England wird sich ohne festen Plan zu einem weit höheren Grade von Macht erheben: seine Verfassung wird es dahin führen, und die Indolenz der übrigen Völker wird seine Verfassung begünstigen. Es wird zum Gebieter von Europa werden, ohne daß es dergleichen gewollt hat Erstaunt über den Umfang seiner Macht, wird es derselben erst gewiß werden durch das Schrecken aller Völker, durch ihre Unterwerfung unter seine gebietenden Orakel-Sprüche, und durch ihre ohnmächtigen Bündnisse.

„Ich begreife nichts von der Verblendung einiger Staaten: sie fürchten die ehrsüchtigen Anmaßungen eines Reichs, das sich durch die Eroberung einer einzigen Provinz an Menschen und Geld erschöpfen wird; sie sind aber nichts weniger als beunruhigt von den Fortschritten eines Volks, welches alle zehn Jahre ohne alle Anstrengung die Einkünfte einer reichen Provinz erwirbt. Ist denn nicht Der der wahre Welt-Monarch, welcher den Welthandel hat?"

So weit Beaumelle. Es ließe sich hierzu ein anziehender Commentar schreiben, um aus einander zu sezzen, was Universal-Monarchie ist, worin sie jedesmal ihre Gränze findet, und wie es in diesem Augenblicke um England steht, wo es ein Bündniß giebt, das nicht von ihm herrührt, und das es, aus eben diesem Grunde, hat zurückweisen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)



in eine paoistische und gegenpaoistische (philosophische...

Plan von der durch Belzoni entdeckten neuen Königs Catacombe

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Von den Wirkungen des Schisma, und von dem ersten Versuche zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit, bis zum Jahre 1415.

Das Schisma, das nach Gregors des Elften Tode eingetreten war, dauerte vom Jahre 1377 bis 1415, also beinahe vierzig Jahre; und während dieses nicht unbeträchtlichen Zeitraums war die west-europäische Welt, durch den zunehmenden Verfall des Kirchenthumes, aus ihren Angeln gehoben.

Wenn im neunzehnten Jahrhunderte unter ähnlichen Umständen ein Schisma einträte, so würde die gesellschaftliche Ordnung dadurch so gut wie gar nicht gestört werden. Selbst abgesehen von der Trennung, welche seit drei Jahrhunderten die christliche Kirche in eine päbstliche und gegenpäbstliche (protestanti-

sche) gesondert hat, könnte ein solches Schisma nur ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde seyn, weil, selbst in den sogenannten katholischen Staaten, nichts den Lauf der Gerechtigkeitspflege und alles dessen, was sonst noch auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung abzweckt, unterbrechen würde. Denn gerade darauf beruhet der Vorzug der gegenwärtigen Zeit vor einer früheren, daß das gesellschaftliche Gesetz unabhängig geworden ist — nicht etwa von dem göttlichen, dem es sich ewig unterordnen soll — wohl aber von dem kirchlichen. Die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung haben sich im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verändert: aus metaphysischen (übernatürlichen) sind physische (natürliche) geworden, deren Wirksamkeit, von keinem Glauben abhängig, unveränderlich dieselbe bleibt.

In der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war dies Alles anders. Allerdings beruhete auch in diesen Zeiten die Autorität der Geistlichkeit in letzter Instanz bei weitem mehr auf Besitzthum, und vorzüglich auf der besonderen Art desselben, als auf Lehre, Beispiel und dergleichen; aber je mehr man sich daran gewöhnt hatte, desto weniger ließ man sich einfallen, die Rechtmäßigkeit dieser Autorität in Zweifel zu ziehen. Dazu bedurfte es besonderer Aufforderungen, die nur durch zwiespaltige Pabstwahlen konnten gegeben werden. Das ganze kirchliche System, in sich selbst eine unumschränkte Monarchie, hatte seinen Zusammenhang in der Idee von einer rechtmäßigen Pabstwahl, welche ihrerseits auf der Beobachtung gesetzlicher Formen beruhete. War also die Rechtmäßigkeit der Pabstwahl zweifelhaft,

so schwankte die ganze kirchliche Regierung hin und her; und gab es vollends zwei Päbste, welche sich die Rechtmäßigkeit streitig machten: so mußten, mehr oder weniger, dieselben Erscheinungen eintreten, welche da zum Vorschein kommen, wo zwischen zwei Fürsten über die Thronfolge gestritten wird. Nach jeder doppelten Pabstwahl entstand die Frage: ob ein Bischof auf eine rechtmäßige Weise zu seinem Amte gelangt, ob ein Priester auf eine rechtmäßige Weise von dem Bischofe ordinirt worden sei; und selbst in Beziehung auf jeden Laien konnte gefragt werden: ob er die Sakramente von geweiheter oder ungeweiheter Hand empfangen habe. Mischte sich, wie es beinah' unfehlbar war, schismatischer Eifer in die Sache: so verfolgte Ein Theil der Gesellschaft den andern mit der vollen Erbitterung, welche bürgerliche Zwietrachten zu begleiten pflegt. Niemand wußte, worauf es eigentlich ankam; aber dadurch wurde die Verwirrung nur gemehrt. Alle Bande der Gesellschaft konnten auf diese Weise aufgelöset werden; und wenn dies nicht im vollen Umfange des Wortes geschah: so rührte es nur daher, Einmal, daß die geistliche Autorität nicht die einzige war; zweitens, daß, während die nicht denkende Menge die schrecklichen Flüche der Gegenpäbste mit Zittern und Entsetzen vernahm, der denkende Theil der Laien immer weiter zurückkam von dem Schrecken, den der heilige Vater in einer früheren Zeit erregt hatte; denn nichts vermindert das Vertrauen der Regierten mehr, als die Ueberzeugung von der Ungewißheit und Unsicherheit der Regierung.

So wie die Sachen durch das Schisma einmal

lagen, war nicht daran zu denken, daß die dem Kirchenthum geschlagene Wunde von selbst heilen und vernarben werde. Es mußte also dasselbe geschehen, was in allen Zeiten den Umwälzungen Charakter gegeben hat, d. h. die Selbsthülfe mußte eintreten. Dabei konnte nicht länger von dem Unterschiede zwischen geistlicher und weltlicher Macht, und von dem angemaßten Vorzuge der ersteren vor der letzteren die Rede seyn; denn die geistliche war so gut als vernichtet. Wie schlecht es sich auch mit der weltlichen verhalten mochte: da die Rettung nur von ihr ausgehen konnte, so mußte sie hervortreten als Wiederherstellerin der aufgehobenen Ordnung. Nach langer Zeit erinnerte man sich also des Kaisers, als ersten Kirchenvogts; und gegen den Eintritt des funfzehnten Jahrhunderts forderte ein König von Frankreich — es war Karl der Sechste — den deutschen Kaiser auf, den Frieden von Europa dadurch wieder herzustellen, daß er den beiden Gegenpäbsten den Gehorsam aufsagte.

Der Fürst, dem dieser Antrag gemacht wurde, war kein anderer, als Wenzel, der Sohn und Nachfolger Karls des Vierten. Da die Annahme desselben die Absetzung Wenzels bewirkte, so sind wir genöthigt, in der Geschichte des deutschen Reichs bis auf den Tod Ludwigs des Baiern zurück zu gehen; denn nur auf diese Weise kann dem Leser klar werden, wie der Erzbischof und Kurfürst von Mainz in der Befürchtung, daß die Wirkung der von Frankreich eingeleiteten Umwälzung sich bis auf die von den Päbsten investirten Erzbischöfe erstrecken möchte, ungesäumt zur Absetzung eines seit

22 Jahren regierenden Kaisers schritt, und an dessen Stelle einen andern ernannte.

Nicht gleich nach Ludwigs des Baiern Tode waren die Mißhelligkeiten zwischen dem baierischen und dem luxemburgischen Hause ausgeglichen. Die Furcht vor einem vom Pabste und von Frankreich zugleich begünstigten Kaiser, dem es auch für seine Person nicht an Machtmitteln fehlte, war allzu stark, als daß die Parthei Ludwigs nicht Alles hätte aufbieten sollen, was zur Verdrängung Karls gereichen konnte. Sie wählte Eduard den Dritten von England, den seine Siege über Frankreich berühmt, seine Verbindungen mit Ludwig und anderen deutschen Fürsten gewissermaßen zu einem Mitgliede des deutschen Reichs gemacht hatten; doch Eduard schlug, auf den Rath der Großen seines Reichs, eine Krone aus, welche die Summe seiner Verlegenheiten nur vermehren konnte. Die nächste Wahl derselben Parthei fiel auf Friedrich den Strengen, Markgrafen von Meißen; aber auch dieser wollte lieber 8000 Mark Silber von seinem Nebenbuhler annehmen, als ihm eine Würde streitig machen, zu deren Behauptung es ihm an Mitteln fehlte. Endlich ließ der Graf Günther von Schwarzburg sich bereden, gegen Karl in die Schranken zu treten; und so groß war das Schrecken des letzteren, daß er sich vor seinem Gegner am Rheinstrome verbarg.

Der hartnäckigste Feind des Königs von Böhmen war der Kurfürst Ludwig von Brandenburg, ein Sohn Ludwigs des Baiern, der, weil er auf Kosten der Agnaten von Brandenburg und Wittenberg eingesetzt

war, sich unter der Oberherrlichkeit eines Feindes von seinem Hause nicht sicher glaubte. Da er durch nichts zu gewinnen war, so mußte die Furcht ihn zur Nachgiebigkeit bestimmen. Aber diese Furcht war von ganz eigener Beschaffenheit, und die Art und Weise, wie sie in Gang gebracht wurde, bewies, daß Karl, während seines Aufenthalts in Frankreich und Italien, Künste gelernt hatte, die bis dahin in Deutschland nie geübt worden waren. Er stellte nämlich, in Vereinigung mit dem Herzoge Rudolph von Sachsen-Wittenberg, einen Abenteurer auf, der sich für den ehemaligen Markgrafen Waldemar von Brandenburg *) ausgeben und zu seiner Rechtfertigung aussagen mußte: er sei, seitdem man ihn für todt gehalten, zur Büßung seiner Sünden in fremde Länder gewandert, und jetzt zurück gekommen, weil er erfahren, daß sein Stamm ausgegangen, und das Erbe seines Hauses in fremde Hände gekommen sei. Dieser Pseudo-Waldemar wußte seine Rolle so gut zu spielen, und fand durch Ertheilung von Privilegien und Geldgeschenken bei Groß und Klein so viel Eingang, daß Karl, dem Anscheine nach von der öffentlichen Meinung fortgezogen, ihn nicht nur mit der Kurwürde belehnte, sondern sogar Anstalten traf, ihn mit gewaffneter Hand einzusetzen. So freilich drängte sich dem Kurfürsten Ludwig die Frage auf: ob er lieber weichen, oder Karln anerkennen wollte. Er entschloß sich zu dem Letz-

*) Bekanntlich starb der Zweig des askanischen Geschlechtes, welcher seit Albrecht dem Bär im Besitz der Nordmark war, mit den Markgrafen Waldemar und Heinrich dem Jüngeren aus, nämlich 1319 und 1320.

teren um so leichter, weil Günther von Schwarzburg bereits geendigt hatte. Karl, der den Pseudo-Waldemar jetzt unbedenklich fallen ließ, söhnte sich 1350 mit dem Kurfürsten aus, dem er zum Zeichen seiner Freundschaft drei Juden schenkte, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, eine Geldwirthschaft in der Nordmark einzuleiten.

Von jetzt an war Karl im ganzen deutschen Reiche als Kaiser anerkannt. Ein Urtheil über diesen Kaiser ist nicht leicht, und kann nur dadurch zu einem gerechten Urtheil werden, daß man auf der einen Seite die Hindernisse, die sich ihm von Seiten Deutschlands entgegenstellten, auf der andern das geringe Maaß von persönlicher Kraft, womit er ausgerüstet war, gegen einander abwägt. Die Bemühungen seines in der Schlacht bei Crecy gebliebenen Vaters, ihn zu einem Helden zu bilden, scheiterten an seinem schwächlichen, nicht einmal ganz regelmäßigen Körperbau; aber die Schlauheit und List, die ihm von Natur eigen waren, erhielten am französischen Hofe Ausbildung und Vervollkommnung. Nie fand ein Fürst mehr Gefallen am Unterhandeln, als er; denn nie hatte einer mehr Sinn für kleinliche Vortheile. Das Reich war ihm nur in so fern etwas werth, als es sich auf Böhmen beziehen ließ und Bestandtheile zu Vergrößerungen darbot. Nicht mit Unrecht sagte in der Folge Maximilian der Erste von ihm: „Deutschland habe nie eine gefährlichere Pest gehabt, als diesen Karl; denn, hätte er einen Käufer finden können, so würde er das ganze römische Reich verkauft haben.“ Wo er am besten erscheint, da entdeckt man

in ihm entweder den gemeinen Geschäftsmann, oder den sorgsamen Hausvater, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als das Fortkommen seiner Kinder, die er zum Theil ungeboren verlobt, verhandelt. Für keinen seiner Vorgänger hatte das Glück so viel gethan, als für ihn. Das Königreich Böhmen, in der Mitte Deutschlands gelegen, war dem Adlernest zu vergleichen, von welchem aus die ganze Umgegend sich überschauen und beherrschen läßt. Doch Karls Seele war viel zu klein, um die Vortheile dieser Lage so aufzufassen, daß sich daraus eine bleibende Ordnung für Deutschland hätte entwickeln können. Vielleicht ist alles dadurch entschuldigt, daß man sagt, für eine solche Ordnung sei nichts vorbereitet gewesen. Allerdings nicht; nur muß man zugleich eingestehen, daß Karl auch nicht der Mann war, der sie herbeiführen konnte.

Die Einleitung zur goldenen Bulle zeigt zwar, daß er wohl eine Ahnung von den Vorzügen der Einheit hatte; denn, wenn er sagt: „die Fürsten eines in sich selbst zerfallenen und zwiespaltsvollen Reiches werden zu Diebesgesellen," so ist es unmöglich, eine ewige Wahrheit noch stärker auszudrücken. Indeß zeigt der Inhalt der goldenen Bulle (dieser angeblichen magna charta der Deutschen), daß Karl über nichts weniger im Reinen war, als über das Mittel, eine Einheit zu bewirken; denn, wenn sieben mächtige Fürsten Einen aus ihrer Mitte wählen sollen, der sie zu gehorsamen Unterthanen mache: so ist dies von allen Mitteln, Einheit hervorzubringen, das ungeschickteste und unwirksamste. Solche Fürsten mögen dunkel als die ersten Räthe des Königs ge-

dacht seyn; da sie dies aber, durch Privat-Interesse verhindert, nie werden können: so gleichen sie unendlich weniger den sieben Leuchtern der Offenbarung, mit welchen sie in der goldenen Bulle verglichen werden, als sieben ungeheuren Felsen, auf welchen ein regelmäßiger Palast errichtet werden soll. Ließe sich über die Erscheinungen irgend eines Zeitalters scherzen, so würde man sogar berechtigt seyn, über die Mittel zu spotten, wodurch der deutsche Gesetzgeber des vierzehnten Jahrhunderts die Kurfürsten zum Gefühl ihrer Abhängigkeit von der Person des Kaisers hinzuleiten gedachte. Es werden hier die Erzämter angedeutet, nach welchen, bei Hoffesten, der Erzmarschall bis an den Gurt seines Pferdes in einen Haferberg reiten und dem Kaiser ein Maaß voll bringen, der Erzkämmerer denselben Kaiser zu Pferde mit einem silbernen Waschbecken bedienen, der Erztruchses ein Stück von einem gebratenen Ochsen auf die kaiserliche Tafel setzen und der Erzschenk dieselbe mit Wein versorgen sollte, während die drei geistlichen Kurfürsten den Segen vor der Tafel zu sprechen verpflichtet wurden. Unstreitig hingen diese Verrichtungen mit der Urverfassung der Deutschen zusammen, die, weil sie eine Gehöftsverfassung war, in allen ihren Bezeichnungen von dem Begriff der Hörigkeit ausging; allein wie weit hatte man sich im vierzehnten Jahrhundert von dieser bereits entfernt! Wie schlecht paßten also diese Verrichtungen zu dem, was der Gesetzgeber bewirken wollte — Einheit des Reichs! Wäre dies Gesetz jemals ganz in Erfüllung gekommen, so würde die Regierung des Reichs vollends ein aristokratisches Ansehn bekommen haben. So wie

es da liegt, spricht es mehr für die Seltsamkeit seines Urhebers, als für dessen Einsicht und Weisheit. Vieles ist darin durchaus geschmacklos und ekelhaft; und wenn das Einsperren der Kurfürsten bei Wasser und Brot eine platte Nachahmung kirchlichen Einrichtungen ist, so muß man es lächerlich finden, daß der Gesetzgeber allen Kurprinzen die Erlernung des Wendischen zur Pflicht machte. Was über die Geleite der Kurfürsten auf ihrer Fahrt zur Wahl gesagt wird, verräth die Unsicherheit der deutschen Landstraßen im vierzehnten Jahrhundert, indem es beweiset, daß Karl zu denen Gesetzgebern gehörte, die nichts vollenden können, weil sie von der Höhe in die Tiefe bauen wollen.

Die goldene Bulle veränderte nichts an dem Wesen der Deutschen, weil sie nur abgeschmackte Formen gab. Doch eben so wenig vermochte Karl als Gesetzgeber über die Böhmen. Sein allgemeines Gesetzbuch, Carolina genannt, wurde von den Ständen dieses Königreichs verworfen, weil es so viel enthielt, was weder in dem Geschmack des Adels, noch in dem der Geistlichkeit war; Karl mußte sogar versprechen, es niemals wieder zum Vorschein zu bringen. Die Ruhe im Lande und die Ordnung in Geschäften zu sichern, theilte er Böhmen in Kreise, an deren Spitze er, nach dem Muster der Baillifs, Kreishauptleute stellte. Ein noch größeres Verdienst, das er sich um ganz Deutschland erwarb, war die Anlegung einer Universität zu Prag, nach dem Muster der französischen. Sie wurde die Mütter-Universität für alle hohe Schulen Deutschlands. Außer den vier gewöhnlichen Facultäten (Theologie, Rechtsgelehrtheit,

Arzneiwissenschaft und Weltweisheit) erhielt sie vier Zungen oder Nationen (Böhmen, Polen, Baiern und Sachsen). Der Erzbischof war beständiger Kanzler; den Rector wählten die Nationen. Für Hörsäle und Unterhalt war reichlich gesorgt; und bald kamen ein botanischer Garten, eine Bücherei und andere nützliche Einrichtungen hinzu. Diese Schöpfung war Karls Triumph; nur daß man sagen muß, das Große darin sei nur Beiwerk des Kleinlichen gewesen, gemäß dem ureigenen Gepräge seines Geistes.

Leicht zu vertheidigen, wie Böhmen zu allen Zeiten gewesen ist, konnte es allem Nützlichen als Treibhaus dienen, und die Klugheit, womit Karl sein Königreich durch die Lausitz, durch einen guten Theil von Schlesien und durch Eger vergrößerte, vermehrte den Vortheil seiner Lage. In dieser Hinsicht möchte man wünschen, daß seine Nachfolger in seinem Geiste gehandelt hätten; denn so würde Deutschland auf dem kürzesten Wege zur Einheit gelangt seyn. Doch Karl selbst hatte ihnen dies unmöglich gemacht durch den Abschnitt der goldenen Bulle, worin verordnet wurde, daß diejenigen Länder, an welchen die Kurwürde haftete, künftig nicht getheilt werden sollten. Die Lehn-Anarchie hatte während des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland solche Fortschritte gemacht, daß das Uebermaaß des Bösen der Anfang des Guten hätte werden müssen. Es kam also vorzüglich darauf an, den deutschen Fürsten in der Theilung ihrer Ländereien den Zügel schießen zu lassen; denn, wenn dies geschah, so konnten sie nicht verfehlen, die Grundlage ihrer Macht zu zersplittern und in die Classe gewöhn-

licher Gutsbesitzer zu versinken. Dieser Tendenz nun, die im vierzehnten Jahrhundert durch ganz Deutschland ging, und, indem sie die Zahl der Fürstenhäuser vermehrte, ihnen zugleich Ansehn und Würde raubte, — dieser unstreitig sehr heilsamen Tendenz, trat Karl der Vierte dadurch entgegen, daß er die Theilung der Kurfürstenthümer verbot und in Betreff derselben das Recht der Erstgeburt und die Erbfolge auch in der Agnaten-Linie (dem sogenannten Schwertmagen) einführte. So unbesonnen und folgewidrig hätte kein französischer König gehandelt! Karl trieb den Widerspruch mit sich selbst noch weiter. Durch Kauf und Tausch und Erbverträge und andere Mittel, an deren Moralität wohl Manches zu tadeln war, hatte er es gegen das Ende seines Lebens dahin gebracht, daß die ganze Lausitz, ganz Schlesien, das ganze Kurfürstenthum Brandenburg, ein ansehnlicher Theil von Meißen, Vogtland und Thüringen, sammt der Oberpfalz, bis an die Thore von Nürnberg, dem Königreiche Böhmen einverleibt waren. Was aber that er, diese gedrungene Ländermasse, worin Böhmen wie der Kern in einer Schaale lag, zusammen zu halten? Das Gegentheil von dem, was die einsichtsvolleren Könige Frankreichs, seine Vorbilder, gethan hatten. Er selbst riß alles dadurch aus einander, daß er sein Reich unter seine drei Söhne theilte: Böhmen mit Schlesien und Zubehör erhielt Wenzel, der älteste von ihnen; Brandenburg Sigismund; die Lausitz Johann von Görlitz.

Nichts ist merkwürdiger für die Geschichte Deutschlands, als die Art und Weise, wie Karl den Wahlfür-

sten seinen Sohn Wenzel zur Nachfolge in der Kaiserwürde empfahl. Als die Wahlfürsten seiner Behauptung, „daß Gott den Prinzen besondere Seelen verleihe, wodurch sie einsichtsvoller wären, als andere Sterbliche ihres Alters" — Wenzel war damals 17 Jahr alt — nicht beitreten wollten, weil sie auf den Schatz des Königs von Böhmen ihr Augenmerk gerichtet hatten: so gewann er sie für seinen Lieblingswunsch dadurch, daß er jedem von ihnen hundert tausend Goldgulden versprach. Das unmittelbare Ergebniß dieser Unterhandlung war, daß Wenzel von dem Erzbischofe von Cöln gekrönt wurde. Womit aber bezahlte Karl? Statt seinen reichgefüllten Schatz zu öffnen, verpfändete er den Kurfürsten den letzten Ueberrest von den Einkünften des Reichs. Der Erzbischof von Mainz erhielt die Rheinzölle und die Festung Lahnstein; der Erzbischof von Cöln, Andernach; der Erzbischof von Trier, Boppard und Oberwesel, nebst verschiedenen Abteien, die er mit dem Erzbisthum verband; der Kurfürst von der Pfalz, Oppenheim, Odernheim und Ingelheim, indem ihm Karl für 40,000 Gulden auch noch die Festungen Guttenberg und Falkenburg, nebst vielen Dörfern, abtrat. Witzig genug nannte man dies in jenen Zeiten: „dem Adler die Federn ausrupfen;" und so waren gerade Diejenigen, in deren Hände die Erhaltung des Reichs gegeben war, die eigentlichen Zerstörer der Einheit desselben.

Karl starb, nach einer zwei und dreißigjährigen Regierung, den 29. November 1378, also zu einer Zeit, wo Gregor der Elfte bereits von Avignon nach Rom zurückgekehrt war. Die Umstände, unter welchen sein

Nachfolger auftrat, waren in keiner Beziehung günstig. In England, Frankreich, Italien, den Niederlanden und Deutschland herrschte bürgerliche Gährung, die durch das Schisma, welches die Wahl Urbans des Sechsten verursachte, nicht wenig vermehrt wurde. Der schwarze Tod, eine pestartige Krankheit, die sich seit dem Jahre 1348 fast jedes Jahrzehend wieder einstellte, verderbte die Sitten des Volkes, indem sie einen Fatalismus in Gang brachte, dem das kirchliche Christenthum vergeblich entgegen wirkte. Damit verband sich ein Freiheitssinn, wie man ihn kaum hätte erwarten sollen. Die schnelle Vermehrung der Bevölkerung, welche sich nach pestartigen Krankheiten einzustellen pflegt, wurde dem inneren Frieden Deutschlands vorzüglich dadurch gefährlich, daß die adeligen Geschlechter überhand nahmen. Aus dem Regiment der Städte durch die Bürger, aus den Stiftern durch die Doctoren und Mönche verdrängt, wußten die Knappen und Junker nicht, wovon sie leben sollten. Sie nahmen ihre Zuflucht zum Rauben und Plündern, und indem sie auf diese Weise den Landfrieden störten, forderten sie zu Verbündungen auf, durch welche das Uebel nicht wenig verstärkt wurde. Was schon unter Karl dem Vierten seinen Anfang genommen hatte, bildete sich unter seinem Nachfolger schnell und übermächtig aus. Und wie verhielt es sich mit diesem Nachfolger?

Nie wurde ein Erbprinz mehr wie eine Himmelsgabe betrachtet, als Wenzel, da er im Jahre 1361 das Licht der Welt erblickte. Die Freude seines Vaters über seine Geburt war unmäßig; denn sie wurde lächerlich.

Gleich nach seiner Taufe mußte der Prinz Urkunden ausstellen. Petrarca sollte sein Erzieher werden; da dieser sich aber nicht dazu entschließen konnte, so wurde solche Ehre böhmischen Prälaten zu Theil. Im ersten Jahre seines Lebens schon verlobt, hatte Wenzel in einem Alter von neun Jahren seine dritte Braut. So viel Unsinn konnte nur zum Nachtheil des Prinzen wirken. Wie viel sein Vater von sich auf ihn übertrug, mag dahin gestellt bleiben: genug, daß Wenzel, als er in die Jahre der Mannbarkeit trat, durch Ueppigkeit aller Art verderbt, für den großen Beruf, der seiner harrte, so gut als verloren war. Sinnlichkeit und Trägheit waren die Grundzüge seines Charakters geworden, und mit solchen Eigenschaften mußte er die Erwartungen Derer täuschen, die sich Großes von ihm versprochen hatten. Wiederherstellung des Landfriedens für Deutschland und Aufhebung des Schisma für die europäische Welt — dies waren die Aufgaben, die er zu lösen hatte. Wir werden nun sehen, wie er sich dabei benimmt.

Am dringendsten war die Wiederherstellung des Landfriedens; denn diese lag in der Bestimmung eines Königs der Deutschen. Das wirksamste Mittel für diesen Zweck würde ein gut disciplinirtes Heer gewesen seyn. Da nun ein solches dem deutschen Kaiser nicht zu Gebote stand, und da eben diesem Kaiser, gleich seinem Vater, die feldherrlichen Eigenschaften am meisten fehlten: so blieb nichts anders übrig, als die Unterhandlung eintreten zu lassen. Wenzel — der Gedanke mochte nun von ihm selbst, oder von seinen Rathgebern her-

rühren — schlug den Reichsständen vor, alle besonderen Verbündungen aufzuheben, und in einen allgemeinen Bund zu treten, der durch Hauptleute, den einzelnen Landfriedensbezirken oder Kreisen vorgesetzt, aufrecht erhalten würde. Dies hieß eine neue Staatsverbindung schließen, von welcher die Städte für ihre besonderen Freiheiten das Meiste zu befürchten hatten. Diese nun wollten um so weniger auf den kaiserlichen Vorschlag eingehen, da Wenzel die schwäbische Landvogtei an Oesterreich gegeben hatte: ein Umstand, der die Städte geneigt machte, sich mit den Schweizern zu verbünden. Blutige Auftritte in Baiern, Schwaben und am Rhein zeigten hinlänglich, daß Fürsten und Städte zwei feindliche Elemente waren, die sich in dieser Zeit nicht vereinigen ließen. Erst als die Ermüdung eintrat, gelang es Wenzeln auf dem Reichstage zu Eger (1389), alle städtische Verbündungen aufzulösen und einen Landfrieden auf sechs Jahre zu Stande zu bringen. Er glaubte nun Deutschland beruhigt zu haben; allein noch in dem nämlichen Jahre brach der Erzbischof von Salzburg den Frieden, und gerade hierin zeigte sich, daß alle Verabredungen und Verträge da unnütz und vergeblich sind, wo das Gesetz nicht durch eine überwiegende Macht gesichert ist. Die ganze Operation des jungen Kaisers blieb nur merkwürdig durch das Finanz-Mittel, das er ersann, die Ansprüche der Partheien wegen Schadenersatzes, aufgewendeter Kosten und gemachter Schulden auszugleichen. Er strich nämlich „gegen einen ihm zu leistenden Dienst" d. h. gegen funfzehn vom Hundert für sich, alle Schulden durch, welche die Reichsstände an

die

die Juden zu bezahlen hatten. Diese Schulden mußten sehr beträchtlich seyn, da einzelne Fürsten und Städte dem Kaiser 15,000 Goldgulden bezahlten. Die Sache selbst fiel gar nicht auf; sie war sogar gerechtfertigt durch den Umstand, daß die Juden in diesen Zeiten noch die leibeigenen Knechte des Kaisers waren, folglich von Rechtswegen nicht Vermögen besitzen durften. So endigte sich also der erste Versuch, dem deutschen Reiche eine regelrechte Verfassung zu geben, mit einer Prellerei, von der sich nichts weiter sagen läßt, als daß sie das Werk Desjenigen war, der Deutschlands Gesetzgeber seyn wollte.

Der Kampf der Fürsten mit dem Gelde war gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts um so heftiger, je weniger sie in diesen Zeiten mit den Mitteln, ein großes Vertrauen einzuflößen, bekannt waren. In der Regel wollten sie gerecht seyn; aber, in ihrer Erwartung von der nächsten Zukunft betrogen, und im Drange der Umstände an der Erfüllung ihrer Verheißungen verhindert, sahen sie sich nur allzu oft genöthigt, das Recht der Gewalt unterzuordnen, um Fürsten bleiben zu können. Wer möchte es glauben, daß gegen das Jahr 1390 in einem so bedeutenden Königreiche, wie Böhmen, die Landsteuer nur 8000 Schock Groschen, d. h. 160000 Floren, betrug, und daß Wenzel auf dies Einkommen beschränkt war! Gleichwohl verhielt es sich so; und der Grund davon war kein anderer, als daß Adel und Geistlichkeit sich der Landsteuer entzogen und die königlichen Domänen entweder unterpfändlich oder auf andere Weise an sich gebracht hatten. Beide Stände schwelgten in Ueberfluß,

während der König von einer Verlegenheit in die andere gerieth. Da dies nicht zu ertragen war, so forderte Wenzel, nach dem Beispiele seiner Vorgänger, die Krongüter zurück. Die meiste Widersetzlichkeit bewies die Geistlichkeit, an deren Spitze ein Mann von Charakter (der Erzbischof von Prag) stand. Mehrere Jahre verstrichen unter diesen Händeln, bis endlich der Erzbischof von Prag nach Rom entwich, und sein Vikar, Johann Pomuk, nach ausgestandener Folter, heimlich in die Moldau gestürzt war. So gelangte Böhmen zu seinem Schutzheiligen.

Die ganze Sache würde beendigt gewesen seyn, hätten nicht die nächsten Verwandten Wenzels für gut befunden, sich der Mißvergnügten auf Kosten der königlichen Autorität anzunehmen. Sigismund, Wenzels Bruder, und Jost oder Jodok, Wenzels Vetter und Markgraf von Mähren, verbanden sich mit Oesterreich und Meißen zum Umsturz des böhmischen Throns. Von Jost geführt, bemächtigten sich die Mißvergnügten des Königs im Jahre 1394 in dem Kloster Beraun, schleppten ihn nach Prag, und legten ihm die Bedingungen vor, unter welchen er künftig regieren sollte. Diese waren von einer solchen Beschaffenheit, daß Wenzel bis auf seinen Titel in den Privatstand zurücksank; denn Jost war Statthalter von Böhmen und Haupt einer Adels-Union, welche Wenzel hatte genehmigen müssen. Das deutsche Reich blieb gleichgültig gegen diese Behandlung seines Oberhaupts, bis endlich Johann, Herzog von der Lausitz, ein jüngerer Bruder Wenzels, zu dessen Vertheidigung gegen die Verschwornen auftrat. Zwar

gelang es diesen, den gefangen gehaltenen Kaiser nach Oesterreich zu entfernen; doch indem jetzt das Reich seine Entlassung forderte, erfolgte sie nach einer dreimonatlichen Haft.

Für Freunde der gesellschaftlichen Ordnung ist nichts anziehender, als bei Thatsachen dieser Art den Gründen nachzuspüren, welche ihre Wiederkehr unmöglich machen; und auch darum muß der Geschichtschreiber sie so vollständig als möglich liefern.

Ein unabhängiger Staatsrath, dem Könige von Böhmen zur Seite gesetzt, schien den Mißvergnügten und ihren Begünstigern das wirksamste Mittel zur Wiederherstellung des öffentlichen Friedens; aber der Erfolg bewies das Gegentheil, und dies war sehr natürlich, weil alle Macht ihren ersten und vornehmsten Charakter in der Einheit hat. Nicht bloß mit diesem Staatsrathe, sondern auch mit seinem Erretter Johann zerfiel Wenzel. Allmählig entstand die größte Verwirrung. Von Sigismund und Jost vergiftet, endigte Johann. Jost wurde von Wenzel gefangen gesetzt. Sigismund, der die Churmark bereits verpfändet hatte, spielte, um sein künftiges Schicksal zu sichern, in Gemeinschaft mit Oesterreich neue Ränke gegen seinen Bruder, durch welche er es bei den Böhmen dahin brachte, daß sie ihn zum Erben der böhmischen Krone ernannten. Hieraus entwickelten sich neue Händel zwischen den beiden Brüdern, und unter Mitwirkung des Pabstes und einiger eigensüchtigen Reichsfürsten, gerieth Wenzel noch einmal in die Gefangenschaft seines Bruders, der ihn nach Wien schleppte, wo er neunzehn Monate hindurch eingekerkert blieb.

Man sieht aus allen diesen Angaben, daß eine so schwache, so mit sich selbst in Widerspruch und Zwietracht lebende Regierung, wie die des deutschen Reichs am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts war, keine von den Eigenschaften besaß, deren es bedurfte, um den lebhaften Wunsch der ganzen west-europöischen Welt in Ansehung des kirchlichen Schisma zu befriedigen. Wenzel, als römisch-deutscher Kaiser von Frankreich zur Entwickelung seiner Machtvollkommenheit aufgefordert, war der freigeisterischen Meinung, das beste Mittel, die Gegenpäbste zur Vernunft zurückzuführen, sei, keinen von beiden anzuerkennen. Allein, er verrieth hierdurch nur seine Schwäche. Die Unauflösbarkeit des gordischen Knotens, der sich in dem Schisma darbot, beruhete auf zwei Dingen: einmal darauf, daß es keinen Charakter gab, an welchem sich die Rechtmäßigkeit einer Pabstwahl erkennen ließ; zweitens darauf, daß der einmal gewählte Pabst, als Statthalter Gottes auf Erden, wofür er gelten wollen mußte, keine Macht als die seinige bestimmend anerkennen konnte. Hinter dieser doppelten Schanze vertheidigten sich Bonifacius der Neunte und Clemens der Siebente mit gleichem Erfolge; und obgleich jeder von ihnen die Schädlichkeit des Schisma eingestand und dasselbe gehoben zu sehen wünschte, so wollte doch keiner von beiden bekennen, weder daß er nicht der rechtmäßig Gewählte, noch daß er nicht der Statthalter Gottes auf Erden sei. An diesem Eigensinn scheiterte nothwendig jede Bemühung zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit. Am geschäftigsten in dieser Sache bewies sich die Universität zu Paris — vielleicht

mit gänzlicher Verkennung des Wesens der katholischen Kirche. Sie brachte drei Wege zur Friedensstiftung in Vorschlag, als, nach Urbans des Sechsten Tode, Bonifacius der Neunte gewählt war: den der freiwilligen Abdankung, den des Compromisses, und den des Urtheils einer allgemeinen Kirchenversammlung. Was die Päbste zu Rom und zu Avignon gegen diese Vorschläge einzuwenden hatten, braucht kaum gesagt zu werden; durch die Annahme der beiden ersten würden sie die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl, durch die Annahme des letzteren ihre Unumschränktheit zweifelhaft gemacht haben. Als nun Clemens der Siebente im Jahre 1394 starb, war die Aufgabe, eine neue Pabstwahl zu verhindern; und die Könige von Frankreich und Aragon thaten redlich, was zur Erreichung eines solchen Zwecks in ihren Kräften stand. Doch ihre Bemühungen scheiterten an der Hinterlist eines Spaniers, Namens Peter de Luna, der, nachdem er sich das Verdienst erworben, sein Vaterland dem päbstlichen Stuhle von Avignon geneigt gemacht zu haben, von Paris, wo er sich in gesandtschaftlichen Angelegenheiten aufhielt, heimlich nach Avignon ging, und die daselbst befindlichen Cardinäle so lange bearbeitete, bis sie sich entschlossen, ihn auf den päbstlichen Thron zu erheben. Allerdings geschah dies unter Bedingungen; allein diese hatten nach vollbrachter Wahl bei einem Statthalter Gottes auf Erden ihre Kraft verloren, und welche Anstalten auch die französische Kirche treffen mochte, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, so vereitelte doch der Schlaukopf dieselben mit eben so viel Gewandtheit als Festigkeit, nicht einmal eine Belagerung in Avignon

fürchtend, und, als diese Stadt sich dem Marschall Boucicaut ergab, in die Citadelle flüchtend, aus welcher er in der Folge heimlich entwich.

Die west-europäische Welt war um so mehr für die Aufhebung des Schisma, weil sie sich den Plünderungen zweier Universal-Monarchen ausgesetzt sah, von welchen jeder um so schonungsloser zu Werke gehen mußte, je weniger er aus seiner nächsten Umgebung an Einkünften bezog. Theoderich von Niem beschuldigt Bonifacius den Neunten einer aufs Höchste getriebenen Simonie, indem er kirchliche Würden nur Solchen verliehen habe, die das Meiste dafür geboten, ohne alle Rücksicht auf Lebenswandel, Gelehrsamkeit und Verdienst. In Wahrheit, dieser Pabst befand sich in einer höchst mißlichen Lage dadurch, daß der Kirchenstaat nichts einbrachte, und daß die Römer Forderungen an ihn machten, denen er nur durch neue Finanzkünste genügen konnte. Diese waren zum Theil sehr anstößiger Art. Das Jubiläum, seit dem Aufenthalt der Päbste zu Avignon auf dreißig Jahr gesetzt, damit die Klagen der Römer über Geldverluste gestillt werden möchten — das Jubiläum war zu einem Jahrmarkte geworden, auf welchem man die Berechtigung zu Sünden durch Loskaufung derer erwarb, die man begangen hatte. Als nun unter dem Pontifikat Bonifacius des Neunten im Jahre 1390 dieser Jahrmarkt gehalten wurde, und die eben nicht große Zahl von Pilgern, welche aus Ungarn, Deutschland, England, Portugal und Norwegen, so wie aus den Staaten Italiens sich einfanden, mit einer sehr na-

türlichen Mindereinnahme für die päbstlichen Cassen verbunden war: gerieth man auf den Einfall, den Zurückgebliebenen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß man ihnen den sogenannten Jubel-Ablaß in ihrer Heimath antrug. Der Anfang wurde mit zwei Königinnen gemacht, nämlich mit denen von Portugal und England, denen der Pabst gegen Erlegung dessen, was die Reise ihnen gekostet haben würde, den Ablaß ertheilte. Sobald nun dies bekannt geworden war, schickte der schlaue Pabst seine Sammler in alle ihm treu gebliebenen Länder, mit der Vollmacht, allen durch Krankheit oder andere dringende Umstände an der Jubelfahrt Verhinderten den Ablaß zu ertheilen. Mit welcher Profanation des Heiligen oder für heilig Gehaltenen dies verbunden war, bedarf kaum einer Erwähnung. Die Sammler setzten den Preis, und wer denselben bezahlte, erhielt Absolution für jedes Verbrechen, für jede Schandthat, die er begangen haben mochte. Geld war also das Büßungsmittel für alle Vergehungen an der Gesellschaft, und der Pabst Der, dem diese Vergehungen wucherten. Da Clemens der Siebente von diesem großen Mittel, dessen Wirksamkeit auf den Häuptern der Apostel Petrus und Paulus beruhete, folglich ganz örtlich war, keinen Gebrauch machen konnte: so ist zu glauben, daß der Hof von Avignon sich angelegen seyn ließ, die Unsittlichkeit des Ablasses ins Licht zu stellen. Man sprach in diesen Zeiten nur von den unermeßlichen Summen, welche Bonifacius auf diesem Wege erworben hatte, und dieser Pabst, um nicht ein Gegenstand des Neides zu werden, sah sich genöthigt, die Miene an-

zunehmen, als hätte er wenig oder gar nichts erhalten: eine Heuchelei, der er durch Bestrafung der Einnehmer den Anstrich der Wahrheit gab.

Solche Auftritte waren nur allzu sehr geeignet, die Leute zur Besinnung zu bringen. Der Same, den Wicklef in England ausgestreut hatte, war in einen fruchtbaren Boden gefallen. Auch nach dem Tode dieses Sectenstifters fuhren seine Anhänger fort in Verbreitung seiner Lehren. Ihre Trennung in Wicklefiten und Lollarden beweiset nur, daß man gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts darüber ungewiß war, ob man das kirchliche Gebäude mehr in seiner Grundlage oder in seiner Superstructur, mehr in der Lehre oder in der Hierarchie, angreifen sollte; denn wenn die strengen Wicklefiten für die erste Art des Angriffs waren, so waren die Lollarden für die letzte. Schon im Jahre 1389 trennten sich die Wicklefiten von der römischen Kirche; und wie gering der Einfluß der Geistlichkeit war, geht am meisten daraus hervor, daß eben diese Ketzer bereits im Jahre 1395 es wagten, dem Parliament ihre Lehrsätze zu überreichen und um Bestätigung derselben zu bitten. Die Lehrsätze selbst athmeten nichts als Protestantismus, wiewohl dies Wort damals noch unbekannt war. Es waren unter andern folgende: die Gewalt der römischen Geistlichkeit ist nicht von Christus eingesetzt; die Lehre von der Transsubstantiation verleitet zur Abgötterei; das ehelose Leben der Geistlichen veranlaßt unzählige Aergernisse und Ausschweifungen; Wallfahrten und Verehrung der Heiligen

und ihrer Bilder sind Abgötterei; die Ohrenbeichte macht die Priester stolz, und giebt Gelegenheit zur Theilnahme an vielen Ränken; das Gelübde der Keuschheit, welches Frauenzimmer ablegen müssen, veranlaßt Unordnungen und unzählige Kindermorde u. s. w. Diese Lehrsätze zeigen auf eine unwidersprechliche Weise, daß England die Wiege des Protestantismus ist. Vergebens erklärte sich der Erzbischof von Canterbury sammt der übrigen hohen Geistlichkeit gegen dieselben; vergebens wurden sie als irrig und ketzerisch verdammt. Die Zahl der Wicklefiten vermehrte sich deshalb nicht weniger von einem Jahre zum andern, und Handelsverbindungen bewirkten, daß diese Secte sich selbst auf dem festen Lande ausbreitete. Nichts wurde eifriger gesucht, als Wicklefs Schriften; und wäre die Sonne der Geisterwelt, die Buchdruckerei, schon damals aufgegangen gewesen: so leidet es keinen Zweifel, daß alle nachfolgenden Begebenheiten einen andern Charakter gewonnen hätten. Eine einzige Erfindung mehr (eine Erfindung, die so leicht zu machen war und doch so lange ausblieb) würde der Welt sehr viel Aergerniß erspart, und den Inhalt der Geschichte, so wie er jetzt ist, durchaus verändert haben.

Erwägt man, daß die höhere Geistlichkeit einen und denselben Vortheil mit den Päbsten vertheidigte: so begreift man, daß in Frankreich sich laute Stimmen gegen die Behandlung erheben konnten, welche Benedict dem Dreizehnten wiederfuhr, als er in dem Castell von Avignon belagert wurde. Die französische Regierung fand es während des Schisma unstreitig nicht mehr vortheilhaft, einen Pabst in ihrer Nähe zu haben, den sie als

Unterthan benutzen konnte; aber mit einem Könige, wie Karl der Sechste war, vermochte sie allein nichts zur Hebung des Zwiespalts, worein die christliche Welt auf eine unvorhergesehene Weise mit sich selbst gerathen war. In diesem Gefühl ihrer Schwäche lag es ohne allen Zweifel, daß sie den deutschen Kaiser an seinen Beruf, die christliche Welt in Ordnung zu halten, erinnerte; sie suchte eine Stütze. Doch, wie hätte Wenzel ihr diese in einer Lage gewähren können, wie die seinige war! Er reisete im Jahre 1398 nach Frankreich, um mit dem französischen Hofe das Nöthige zu verabreden; die ganze Frucht dieser Reise aber war — die Ueberzeugung, daß sich in dieser Sache nichts erzwingen lasse: eine Ueberzeugung, welche durch einige freigeisterische Reden mehr verrathen als verschleiert wurde. Gewiß hatte Bonifacius der Neunte nichts von Wenzeln zu befürchten. Indeß hat bloßer Verdacht und Mangel an Belehrung an den Begebenheiten immer einen großen Antheil gehabt. Voll von dem Gedanken, daß Wenzel schaden wolle und schaden könne, suchte der römische Bischof sich dadurch zu retten, daß er die rheinischen Churfürsten gegen ihn aufwiegelte. Unter ihnen hatte der Pfalzgraf Rupert schon lange nach der Kaiserkrone geschielt; und da dies nicht unbekannt war, so hatte die Cabale desto freieres Spiel. Es war der Erzbischof von Mainz, der sich von Bonifacius dem Neunten zum Werkzeug der Zerrüttung gebrauchen ließ. War irgend ein Fürst von Wenzels Ohnmacht überzeugt, so war es der Churfürst von Mainz; doch dem Priester galt die Gesinnung so viel als die That, und um jene zu bestrafen, schien

Absetzung das wirksamste Mittel. Ein ganzes Jahr hindurch war an dieser in verschiedenen Zusammenkünften gearbeitet worden, als sie den 20. August 1400 zu Lahnstein erfolgte. Die Beschwerden, die man gegen den Kaiser vorbrachte, mochten nicht ungegründet seyn; doch wurde in Beziehung auf ihn alle Gerechtigkeit in sofern beseitigt, als unerforscht blieb, ob Wenzels Mißgriffe mehr auf Rechnung seiner Person, oder auf Rechnung seiner Verhältnisse gesetzt werden müßten. Der Hauptbeweggrund blieb verschleiert; denn dieser lag in dem persönlichen Eigennutz kirchlicher Fürsten, welche, wenn das Pabstthum zu Trümmern ging, nicht bleiben konnten, was sie bisher gewesen waren. Unstreitig glaubten die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln den Untergang des katholischen Kirchenthumes näher, als er wirklich war. Wie es sich damit auch verhalten mochte: als Ursache von Wenzels Absetzung wurde angeführt, daß er nichts gethan, das kirchliche Schisma zu heben; daß er Johann Galeaz Visconti (diesen entschlossenen Feind der Päbste) zum Herzog von Mailand erhoben; daß er das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert; daß er falsche Urkunden ausgefertigt *); daß er die Erhaltung des Reichsfriedens hintan gesetzt, und daß er sich der Grausamkeit schuldig gemacht habe **). An Wen-

*) Die Geldnoth, worin sich Wenzel fortdauernd befand, hatte ein Finanzmittel besonderer Art ins Leben gerufen; es bestand darin, daß man für große Summen Blankets gab, worauf jeder sich seine Freiheiten und Privilegia schreiben mochte. Dies war freilich ärger als — Studenten-Wirthschaft.

**) Dieser Vorwurf bezog sich unstreitig auf das Verfahren gegen den erzbischöflichen General-Vicar Pomuk.

zels Stelle wurde der Pfalzgraf Rupert zum Könige der Deutschen gewählt. Nach der ihm vorgelegten Capitulation sollte er allen Gebrechen des Reichs abhelfen, die gegen Wenzel vorgebrachten Beschwerden abthun, Italien gewinnen, den Kaisern zu ihrem künftigen Unterhalte Länder verschaffen. Aber braucht es bemerkt zu werden, welche Selbsttäuschung oder welcher absichtliche Betrug diesem Vertrage zum Grunde lag?

Mit der Kaiserwürde war es in diesen Zeiten dahin gekommen, daß man sich eine Absetzung wohl gefallen lassen konnte; denn jene war in jeder Beziehung das Gegentheil von dem geworden, was ihre ursprüngliche Bestimmung mit sich brachte: ein Doge von Venedig und ein deutscher Kaiser waren nur dem Titel nach verschieden, nachdem die Aristokratie den Ausschlag über ihre Würden gegeben hatte. Auch findet sich keine Spur, daß Wenzel sich seine Absetzung hätte zu Herzen gehen lassen. Die ganze Sache war nur in so fern merkwürdig, als sie zu einer Zeit zu Stande kam, wo nichts zweifelhafter war, als die Rechtmäßigkeit eines Pabstes, wo man also hätte annehmen mögen, daß durch den Pabst dergleichen nicht bewirkt werden könne. Diese Erscheinung ist indeß erklärt genug, wenn man sich erinnert: einmal, daß die sogenannte unterirdische Parthei an den Weltbegebenheiten zu allen Zeiten größeren Antheil gehabt hat, als die öffentliche, die man die beglaubigte nennen könnte; zweitens, daß nichts furchtsamer, argwöhnischer und zur Ergreifung des Aeußersten geneigter ist, als eine Aristokratie, in welche Priester verflochten sind. Uebrigens zeigte sich auch in diesem Falle,

daß bei Staatshandlungen die Folgen weiter reichen, als man sie berechnet hat. Durch Bonifacius den Neunten abgesetzt, rächte sich Wenzel dadurch, daß er diesem Pabste sein Erbkönigreich entzog; und da sein Bruder Sigismund, als König von Ungarn, dasselbe that: so wurde hierdurch der erste bestimmte Grund zu jener Kirchenverbesserung gelegt, welche im sechzehnten Jahrhundert begann und im neunzehnten durch den Untergang der geistlichen Kurfürstenthümer vollendet wurde. Die Universität zu Prag war das Mittel, dessen sich die Vorsehung bediente, diese große Umwälzung einzuleiten. Ohne Wenzels Absetzung hätte Wicklefs Lehre in Böhmen weniger Eingang gefunden, und ohne einen Huß und einen Hieronymus von Prag und deren Schicksale auf dem Concilium zu Kostnitz, hätte es weder einen Hussitenkrieg, noch einen Luther gegeben. So entwickeln sich die Dinge ganz aus sich selbst, wenn alles gehörig dazu vorbereitet ist; und alles, was die menschliche Weisheit aufbietet, diese Entwickelung zu verhindern, dient in der Regel nur zur Beförderung derselben. Wie der rothe Faden in den Tauen der Engländer die königlichen Taue von denen unterscheiden lehrt, die es nicht sind: eben so läßt sich in den Weltbegebenheiten das, was davon der menschlichen Absicht angehört, genau von dem absondern, was aus einer nicht erkannten Ursache abfließet.

Ruperts Regierung, welche von 1400 bis 1410 dauerte, war nichts weniger, als ehrenvoll für Deutschland. Kaum hatte er Italien betreten, so sah er sich herausgeschlagen. Brabant, damals erledigt, konnte er

weder für das Reich, noch für sein Haus gewinnen. Mit eben so schlechtem Erfolge wurde der Landfriede von ihm gehandhabt; er brachte es sogar dahin, daß im Jahre 1405 zu Marbach ein Fürsten- und Städte-Bund gegen ihn geschlossen wurde. Nur dem Kaiser Wenzel fügte er Schaden zu, theils durch die Einfälle, die er durch seine Anhänger in Böhmen machen ließ, theils durch die Zurücknahme der Erwerbungen, welche Karl der Vierte in der Oberpfalz für die böhmische Krone gemacht hatte. Doch konnte Wenzel durch alle diese Unfälle nicht dahin gebracht werden, daß er die Kaiserkrone niederlegte. Der Eigensinn, den er in dieser Hinsicht bewies, fand sogar Unterstützung und Aufmunterung in den Forderungen, welche der Erzbischof von Mainz an Ruprecht machte. Von der organischen Beschaffenheit der allgemeinen Regierung in Deutschland gewinnt man eine sehr klare Ansicht, wenn man lieset, daß der Erzbischof von Mainz es zu seinen Vorrechten zählte, den kaiserlichen Hof mit Kanzler und Notarien (seinen Creaturen) zu versorgen. Weil Ruprecht dies nicht gestatten wollte, so zerfiel er mit dem Erzbischof; und dies war die Ursache, daß das Reich, wie die Kirche, zwei Gewalthaber behielt, die auf gleiche Rechtmäßigkeit Anspruch machten.

Doch wir kehren zu der Hauptangelegenheit Europa's in dieser seltsamen Epoche zurück: zu dem Schisma der Kirche.

Benedict der Dreizehnte und Bonifacius der Neunte waren und blieben gleich abgeneigt, zum Vortheil ihres Gegners zu entsagen; und da die Bevölkerung des

westlichen Europa stark genug war, um zwei Päbste ertragen zu können: so glaubten sich Beide in ihrem Eigensinn hinlänglich gerechtfertigt. Zwar ließ keiner von ihnen irgend eine Gelegenheit unbenutzt, seinen Abscheu vor dem Schisma an den Tag zu legen — einen Abscheu, der unstreitig sehr aufrichtig war. Doch weichen hieß: anerkennen, daß man der unrechtmäßig gewählte Pabst sei; und ein solches Eingeständniß war, wenn man billig urtheilen will, nicht von Männern zu erwarten, deren Bestimmung auf Beherrschung ging. Wie hätte der Eine oder der Andere sich berufen fühlen können, dem Beispiele des Kodrus zu folgen, da dieser ein Heide war! Bonifacius hatte eben so viel von den unruhigen Römern zu leiden, als Benedict von dem französischen Hofe, der ihn zur Flucht nach Marseille gebracht hatte; allein selbst die widrigsten Schicksale können nichts verschlagen, wenn es darauf ankommt, eine Würde zu behaupten, deren Nützlichkeit nicht zweifelhaft werden kann, ohne ihren Inhaber der Verachtung auszusetzen.

Bonifacius hatte es durch Bedrückung der Bischöfe seiner Obedienz, und durch andere Gelderpressungen dahin gebracht, daß er sich mit den aufsätzigen Römern aussöhnen, und von Perugia, wo er seit einigen Jahren gelebt hatte, nach Rom zurückkehren konnte. Ein von ihm selbst gewählter Senator, Namens Malatesta von Pesaro, verstand die Kunst, den Römern die geistliche Regierung, wo nicht angenehm, doch erträglich zu machen. Von ihm unterstützt, machte sich Bonifacius stufenweise zum unumschränkten Herrscher dieser Stadt.

Die Wälle und Thürme derselben wurden ausgebessert, die Engelsburg und das Capitol stärker befestigt und mit Besatzung versehen. Auf diese Weise verlebte Bonifacius die letzten Jahre seiner göttlichen Statthalterschaft auf Erden in guter Ruhe, als 1404 eine Gesandtschaft von Benedict dem Dreizehnten anlangte, welche den Auftrag hatte, eine Zusammenkunft beider Päbste und ihrer Cardinäle in Vorschlag zu bringen, damit man sich über die Mittel, das Schisma zu heben, ausführlicher besprechen könnte. Unstreitig wollte Benedict durch diesen Vorschlag nur Zeit gewinnen. Von den römischen Cardinälen gut empfangen, hatten seine Gesandten nur desto mehr Ursache, mit dem Betragen des Pabstes selbst unzufrieden zu seyn. Den vollen Stolz eines rechtmäßigen Priesters entwickelnd, nannte er seinen Nebenbuhler einen Anmaßer, mit welchem er nichts gemein habe. „Zum Wenigsten," erwiederte Petrus Raban, Bischof von Pons, der an der Spitze der Gesandtschaft stand, „hat unser Herr (er bezeichnete Benedict) sich nie der Simonie schuldig gemacht." Da nun dies der bitterste Vorwurf war, der Bonifacius den Neunten treffen konnte, so gerieth er darüber in einen so heftigen Zorn, daß er, vom Schlage gerührt, schon am folgenden Tage (1. October 1404) seinen Geist aufgab.

Was durch diesen unerwarteten Todesfall für die Wiederherstellung des Kirchenfriedens gewonnen war, ging durch den Eigennutz der römischen Cardinäle wieder verloren. Vielleicht, daß ihre Verhältnisse zu den Römern ihnen keine andere Wahl ließen, als den heil.

Stuhl

Stuhl ohne Zeitverlust wieder zu besetzen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: nach sehr kurzer Zeit hatte Bonifacius in dem Cardinal-Priester des heiligen Kreuzes zu Jerusalem, Cosmas Megliovati, einen Nachfolger erhalten. Der Gewählte mußte sich der Bedingung unterwerfen, daß er seine Würde niederlegen wolle, wenn die Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit der Kirche ein solches Opfer heische; hierbei aber war alles nur zum Schein, da die Beurtheilung der Nothwendigkeit dieses Opfers dem Pabste selbst anheim gestellt, das Opfer also von seinem freien Entschlusse abhängig gemacht war. Bald zeigte sich, daß der neue Pabst — er hieß Innocenz der Siebente — über diesen Punkt nicht anders dachte, als seine Vorgänger. Das einzige Mittel zur Hebung des Schisma schien ihm ein Concilium im Lateran zu seyn; zum Wenigsten war von einem solchen nichts zu fürchten. Doch ehe sich dazu in den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, welche er zu diesem Endzweck nach Rom entbot, irgend ein Entschluß entwickeln konnte, sah er sich selbst aus der Hauptstadt des Kirchenstaates vertrieben. Die Ursache dieser Vertreibung war wiederum die Unfähigkeit der Römer, mit einem Pabste zu irgend einem Frieden zu gelangen, in welchem sie ausdauern konnten. Dies Mal war eine Uebereilung des päbstlichen Nepoten Schuld an einem allgemeinen Aufstande der Römer, welcher Innocenz dem Siebenten keine andere Wahl ließ, als sich mit seinen Cardinälen nach Viterbo zu begeben. Hier verweilte er beinah zwei Jahre, und darüber wurde die Idee eines lateranischen Conci-

liums zu einem bloßen Traum. Als die Aussöhnung mit den Römern erfolgt war, traten Neckereien mit Benedict dem Dreizehnten ein. Dieser Gegenpabst begab sich nach Genua, von wo aus er seinen Nebenbuhler um sicheres Geleit für Abgeordnete ersuchen ließ, die wegen eines zu treffenden Vergleiches mit ihm unterhandeln sollten. Innocenz, jetzt wieder sicher, schlug dieses sichere Geleit mit der Bemerkung ab: er zweifle, ob ein rechtmäßiger Pabst sich mit gutem Gewissen in einen Tractat einlassen könne, der von einem Gegenpabst und Usurpator gesucht werde. Von jetzt an verklagten sich Beide vor dem Richterstuhl des christlichen Europa: Benedict stellte Innocenz den Siebenten als einen Mann dar, der, uneingedenk des bei seiner Wahl abgelegten Eides, die Fortdauer der Spaltung wünsche; dieser beschuldigte jenen der Falschheit und Arglist, und sagte von ihm, daß er die ganze Unterhandlung nur angefangen habe, die Welt zu täuschen. Eine in Genua ausbrechende Pest trieb den scheinbar friedseligen Pabst nach der Provence zurück. Innocenz bekam neue Händel mit dem Könige von Neapel Ladislaus, und zog dabei nicht den Kürzeren. Benedict hatte den französischen Stolz durch seine, wenn gleich nur scheinbare, Nachgiebigkeit beleidigt; und, indem die Universität zu Toulouse sich zuerst wider eine Cession erklärte, mit der man bis dahin vollkommen zufrieden gewesen war, entwickelte sich in einer fortdauernden Bearbeitung desselben Gegenstandes in Frankreich zuerst die Idee eines allgemeinen Conciliums zur Umbildung der Kirche in Haupt und Gliedern. Karl der Sechste sah sich aufgefordert, ein

solches Concilium zu veranstalten, und somit war der erste Antrieb zu einer Umwälzung gegeben, durch welche man sich von einem vorhandenen Uebel befreien wollte, ohne daß man irgend eine von den Folgen ahnete, welche daraus entstehen mußten. Wir werden sogleich sehen, welchen Eindruck die angekündigte Umbildung der Kirche in Haupt und Gliedern auf die Zeitgenossen machte.

Ehe das aufsteigende Gewitter sich entwickeln konnte, starb Innocenz der Siebente. Sein Nachfolger, Gregor der Zwölfte, glaubte es dadurch zu beschwören, daß er die Verbindlichkeit übernahm, sich mit seinem Nebenbuhler zu vergleichen. Als ein Mann, der hoch in den Siebzigen stand, würde er Wort gehalten haben, wenn seine Nepoten ihm nicht ins Ohr geraunt hätten, daß es besser sei, zur Hälfte Pabst zu bleiben, als gar nicht. Inzwischen konnte Gregor nicht umhin, Benedict den Dreizehnten von seiner Erhebung und von seinem Eide zu benachrichtigen. Dieser, seiner alten Politik getreu, that, als ob ihm nichts erfreulicher sei, als Zusammenkunft und Einigung. Savona wurde von ihm in Vorschlag gebracht, als der bequemste Ort zu einer Unterredung. Kaum nun waren die Sachen so weit gediehen, als Gregor bereuete. Er widerstand den Mahnungen seiner Cardinäle, und zögerte noch immer, als Benedict bereits auf der genuesischen Küste angelangt war. Neue Unruhen, welche in Rom ausbrachen, hatten allein die Kraft, ihn erst nach Viterbo, und von da nach Siena zu versetzen. Je näher indeß die beiden Päbste an einander gebracht wurden, desto mehr fürchteten sie sich,

gleich zwei Gauklern, von welchen jeder übertroffen zu werden ahnet. Gregor wollte lieber in seine frühere Lage zurücktreten, als es auf einen Kampf ankommen lassen. Da dies unmöglich war, so droheten seine Cardinäle, ihn zu verlassen, wofern er sich nicht nach Savona begäbe. Die Lage des Pabstes wurde unter diesen Umständen immer bedenklicher. Vor seiner Erwählung hatte er versprochen, nicht eher neue Cardinäle ernennen zu wollen, als bis ein Vergleich geschlossen sey. Jetzt, durch die Erklärung seiner ersten Rathgeber gedrängt, ernannte er für den Nothfall, den er kommen sah, vier Cardinäle, ehe irgend ein Schritt zur Einigung mit Benedict geschehen war. Die alten Cardinäle wollten bei der Promotion nicht zugegen seyn, um sich nicht eines Eidbruchs schuldig zu machen. Zerfallen mit dem Pabste, dachten sie nur auf Mittel, sich von ihm zu trennen. Gregor seinerseits verbot ihnen, bei Strafe des Verlustes ihrer Würde, ohne seine Erlaubniß von Lucca (wo er sich gerade aufhielt) abzureisen. Wie hätte ein solcher Befehl jetzt noch geachtet werden können! Der Cardinal Aegidius, ein Mann von unbescholtenem Charakter, machte den Anfang. Ihm folgten die übrigen Cardinäle (die neu ernannten ausgenommen) nach Pisa; und zerrissen war das Band, woran die Autorität des Pabstes hing.

Angelangt zu Pisa, rechtfertigten die Cardinäle ihr Verfahren durch ein Manifest, welches sie nach allen Gegenden hin verbreiteten. Sie appellirten zugleich von Gregorius, dem Statthalter Christus, an Christi selbst und an ein allgemeines Concilium, von welchem sie ein-

gestanden, daß es die Handlungen der Päbste billigen oder verwerfen könne. In dem Schreiben, womit sie jenes Manifest und diese Appellation begleiteten, machten sie kein Geheimniß daraus, daß beide Päbste gleich abgeneigt gegen einen Vergleich wären, täglich neue Ausflüchte ersönnen, um die Welt zu täuschen, und dem einzigen Mittel, wodurch die Kirche aus ihrer unglücklichen Lage gebracht werden könne, neue Hindernisse in den Weg legten. Dabei ermahnten sie, die weltlichen Fürsten sowohl als die Prälaten der Kirche, sich dem Gehorsame Gregors und Benedicts mit gleicher Entschlossenheit zu entziehen und bis zum Zusammentritt des allgemeinen Conciliums gegen die Bullen und Verordnungen zu protestiren, welche von dem einen oder dem andern ausgehen könnten.

Es giebt Lagen, worin selbst dem ärgsten Schlaukopfe nichts anderes übrig bleibt, als aufrichtig und ehrlich zu seyn. In einer solchen Lage befanden sich jetzt die abtrünnigen Cardinäle. Der Schritt, den sie gethan hatten, war allzu gefährlich, als daß es nicht einer Rechtfertigung desselben bedurft hätte; man rechtfertigt aber nie durch neue Lügen. Unstreitig glaubten die Verwegenen, daß sie das Heft in den Händen behalten würden, auch wenn sie den Laienstand zu Hülfe riefen. Hierin konnten sie sich indeß leicht verrechnet haben; denn, da alles, was seit einem Jahrhundert mit dem Pabstthum vorgegangen war, von dem Bedürfniß der Gesellschaft ein besseres Gesetz zu haben herrührte: so war nichts wahrscheinlicher, als daß, nach und nach, der Staat sich in die Kirche drängen, und diese von Grund

aus verändern würde. Die beiden aufgegebenen Päbste thaten inzwischen das Ihrige, die Verwirrung zu vermehren. Benedict, der sich in Frankreich nicht länger sicher glaubte, ging nach Perpignan, wohin er ein Concilium ausschrieb; Gregor, ein geborner Venetianer, ging, von Karl Malatesta eingeladen, von Lucca nach Rimini, und wählte daselbst Udine, eine in dem Kirchsprengel von Aquileja gelegene Stadt, zum Versammlungsort eines Conciliums. Also drei Concilien zur Aufhebung des Schisma! In Wahrheit, das beste Mittel, den Schaden unheilbar zu machen! Das meiste Vertrauen fanden die zu Pisa versammelten Cardinäle schon deshalb, weil sie die Opposition bildeten. Ursprünglich sieben an der Zahl, sahen sie sich bald durch die Cardinäle Benedicts des Dreizehnten verstärkt, welche gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Betrachtet man die Päbste als Monarchen, und die Cardinäle als Minister: so hatte die europäische Welt im Jahre 1409 das seltsame Schauspiel, daß Diener ihre Gebieter vor die Schranken forderten, um über sie zu richten. Was in der gegenwärtigen Zeit unmöglich seyn würde, das hatte zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts seinen Grund in der Ueberlegenheit der Aristokratie über die Monarchie: einer Ueberlegenheit, welche in der Kirche nicht geringer war, als in dem Staate; so schlecht waren in jenen Zeiten die Wirkungskreise gezogen, so locker waren alle gesellschaftlichen Verhältnisse durch unbestimmte Gesetze und wankende Institutionen!

Das Concilium zu Pisa wurde am 25. März 1409 in der Kathedral-Kirche dieser Stadt eröffnet. Anfangs

eben nicht zahlreich, gewann es nach und nach einen Glanz, auf welchen Wenige gerechnet hatten. Nach den ersten Sitzungen waren nicht weniger, als 22 Cardinäle, 180 Erzbischöfe und Bischöfe, 300 Aebte, 282 Doctoren der Gottesgelahrtheit, die drei lateinischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, und die Gesandten der Könige von Frankreich, England, Sicilien und sehr vieler anderen Fürsten gegenwärtig. Eine feierliche Messe, von einem der ältesten Cardinäle gehalten, diente als Weihe, und unmittelbar darauf entwikkelte einer von den angesehensten Doctoren der Theologie den Gegenstand der Berathschlagung in einer Rede, worin er die Zerrüttung der Kirche, und die Mittel, diesem trostlosen Zustande abzuhelfen, mit Beredsamkeit schilderte. Die Größe der Versammlung und die mit ihr unauflöslich verbundene Verschiedenheit der Ansichten, war das stärkste Hinderniß, sofern es darauf ankam, ein befriedigendes Ergebniß zu gewinnen; außerdem aber saßen hier Männer zu Gericht, die in der Sache, worüber geurtheilt werden sollte, nur allzu sehr befangen waren. Da die Aufhebung des Schisma der Hauptgegenstand war, dieser aber gewisse Proceduren vorangehen mußten: so begaben sich in der nächsten Sitzung zwei Cardinäle, begleitet von einem Erzbischof, einem Bischof und einem Advocaten des Conciliums, auf Befehl der Versammlung, an die Kirchthür, und forderten daselbst mit lauter Stimme Peter von Luna und Angelius Corarius (die Päbste Benedict und Gregor) auf, sich vor dem Concilium zu stellen. Zu gleicher Zeit erging dieselbe Mahnung an die bei beiden Päbsten zu-

rückgebliebenen Cardinäle. Sobald nun über den Erfolg dieser formellen Ladung Bericht erstattet war, wurde beschlossen, daß das Concilium wider die Prätendenten der päbstlichen Würde und wider die ihnen anhangenden Cardinäle als wider Solche verfahren solle, die sich hartnäckig weigerten, auf die an sie ergangene Vorforderung zu erscheinen. So geschah es wirklich einige Tage darauf, indem das Urtheil des Conciliums erst laut verlesen und dann von dem Cardinal von Poitiers und von dem Bischofe von Palestrina an die Kirchthür angeschlagen wurde. Gesandte des Königs der Deutschen Rupert, welche wenig Tage darauf erschienen, warfen die Frage auf: ob Cardinäle dem Pabste den Gehorsam aufkündigen, ein allgemeines Concilium veranstalten und den Pabst vor dasselbe fordern könnten? Die Frage beantwortete das Concilium nach der Entfernung der Gesandten — denn diese hatten nicht den Auftrag, dem Concilium beizuwohnen — dahin: daß das Concilium der Cardinäle in der bedenklichen Lage, worin die Kirche sich gegenwärtig befinde, allerdings das Recht hätte, ein allgemeines Concilium zusammen zu berufen; daß ein allgemeines Concilium die allgemeine Kirche selbst sei, und folglich ein gültiges Urtheil abfassen könne; daß die Zahl der versammelten Prälaten hinreiche, ein allgemeines Concilium zu bilden, und daß die beiden Prätendenten hinlänglich wären vorgefordert worden. Hierdurch war ein Grundsatz ausgesprochen, der das ganze Kirchenthum in seinen Grundlagen zu erschüttern drohete: ein Grundsatz, welcher mit dem der Volks-Suveränetät gegenwärtiger Zeit die auffallendste Aehnlichkeit

hatte, und die Unumschränktheit des Oberhaupts der Kirche geradesweges vernichtete. Nur eine förmliche Absetzung konnte die letzte Wirkung desselben seyn.

Der Antrag dazu wurde in der nächsten Sitzung — es war die siebente — von dem Advocaten des Conciliums gemacht, der, nach einem Bericht von dem ersten Ursprung der Spaltung bis auf den damaligen Tag, die Versammlung ersuchte, beide Prätendenten wegen gleicher Schuld abzusetzen, ihren Anhängern aber alle Aemter und Pfründen zu nehmen. Der Advocat des Conciliums wurde von dem Bischof von Salisbury, Robert Alan, unterstützt, der in einer feurigen Rede die Väter des Conciliums zur Vollendung des großen und nothwendigen Werkes — so nannte er die Absetzung der beiden angeklagten Päbste — ermahnte. Das Concilium nahm immer mehr die Gestalt eines Gerichtshofes an, der einen Gegenstand der Kirchenrechte — und welchen! — wie eine gemeine Streitsache behandelte. Es wurden Zeugen vernommen, um die von dem Advocaten des Conciliums wider beide Competenten angeführten Thatsachen zu beglaubigen; und da die Unwidersprechlichkeit dieser Thatsachen geachtet werden mußte, so drang der Advocat des Conciliums auf die Abfassung eines Endurtheils, die, wie er meinte, nicht länger versagt werden dürfe. Die Berechtigung dazu wurde von einem französischen Doctor der Gottesgelahrtheit, Namens Peter Plaon, noch einmal erwiesen durch die Superiorität der Kirche oder eines allgemeinen Conciliums über dem Pabst; und so erfolgte denn in der funfzehnten Sitzung (5. Juni 1409) die Absetzung der beiden neben-

buhlenden Päbste durch ein Endurtheil, welches der Patriarch von Alexandrien, unter dem Beistande der beiden Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, vorlas.

Es läßt sich behaupten, daß das, was hierdurch geschah, nothwendig geworden war: die Einheit der Kirche konnte schwerlich durch irgend ein anderes Mittel wieder hergestellt werden, als durch die Absetzung zweier Päbste, von welchen jeder mit gleichem Eigensinne seine Rechtmäßigkeit geltend machte, um sich auf seinem Standpunkte zu behaupten. Indeß war dadurch immer sehr wenig geleistet; denn erstlich fehlte es an den Mitteln, die Abgesetzten zur Entsagung zu bewegen, und, zweitens, wenn sie nicht zu resigniren entschlossen waren, war das Uebel sogar vermehrt, sofern zu den zwei Nebenbuhlern ein Dritter hinzukam, der, für wie rechtmäßig er sich auch halten mochte, wiederum nicht die Mittel hatte, seine Bestimmung als Repräsentant der kirchlichen Einheit zu erfüllen. Was mehrere einsichtsvolle Männer vorher gesehen hatten, erfolgte wirklich nach der Wahl A l e x a n d e r s d e s F ü n f t e n, bisherigen Erzbischofs von Mailand. Ehe das Concilium zu dieser Wahl schritt, nahm es, auf den Vorschlag des Erzbischofs von Pisa, als Bedingung derselben an: „daß der zu Erwählende das Concilium nicht aufheben und die Väter desselben nicht eher aus einander gehen lassen sollte, als bis eine a l l g e m e i n e K i r c h e n v e r b e s s e r u n g i n H a u p t u n d G l i e d e r n v o r g e n o m m e n w ä r e."

Man sieht, daß unter den versammelten Vätern

Männer waren, welche die Begebenheiten seit der Rückkehr der Päbste von Avignon nach Rom nicht als etwas betrachteten, das nur von der Persönlichkeit der Päbste herrührte; und diese ihre Ansicht gereicht ihnen ganz unstreitig zur Ehre. Was aber konnten eben diese Männer bei einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern denken, vorausgesetzt, daß sie die Natur ihrer Wirksamkeit begriffen hatten? Diese Frage verdient noch gegenwärtig beantwortet zu werden; und eine Aufhellung derselben ist um so nothwendiger, je furchtbarer die Ereignisse in der Folge, vorzüglich aber im sechzehnten Jahrhundert, wurden.

Das Wesen der römisch-katholischen Kirche war abgeschlossen: 1) in der besonderen Beschaffenheit ihrer Lehren, welche ihren Charakter im Uebernatürlichen hatten; 2) in der Hierarchie, welche sie von dem Augenblicke an bildete, wo aus den römischen Bischöfen nicht bloß unabhängige Fürsten, sondern sogar europäische Universal-Monarchen geworden waren. Lehre und Hierarchie nun waren für einander da; denn, wäre die erste so einfach und so begreiflich geblieben, wie sie es in ihrem Ursprunge war: so würde kein Grund vorhanden gewesen seyn, sie durch eine sorgfältig abgestufte Autorität zu beschützen, welche sich von dem Oberhaupte der Kirche durch allerlei Mittelstufen bis auf den dienenden Priester hinzog, um diesem die volle Gewalt eines Despoten zu geben. Große, zu allen Zeiten empfundene Gebrechen waren von einer solchen Ordnung der Dinge freilich unzertrennlich; und es läßt sich seit dem neunten Jahrhundert (wo bekanntlich das kirchliche

System sich zuerst vollständiger ausbildete) kein Zeitraum angeben, in welchem nicht über den Verfall der Kirche geklagt worden wäre. Untersucht man aber, was es mit diesen, immer von der Geistlichkeit selbst herrührenden, Klagen auf sich hatte: so muß man sogleich eingestehen, daß darin sehr viel Mißverstand war. Denn da man weder die Lehre noch die Hierarchie anklagen wollte, so konnte, streng genommen, auch gar nicht von einem Verfall der Kirche die Rede seyn, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil der Lehre nichts an Uebernatürlichkeit, der Hierarchie nichts an Autorität abging, und folglich die Kirche gerade in dem Zustande war, den jene und diese mit sich brachte. Es fehlte unstreitig sehr viel daran, daß die Gesellschaft sich dabei wohl befunden hätte; allein, was ging das Wohl der Gesellschaft eine Kirche an, die keine andere Aufgabe lösen wollte, als alle gesellschaftlichen Verhältnisse nach ihrem privativen Vortheile zu bestimmen! Man könnte zwar sagen, eine dunkle Ahnung von der Nothwendigkeit eines besseren Kirchenthums habe zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Mißvergnügten bewogen, auf eine Verbesserung zu dringen; und da das sittliche Ideal im Menschen nie ganz ausstirbt, so würde man zuletzt auf dieses zurückkommen müssen, um die Erscheinung in ihrer Totalität zu erklären. Gegen diese Voraussetzung aber streitet der Ausdruck: „Vebesserung in Haupt und Gliedern.“ Was zunächst dabei auffällt, ist, daß der Lehre gar nicht Erwähnung geschieht. Diese sollte also bleiben, wie sie bisher gewesen war. Auch die Hierarchie sollte unverändert bleiben, und nur in dem Ver-

hältniß des Hauptes zu den Gliedern Abänderungen Statt finden, und zwar unstreitig nur solche, die zum Vortheile der letzteren wären. Dies nun sagt nichts mehr und nichts weniger, als daß die kirchliche Beamtenwelt unzufrieden war mit der Behandlung, welche sie von ihrem Chef erfuhr. Die Unumschränktheit des letztern sollte vermindert werden, damit jedes Mitglied der Hierarchie in seinem Wirkungskreise das Maaß von Freiheit behielte, welches Amt und Titel mit sich brächten. Zuletzt kam alles darauf an, daß Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ihren Geldbeutel in ihrer Gewalt behielten, d. h. nicht länger genöthigt würden, die zu weit getriebenen Forderungen des Pabstes zu befriedigen. Diese Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte wollten also zu dem Pabste in dasselbe Verhältniß treten, worin die sogenannten weltlichen Stände zu dem Landesherrn standen; und alles, was sie bezweckten, war — vermehrte Einnahme. Die Kirche waren sie selbst, und zwar ganz allein; und wenn von Verfall der Kirche die Rede war, so wollte man durch diesen Ausdruck nichts weiter sagen, als: — „die kirchliche Beamtenwelt befindet sich nicht so wohl, wie sie gern möchte.“ Es fiel zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts noch keinem von diesen Priestern ein, daß die, welche sie ihre Schafe nannten, jemals auf den Gedanken gerathen könnten, eine eigene Meinung von Gott und göttlichen Dingen behaupten zu wollen.

Alexander der Fünfte bestätigte alle Schlüsse des pisanischen Conciliums; und nachdem seine Krönung erfolgt war, wurde in der letzten Sitzung eben dieses

Conciliums festgesetzt, daß nach Verlauf von drei Jahren, und zwar im April 1412, ein anderes allgemeines Concilium an dem Orte gehalten werden sollte, den man ein Jahr zuvor bezeichnen würde; in diesem sollte, so drückte man sich darüber aus, das glücklich angefangene Werk der Reformation an Haupt und Gliedern vollendet werden. Die Erzbischöfe und Bischöfe kehrten also in ihre Sprengel, die Aebte in ihre Klöster zurück. Alexander, von den sämmtlichen Cardinälen begleitet, begab sich nach Pistoja, und seine Absicht war, von da nach Rom zu gehen, wohin er von den Römern selbst eingeladen war; allein geschreckt von der Rolle, welche der König Ladislaus in Neapel spielte, zog er, auf Zureden des Cardinals Cossa, der sein Vertrauen besaß, eine Niederlassung in Bologna vor. Hier erkrankte er; und als ein Greis, der ein Alter von 71 Jahren zurückgelegt hatte, starb er den 4. Mai 1410 nach einer thatenlosen Regierung von etwas mehr als zehn Monaten. Seine beiden Competenten überlebten ihn also.

Von diesen hatte sich Gregor nicht wenig Mühe gegeben, ein Concilium zu Stande zu bringen; da aber die Venetianer nicht auf seiner Seite waren, so hatte ihm weder die Gunst des Königs der Deutschen, Rupert, noch die des Königs von Neapel das Mindeste gefruchtet; ja, für seine Sicherheit besorgt, hatte er sich auf den Galeeren des letzteren Königs heimlich nach Neapel geflüchtet, um daselbst den Ueberrest seines vorgerückten Lebens ungestört hinbringen zu können. Benedict war inzwischen in Perpignan geblieben, wo er, von Aragon, Castilien, Schottland, und den Grafen von Armagnac als der

rechtmäßige Pabst anerkannt, seiner förmlichen Absetzung zum Trotz, bis zum Jahre 1424 seine Rolle spielte.

König Rupert starb bald nach Alexander dem Fünften; und da in Deutschland die Parthei der Luxemburger die Oberhand gewann, so wurde Sigismund, König von Ungarn und Kurfürst von Brandenburg, von den Kurfürsten auf den Königsthron erhoben *). Er war ein Bruder Wenzels, der um diese Zeit noch lebte, aber so gut wie vergessen war. In den Verhältnissen lag, daß Sigismund sich nicht für den Schützling seines Vorgängers erklären konnte, wiewohl er alle Ursache haben mochte, die Meinung der geistlichen Kurfürsten zu achten. Die zu Bologna versammelten Cardinäle wählten inzwischen den Vertrauten Alexanders, Cardinal Cossa, zu seinem Nachfolger, nicht etwa seiner sittlichen Eigenschaften wegen, sondern weil er sich auf dem Concilium zu Pisa durch seinen Oppositionsgeist ausgezeichnet hatte, und folglich sehr geeignet schien, ihr Verfahren rechtfertigen und das angefangene Werk der Kirchen-Reformation zu Stande bringen zu helfen. Was in dieser Voraussetzung fehlerhaft war, das wurde durch den Lauf der Begebenheiten verbessert.

Cossa nahm nach seiner Erhebung die Benennung Johann der Drei und zwanzigste an. Sich

---

*) Ehe dies geschah, gelangte sein Vetter Jodoc von Mähren zu der Ehre, König der Deutschen zu werden; da er aber unmittelbar darauf starb, so haben wir in diesem Zusammenhange seiner gar nicht erwähnt.

überall in Gunst zu setzen, widerrief er alle von dem einen oder dem andern Nebenpabste auferlegten Strafen, nicht ohne ihre Dekrete für null und nichtig zu erklären und die Verordnungen Alexanders des Fünften und des Conciliums zu Pisa zu bestätigen. Dies würde nicht ohne Erfolg geblieben seyn, wenn er sich nicht zugleich genöthigt gesehen hätte, die Geldhülfe der christlichen Königreiche in Anspruch zu nehmen. Bei den Franzosen die meiste Bereitwilligkeit voraussetzend, weil er in dem Streite des Königs Ladislaus mit dem Herzoge Ludwig von Anjou auf die Seite des letztern getreten war, verlangte er den Zehend von allen geistlichen Pfründen, die Einkünfte aller erledigten Kirchen und die Verlassenschaft der verstorbenen Geistlichkeit; und zwar eben so sehr nach kanonischem, als nach bürgerlichem Rechte. Diese Forderung nun war es, was die Franzosen beleidigte. Die Universität zu Paris machte mit dem Parlemente dieser Hauptstadt gemeinschaftliche Sache zur Zurechtweisung des Pabstes, der sich zuletzt gefallen lassen mußte, das als eine Unterstützung aus freiwilliger Bewegung (donum charitativum) anzunehmen, was er unter den unbedingtesten Rechtstiteln verlangt hatte. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß die Gesellschaft die Begebenheiten ganz anders nahm, als die ersten Kirchenbeamten sie genommen wissen wollten.

An den Herzog von Anjou hatte sich Johann der Drei und zwanzigste nur angeschlossen, um auf eine eben so sichere als glänzende Weise nach Rom zu kommen. Dies gelang ihm zwar für den Augenblick; als aber die Sachen in Campanien durch den Eigennutz

der

der Condottieri im Solde Ludwigs eine so unerwartete Wendung nahmen, daß dieser französiche Prinz, obgleich Sieger, sein Unternehmen aufgab und nach Frankreich zurückkehrte, da traten sogleich neue Verlegenheiten für den Pabst ein. Unfähig, die Forderungen der Lohntruppen zu befriedigen, mußte er dieselben entlassen und seine Zuflucht zu den sogenannten geistlichen Waffen nehmen. Er that also den König von Neapel in den Bann; und da ihm dies nicht genug schien, so forderte er alle christlichen Völker zu einem Kreuzzuge wider ihn auf. Der Bann war einer der fürchterlichsten, die jemals ausgesprochen worden sind. Denn allen Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen wurde in demselben bei Strafe des Bannes befohlen, jeden Sonn- und Festtag den König Ladislaus als einen des Meineids und der Gotteslästerung Schuldigen, als einen zurückgefallenen Ketzer, als einen Beförderer des Schisma und als einen des Hochverraths wider die Kirche und den Statthalter Gottes auf Erden theilhaftigen Fürsten unter dem Geläute der Glocken und bei brennenden Fackeln mit dem Fluch zu belegen; alle Anhänger des Königs wurden gleichfalls in den Bann gethan, und diese Strafe erstreckte sich sogar bis auf Die, welche sich unterstehen würden, den Leichnam des Königs Ladislaus zu beerdigen. Dabei munterte der Pabst alle Christen auf, sich mit dem Kreuze bezeichnen zu lassen, um an diesem heil. Kriege Theil zu nehmen, und versprach Denen, die ihm Beistand leisten würden, nicht nur vollen Ablaß, sondern auch den Himmel als Belohnung.

Es war dahin gekommen, daß man solche Bullen

anstößig fand; allein es war noch nicht dahin gekommen, daß ein Fürst, wie der König von Neapel, sie hätte verachten dürfen. Für sein Leben besorgt, das jedem Meuchelmörder Preis gegeben war, wollte Ladislaus lieber Fr·den schließen, als den Bannfluch fürchten. Zu diesem Endzweck rückte er an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Rom vor; und nachdem er jetzt auf seine Weise den Pabst in Furcht gesetzt hatte, ließ er ihm Friedensanträge machen. Mit Freuden ging Johann der Dreiundzwanzigste darauf ein. Der König opferte seinen Schützling Gregor; der Pabst gab die Rechtmäßigkeit Ludwigs von Anjou, die er bisher behauptet hatte, auf, nahm seinen Bannfluch zurück, und widerrief die Bulle, die den Kreuzzug betraf. Das Betragen des Einen wie des Andern fand lauten Tadel; denn mehr, als jemals, leuchtete den Leuten ein, daß alles, was man zu Rom Religion nannte, nur ein Deckmantel für die eingennützigste Politik sei, die es geben könne. Es entwickelte sich sogar der erste Unterschied zwischen Christenthum und christlichem Kirchenthum. Denn als die Bulle des Pabstes zu Prag bekannt wurde, predigte Johann Huß öffentlich dagegen: er nannte es schändlich, Denen, die Christenblut vergießen würden, Vergebung der Sünden und das Himmelreich zu versprechen. Zwar wurde er dafür in den Bann gethan; doch so groß war bereits die Zahl seiner Freunde, daß Niemand Hand an ihn legen wollte, und daß er sich unverhindert von Prag nach Hussinetz, seinem Geburtsort, zurückziehen konnte.

Aus dem Concilium, welches Johann nach Rom

ausschrieb, wurde nichts, weil seine Autorität nicht groß genug war, die Prälaten entfernter Reiche zu einer so weiten Reise zu bestimmen. Das Einzige, was dieser Pabst zu Stande brachte, war die Verbrennung der Schriften Wicklefs, als ketzerischer Werke, die von dem wahren Glauben entfernten; womit denn, wie sich ganz von selbst versteht, der Bann für alle Diejenigen verbunden war, welche diese Schriften in einer anderen Absicht lesen würden, als dieselben zu widerlegen. Unstreitig ahnete er nicht, wie sehr er hierin seine Schwäche zur Schau trug. Es ist nie ein böses Zeichen, wenn die Macht des bloßen Gedankens gefürchtet wird; denn diese Furcht bahnt der Wahrheit den Weg, und je tyrannischer jene zu Werke geht, desto breiter wird die Straße, auf welcher die Gegenkraft ihren Triumph aufführt. Eine bedeutende Umwälzung war vor der Thür.

Politik, die dem Sittengesetz entsagt, wird nie Vertrauen einflößen. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Ladislaus in seinem Verhältniß zu dem Pabste nur auf eine günstige Gelegenheit harrete, sich für immer in Achtung zu setzen. Kaum nun hatte Johann den letzten Ueberrest seiner Lohntruppen entlassen, als Ladislaus sein Heer an den Gränzen des Kirchenstaats eilig zusammenzog, Rom in der Nacht vom 7. bis 8. Juni 1413 überfiel, und diese große Stadt beinahe ohne Schwertstreich eroberte. Nur der Pabst und seine Cardinäle wurden nicht überrascht. Die Absichten des Königs von Neapel errathend, hatten sie die Flucht ergriffen und sich nach Viterbo begeben, von wo sie, als die

Gefahr wuchs, ihre Reise nach Siena und Florenz fortsetzten. Die Geschichtschreiber dieser Zeiten erheben sich bis zum Tragischen in den Schilderungen, die sie von dem grausamen Verfahren des Königs Ladislaus machen; doch läuft zuletzt alles darauf hinaus, daß die Engelsburg erstürmt und Kirchen zu Ställen benutzt wurden; denn daß die zurückgebliebenen Prälaten beim Feinde nicht die gewohnte Achtung fanden, ist nicht in Anschlag zu bringen. Welchen Gedanken Ladislaus bei diesem Unternehmen verfolgte, läßt sich nicht wohl bestimmen; die Eroberung der ganzen italiänischen Halbinsel, welche seine Feinde ihm unterlegten, würde, wenn sie wirklich von ihm beabsichtigt worden wäre, ihn als einen Abenteurer — vielleicht sogar in einem noch unvortheilhafteren Lichte — darstellen. Indeß war der erste Schritt gethan, und die nächste Wirkung desselben war die Eroberung des ganzen Kirchenstaats, bis auf wenige Plätze, welche Widerstand zu leisten droheten. Je weiter Ladislaus vorrückte, desto unheimlicher ward dem Pabste zu Muthe. Er verließ Florenz, um sich nach Bologna zu begeben. Von hier aus meldete er allen christlichen Fürsten die grausame Verfolgung, die er von dem König Ladislaus zu erdulden habe, und bat um ihren Schutz und Beistand wider einen Feind, den keine Gunst besänftigen, kein Vertrag verpflichten, keine Religion in Furcht halten könne.

Es war also aufs Neue der Fall eingetreten, daß der europäische Universal-Monarch, aus seinem Wohnsitz vertrieben, die Hülfe auswärtiger Fürsten anrufen mußte, um nur einigermaßen in Ehren zu bleiben. Allein wie

sehr hatte sich seit dem elften und zwölften Jahrhundert alles verändert! Die Gesinnung war nicht mehr dieselbe, weil der Gesichtskreis sich erweitert hatte. Johann der Dreiundzwanzigste selbst sah kein anderes Mittel ab, die Fürsten für sich zu gewinnen, als — daß er das Verderben der Kirche eingestand und zur Bildung jenes allgemeinen Conciliums aufforderte, das zu Pisa verheißen war. So sehr fühlte er das Mißliche in seiner Lage, daß er dem König Sigismund die Wahl des Ortes überließ, an welchem das Concilium sich versammeln sollte, schwerlich bedenkend, wie viel Gefahr für den Vortheil der Päbste daraus entstehen mußte, daß die ganze Laienwelt sich in das Kirchenthum eindrängte, um dasselbe zu *ihrem* Vortheile zu ordnen. Von jetzt an mußte die Priesterherrschaft sich gefallen lassen, einen Antrieb zu empfangen, den bisher gegeben zu haben ihr größter Stolz war.

Die Gesandten, welche der Pabst an den König der Deutschen schickte, fanden gute Aufnahme; und da sie nicht um Geld oder um Truppen baten, so war Sigismund auf der Stelle bereit, die Wünsche des Pabstes zu erfüllen. Kostnitz wurde von ihm als der bequemste Ort zur Abhaltung des Conciliums bezeichnet, und den Anfang dieses europäischen Congresses setzte er auf den Tag *Aller Heiligen*, d. h. auf den 1. Nov. des Jahres 1414. Allerdings war kein bequemerer Ort zu finden; denn Kostnitz bildete den Mittelpunkt für alle die Völker, deren Stellvertreter dem Concilium beiwohnen sollten. Dennoch wandelte den Pabst eine Furcht an, als seine Gesandten ihn von der Anordnung des

Königs der Deutschen unterrichteten; denn außerdem, daß er wohl einsah, der König habe auf die Bequemlichkeit des Oberhaupts der Kirche dabei keine Rücksicht genommen, begriff er auf der Stelle, daß er zu Kostnitz ganz in der Gewalt Sigismunds seyn und sich die Beschlüsse des Conciliums ohne Widerrede werde gefallen lassen müssen. Die Reue kam indeß zu spät; und eine Unterredung, welche er noch vor Ablauf des Jahres 1413 mit dem Könige zu Piacenza hatte, veränderte die einmal festgestellte Anordnung nicht, weil die königlichen Ausschreiben bereits abgegangen waren. Der Pabst lud nun auch von seiner Seite alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe zu dem Concilium ein, auf welchem, wie er sich ausdrückte, die zu Pisa unterbliebene Kirchenverbesserung zu Stande gebracht werden sollte. Unstreitig dachte er dabei an nichts Anderes, als an die Wiederherstellung der Einheit; unstreitig schmeichelte er sich sogar mit der angenehmen Erwartung, daß man die Rechtmäßigkeit seiner Wahl gar nicht in Zweifel ziehen werde. Beides konnte indeß nur allzu leicht gegen seine Wünsche ausschlagen, da große Versammlungen in der Regel zu Ergebnissen leiten, auf welche Niemand gerechnet hat.

Johann fand während seines Aufenthaltes zu Mantua neue Veranlassung, den von ihm gethanen Schritt zu bereuen. Derselbe Ladislaus, der ihn gezwungen hatte, sich in die Arme des Königs der Deutschen zu werfen, erkrankte in seinem Hauptquartier zu Perugia in eben dem Augenblicke, wo er mit seinem Heere nach Bologna aufbrechen wollte; und diese Krank-

heit wurde bald so unheilbar befunden, daß die Rückkehr nach Neapel unvermeidlich war. Hier nun starb nach wenigen Monaten in einem Alter von 39 Jahren derselbe Fürst, der durch seine gute oder schlechte Politik das allgemeine Concilium zu Kostnitz herbeigeführt hatte.

Ehe wir uns in eine Beschreibung der Verhandlungen einlassen, welche das Concilium zu Kostnitz auszeichneten, wird es nicht ungehörig seyn, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um den Faden aufzufinden, an welchen sich seit dem letzten Jahrhundert die Begebenheiten reiheten.

In sich selbst nothwendig durch die Ehelosigkeit der Priesterklasse, war die Wählbarkeit des Oberhaupts der Kirche die schwache Seite — man könnte sogar sagen: der faule Fleck — der christlichen Theokratie. Es verstrich ein Zeitraum von wenigstens zwei Jahrhunderten, ehe dies gehörig aufgefaßt wurde; sobald es aber ins Klare gebracht war, hatte man auch das Mittel gefunden, Denjenigen, der, als Stellvertreter Gottes auf Erden, der unumschränkteste Monarch seyn wollte, zu dem beschränktesten zu machen. Um sich der Pabstwahlen zu bemächtigen, brauchte man ja nur den Eigennutz der Cardinäle in Anspruch zu nehmen; und dies war eben nicht schwer, wenn man sich zu Geldopfern entschließen konnte. Als dies einmal im Gange war, da konnte selbst eine so merkwürdige Erscheinung, wie die Versetzung des heil. Stuhls von Rom nach Avignon, nicht ausbleiben; und die Leichtigkeit, womit Philipp der Schöne dieselbe zu Stande brachte, beweiset

nur, daß, wenn alles gehörig vorbereitet ist, die Dinge sich ganz von selbst machen. Vergeblich hatten sich also die Päbste durch strenge Wahlgesetze gegen ein solches Ereigniß zu schützen gesucht; diese Gesetze unterlagen dem Drange der Umstände, und der Macht der Leidenschaften.

Nach Avignon versetzt, hatte der heil. Stuhl seine Bedeutung verloren; denn aus unabhängigen Universal-Monarchen waren die Päbste zu Creaturen der französischen Könige geworden, ohne irgend eine andere Bestimmung zu haben, als die ganze westeuropäische Welt dem französischen Reiche tributbar zu machen. Eine Institution, deren Wichtigkeit darauf beruhete, daß sie, auf altes Römerthum geimpft, wesentlich europäisch war, konnte nichts Großes mehr wirken, als alle ihre Elemente aus dem Umkreise des französischen Königreichs zusammengebracht werden mußten. Die Päbste zu Avignon empfanden dies sehr wohl; aber, gefangen, wie sie einmal waren, hatten sie das Recht verloren, ihre Bestimmung zu veredeln, und so war und blieb ihr Aufenthalt in Avignon die Hauptursache von dem Verfalle des Pabstthums. Anstatt zu leiten, mußten sie sich gefallen lassen, von den französischen Königen geleitet zu werden, bis ein günstiges Verhängniß die Kette zersprengte, an welcher sie siebzig Jahre hindurch gelegen hatten.

Man kann es also nicht tadeln, daß Urban der Fünfte und Gregor der Elfte Anstalten trafen, einen Boden zu verlassen, auf welchem die kirchliche Regierung, sofern sie eine allgemeine seyn wollte, noth-

wendig verkümmern mußte. Wie viel auch in der Rückkehr nach Rom gewagt seyn mochte: dieser Schritt war unvermeidlich, wofern das Pabstthum nicht gänzlich zu Grunde gehen sollte mit allen seinen durch Aberglauben und Gewohnheit geheiligten Ansprüchen. Sofern aber die Römer, nach Gregors des Elften Tode, die Wahl Urbans des Sechsten erzwangen, übten sie nur, was sie von den französischen Königen gelernt hatten; und wenn diese Wahl durch Urbans Mißbetragen gegen die französischen Cardinäle zu einem Schisma führte: so scheint doch die Schuld davon weniger auf den italiänischen Pabst, als auf die französischen Cardinäle zurückzufallen, die, von einer unzeitigen Empfindlichkeit geleitet, die umfassende Bestimmung der allgemeinen Kirche aus dem Auge verloren hatten. Sie zeigten sich bei dieser Gelegenheit als schlechte Minister, welche, um unbedeutender Kränkungen willen, das Königthum aufopfern, das von ihnen vertheidigt werden soll; und das Einzige, was sich zu ihrer Entschuldigung sagen läßt, ist, daß sie ihre Zeit unrichtig beurtheilten.

Gegenpäbste hatte es auch in früheren Zeiten gegeben; aber ihr Daseyn hatte nicht zu einem Schisma geführt. Warum nicht? Auf der Einen Seite waren die Päbste in ihren Forderungen an den Geldbeutel Derer, die sie ihre Unterthanen nannten, nicht so weit gegangen; auf der andern war die Geistesstarrheit dieser Unterthanen einer christ-väterlichen Regierung günstiger gewesen. Beides hatte in und mit den Kreuzzügen seine Endschaft erreicht. Ein höheres Maaß von Aufklärung war die natürliche Frucht dieser abenteuerlichen Unter-

nehmungen, und was der Geistesfreiheit noch gefehlt hatte, war durch den Aufenthalt der Päbste in Avignon gewonnen worden. Eine Erscheinung also, die im zwölften Jahrhundert ganz unschädlich gewesen war, hatte im funfzehnten aufgehört es zu seyn; und nur weil die Cardinäle Urbans des Sechsten dies nicht bedachten, konnten sie leichtsinnig genug seyn, eine von ihnen ausgegangene Wahl aufheben zu wollen. Da ihnen dies nicht gelang, so verstand sich, unter den einmal vorhandenen Umständen, das Uebrige von selbst; und der Spalt, der durch Clemens des Siebenten Wahl bewirkt war, konnte durch ein pisanisches Concilium, dem alle Rechtmäßigkeit abging, nur vergrößert werden. Von jetzt an machte Ein Schritt den andern nothwendig, und es lag weniger in den Personen, als in den Dingen, daß mit jedem Augenblick das Uebel ärger wurde.

Verfolgt man also die Schicksale des Pabstthums von Gregor dem Zehnten bis auf Johann den Dreiundzwanzigsten: so bemerkt man eine fortwährende Abnahme in der Autorität, welche frühere Päbste genossen hatten; und diese Abnahme war wesentlich das Werk der wachsenden Aufklärung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Coccejus Nerva.

Ich erneue das Andenken eines Mannes, welcher zu den ausgezeichnetsten Charakteren gehört, deren irgend eine Geschichte gedenkt; eines Mannes, dessen sittliche Größe seit beinahe neunzehn Jahrhunderten aus Vorurtheil und Partheigeist verkannt worden ist, und dessen freiwilliger Tod das Nachdenken aller Gefühlvollen wenigstens eben so sehr in Anspruch nimmt, wie der des Cato von Utika, den der Freiheitssinn allein preiswürdig findet.

Dieser Mann ist Coccejus Nerva, der Vertraute des Imperators Tiberius, in seiner Handlungsweise von seinen Zeitgenossen nicht begriffen, wenn gleich aus Instinct geachtet, und nach seinem höchst tragischen Tode nur allzu bald vergessen, theils weil dieser Tod im Gewühl der volkreichen Hauptstadt des unermeßlichen Römerreichs nicht gehörig gewürdigt wurde, theils weil selbst die Besonnenern unter den Römern in dem Freunde des Tiberius nur einen Feind des menschlichen Geschlechtes sahen, dessen Andenken nicht schnell genug erlöschen könne.

Der einzige Geschichtschreiber, der des Coccejus Nerva mit einiger Ausführlichkeit gedenkt, ist Tacitus im sechsten Buche der Annalen; und wer wäre unem-

pfindlich genug gegen die hohe Vortrefflichkeit dieses Schriftstellers, um nicht einzugestehen, daß selbst wenige Zeilen von ihm die entwickeltste Erzählung aufwiegen!

Hier ist von Wort zu Wort die Stelle, welche der nachfolgenden Abhandlung zum Grunde liegt.

„Nicht lange nach dem Hintritt der Agrippina faßte Coccejus Nerva, dieser ausdauernde Freund des Tiberius, dieser gründliche Kenner alles göttlichen und menschlichen Rechts, bei unversehrtem Glücksstande und ungeschwächter Körperkraft, den Entschluß, vom Leben zu scheiden. Als Tiberius dies erfuhr, besuchte er ihn mehr als Einmal: er fragte nach den Ursachen eines solchen Entschlusses; und auf die dringende Bitte, daß Coccejus Nerva ihn aufgeben möchte, folgte das Geständniß: es sei verletzend für sein Gewissen, verletzend für seinen Ruf, wenn der nächste unter seinen Freunden, ohne irgend einen Beweggrund zum Sterben, sich vom Leben trenne. Doch ohne auf eine Erörterung einzugehen, förderte Coccejus Nerva seinen Entschluß durch standhafte Enthaltung von Speise und Trank; die Vertrauten seiner Gedanken aber sagten, daß er, den Leiden des Gemeinwesens so nahe gestellt, während Leben und Ruf unversehrt geblieben, aus Unwillen und Furcht ein anständiges Ende gesucht habe."

Die ganze Regierung des Tiberius tritt in diesen wenigen Zeiten vor die Seele des Lesers, der, überrascht von dem unerwarteten Gespräch zwischen Tiberius und seinem Kanzler — denn dies war, nach heutiger Art zu reden, Coccejus Nerva — sich selbst fragt: wie jener

habe bitten, dieser so eigensinnig auf seinem Entschlusse beharren können.

Folgende Erläuterungen werden hoffentlich dazu beitragen, daß der Auftritt zwischen dem Imperator und seinem Kanzler, so wie der freiwillige Tod des letzteren, begreiflicher werden, als beide es bisher gewesen sind.

Die Monarchie hatte sich den Römern durch den Umfang glücklicher Eroberungen aufgedrungen; Bürgerkriege waren das Mittel zur allmähligen Einführung derselben gewesen. Allein was in der veränderten Regierungsform dem allgemeinen Besten entsprach, das wurde anhaltend als Nachtheil von derjenigen Classe empfunden, welche bis auf die Zeiten des Julius Cäsar und des Octavius Augustus das Vorrecht genossen hatte, eroberte Provinzen auszusaugen, um sich unermeßlich zu bereichern. Die römische Aristokratie, so viel von ihr übrig geblieben war, zeigte sich also als eine standhafte Feindin der Monarchie, in welcher sie nichts weiter sah, als eine Verdrängerin. In Wahrheit, um den Begriff der Rechtmäßigkeit stand es im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ganz anders, als gegenwärtig. In dem Urtheile eines vornehmen Römers war alles rechtmäßig, was dem Vortheile seines Standes entsprach; unrechtmäßig hingegen alles, was demselben auch nur von fern her Abbruch that. Hiernach nun war — besonders in dem Urtheil der Strengeren — nichts unrechtmäßiger, als das bloße Daseyn eines Imperators, der sich herausnahm, die Seele des ganzen Reiches seyn zu wollen. Die Entschuldigung für sie lag wesentlich in

der Einbildung, daß man durch dieselben Mittel erhalte, wodurch man erworben; unstreitig aber auch darin, daß sie das, was die Natur der Dinge herbei geführt hatte, in seiner Nothwendigkeit durchaus nicht begriffen, und sich folglich vorstellten, ein von dem atlantischen Meere bis zum Euphrat in seiner Länge, und von dem Rhein und der Donau, bis zu den Katarakten des Nil und dem Atlas in seiner Breite begränztes Reich könne mit einem gleichen Erfolge von einer Municipalität regiert werden. Nur durch seine Mäßigung und durch weitgetriebene Verstellung, hatte Octavius Augustus es dahin gebracht, daß man sich seine Oberherrschaft hatte gefallen lassen. Indeß war die Gesinnung dadurch in nichts verändert worden, und über die lange Dauer seiner Regierung keine von den Zurückerinnerungen verschwunden, die eine Reihe von Triumphen über nahe und ferne Völker zurückgelassen hatte. Ja, was bei der ersten Verwandlung der Anti-Monarchie in eine Monarchie als gebietende Nothwendigkeit, der man sich unterwerfen müsse, aufgefaßt war, das hatte im Verlaufe der Zeit seinen Stachel verloren; und so glaubte man fortdauernd an die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Anti-Monarchie, gar nicht ahnend, wie fehlerhaft und naturwidrig diese von dem ersten Augenblick ihres Daseyns an gewesen war.

In dieser Stimmung der Gemüther gelangte Tiberius auf den Thron der Cäsarn, nicht in Folge irgend eines Erbrechts — denn dergleichen gab es im römischen Reiche in Beziehung auf Regierung nicht — wohl aber in Folge der testamentarischen Verfügungen des Octa-

vius, und des Gebrauchs, welchen Livia in der Abwesenheit ihres Sohnes davon gemacht hatte. Und gleich in der ersten von Tiberius veranstalteten Versammlung des Senats offenbarte sich der Widerwille, den ein großer Theil dieses Collegiums gegen die Person des neuen Imperators gefaßt hatte; denn es fehlte wenig daran, daß man ihm den Rath ertheilte, der Alleinherrschaft lieber freiwillig zu entsagen. In dem Charakter des Tiberius selbst war freilich nichts Gewinnendes, nichts Versöhnendes. Zwar fehlte es ihm weder an Einsichten, noch an einem durchdringenden Verstande; aber erbittert von früheren Schicksalen, und fortgezogen von dem strengen Geiste seines Hauses — er gehörte zum Geschlecht der Claudier — war er von Allen, welche nach dem Octavius an die Spitze des römischen Reiches treten konnten, vielleicht am wenigsten geeignet, das Scepter zur Zufriedenheit der Patricier und ihres Ausschusses, des Senats, zu führen. Die gegenseitige Feindschaft kam nur allzu bald zum Ausbruch; sie war es denn auch, was jene furchtbaren Majestätsgesetze ins Leben rief, welche bis auf den heutigen Tag das Leben unumschränkter Monarchen beschützen sollen. Ein Senat, der fünf Jahrhunderte hindurch das Geschick der ihm erreichbaren Welt entschieden hatte, sah sich plötzlich in einen Gerichtshof für Verbrechen verwandelt, an deren Möglichkeit er vor einem halben Jahrhundert noch nicht geglaubt hatte. Noch demüthigender für ihn war, daß er gegen sich selbst wüthen mußte, weil die Majestätsverbrecher nur in der Classe Derer zu finden waren, der er selbst angehörte. Die ganze große Schaar der römischen

Patricier theilte sich bald in Ankläger und Angeklagte. Zu den ersten gehörte, wer ein Glück zu machen hoffte; zu den letzten, wer, zufrieden mit seinem Loose, die Erscheinungen der Gegenwart an sich vorübergehen ließ, und lieber in der Vergangenheit lebte, als um Gunst und Beförderung buhlte. Von diesen wurde angenommen, daß sie nicht bloß Feinde der Monarchie, sondern auch Verschwörer gegen die Person des Fürsten wären. Sogar ihre unschuldigsten Handlungen waren ein Gegenstand des Argwohns und der Mißdeutung; und ob sich gleich nicht behaupten läßt, daß Alle, welche das Opfer des Verdachts wurden, schuldlos gewesen seien: so hat doch Tacitus in der Erzählung von dem Schicksal des Titius Sabinus bewiesen, durch welche verruchte Künste man Verbrechen herbei zu führen verstand *).

Die Sicherheit des Imperators gewann hierdurch auf keine Weise; ja, je größer die Zahl der Opfer war, welche für die Erhaltung des Tiberius fielen, desto mehr wuchs die Zahl seiner Feinde, und desto mehr war von der Erbitterung zu befürchten, welche sich nach und nach auch der besseren Gemüther bemächtigte. Der Imperator selbst fühlte dies so sehr, daß er, auf den Rath seiner Freunde, den hochherzigen Entschluß faßte, Rom gänzlich zu verlassen, um sich allen den Berührungen zu entziehen, die den gegenseitigen Groll unterhielten. Unter dem Vorwande von zwei Tempelweihen, begab er sich im dreizehnten Jahr seiner Regierung mit einem

sehr

*) Siehe Ann. lib. IV, cap. 68. etc.

sehr mäßigen Gefolge von Beamten und Hausfreunden nach Campanien; und sobald man sich zu Rom an seine Abwesenheit gewöhnt hatte, ließ er sich förmlich auf Capreä nieder, einer kleinen Insel in der Nähe des surrentinischen Vorgebirges, die er von jetzt an nicht wieder verließ. Unstreitig war diese Maaßregel (sie mochte nun von ihm selbst, oder von seinen Freunden herrühren) ganz darauf berechnet, dem Imperator nicht bloß ein höheres Maaß von Sicherheit, sondern auch von sittlicher Freiheit zu verschaffen. In ihr lag das einzige Mittel, den Kampf mit der alten Aristokratie, wo nicht zum Stillstand zu bringen, doch wenigstens zu besänftigen.

Dies beweiset der bloße Umstand, daß Coccejus Nerva sich im Gefolge des Tiberius befand.

Coccejus Nerva hatte das Consulat verwaltet, als er zu dem Tiberius in das Verhältniß eines Ministers zu einem Suverän trat; und da Tacitus von ihm bezeugt, daß er ein gründlicher Kenner alles göttlichen und menschlichen Rechtes gewesen sei: so muß man annehmen, daß er gerade in dieser Eigenschaft dem Imperator nützliche Dienste zu leisten gedachte. Derselbe Geschichtschreiber, scharfen Blickes für menschliche Gebrechlichkeit, weiß nichts von ihm anzuführen, was auch nur den leisesten Vorwurf enthielte; und daraus darf man folgern, daß er, obgleich von patricischem Geschlechte, unstreitig zu den Edelsten seiner Classe gehörte. Wir müssen aber noch Eine Bemerkung hinzufügen. Es gab, wie wir bereits oben angedeutet haben, in der Classe der Patricier zwei Partheien, von welchen die eine für die Mo-

narchie, die andere gegen dieselbe war. Diese beiden Partheien nur sonderten sich nicht durch Benennungen von einander; daran wurden sie durch das bloße Daseyn der unumschränkten Monarchie verhindert. Aber sie waren deshalb nicht minder vorhanden; und wäre es erlaubt, Benennungen, welche die gegenwärtige Zeit hervorgebracht hat, auf sie anzuwenden: so würden sie am schicklichsten durch Liberale und Ultras bezeichnet werden. Nur der Gegenstand ihres Interesse stellte sich anders dar, als gegenwärtig. Liberale waren im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung solche, die es mit der Monarchie, Ultras hingegen solche, die es mit der Antimonarchie hielten. Jene lebten in der Gegenwart der Zukunft, und trugen kein Bedenken, den Fürsten aus allen Kräften zu unterstützen; diese lebten in der Gegenwart der Vergangenheit, die sie allein anziehend fanden, weil ihre Vorfahren in ihr gegolten hatten, was sie zu gelten wünschten. Tugend und Sittlichkeit mochten sich in beiden Partheien das Gleichgewicht halten, wenn man sie in ihrer Totalität auffaßte. Nur bei Individuen kam die Sache anders zu stehen; denn bei diesen entschied der Grad von Einsicht und Gesinnung. Man konnte also — mit Genehmigung des unsterblichen Tacitus sei es gesagt — in diesen Zeiten sehr wohl ein Liberaler seyn, ohne dadurch das Mindeste von seinem sittlichen Werthe zu verlieren; und daß Coccejus Nerva, obgleich aus einem der ältesten patricischen Geschlechter abstammend, eben so dachte — dies beweiset nur, daß er weniger von Vorurtheilen eingenommen war, als viele seiner Zeitgenossen, ferner daß er sein Vaterland sehr un-

eigennützig liebte, endlich, daß er die Hoffnung nicht aufgab, die Monarchie, deren Nothwendigkeit er zu begreifen glaubte, so nützlich zu machen, als sie es zu einer Zeit werden konnte, wo es ihr an allen großen Vorrichtungen fehlte. Vor allen Dingen kam es darauf an, sie menschlich zu machen: ein Versuch, der für sein wohlwollendes Gemüth einen unendlichen Reiz haben mußte. Bedenkt man auch nur das Einzige, daß Tiberius durch seine Niederlassung auf Capreä allen den gehässigen Leidenschaften entzogen war, welche die Höfe in großen Städten zu bestürmen pflegen: so rechtfertigt sich der Liberalismus des Coccejus Nerva durch die Wahrscheinlichkeit, die er in einer solchen Zurückgezogenheit gewann, mit großem Erfolg an dem Wiederaufbau eines haltbaren politischen Systems nach dem Untergange der antimonarchischen Formen arbeiten zu können *).

---

*) Ich glaube vorher zu sehen, daß es nicht an Lesern fehlen wird, welche die von mir gewählte Bezeichnung nicht bloß auffallend finden, sondern auch tadeln. Das Einzige, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann, ist, daß es sich mit den Partheien in Rom unter der Regierung des Tiberius gleichwohl nicht anders verhielt. Der gewaltsame Uebergang von der Antimonarchie zur Monarchie hatte in derjenigen Classe, welche in einer früheren Periode die vorherrschende gewesen war, sehr viel Unzufriedenheit erzeugt; denn er hatte sie um große Vortheile gebracht. Wie hätte er also die politische Ansicht der Mehrheit in dieser Classe nicht eben so bestimmen sollen, wie der Uebergang von der unumschränkten Monarchie zur constitutionellen in unseren Zeiten sie bestimmt hat? Dies war an und für sich auch kein Unglück. Dazu wurde es wesentlich dadurch, daß im Dazwischentritt der Majestätsgesetze die beiden Partheien verhindert waren, sich mit einander ehrlich und offen zu messen. Hätten sie sich frei bekäm-

Doch, was ein Mann von edler Denkungsart und ungemeiner Einsicht sich auch vorsetzen möge: über den Erfolg entscheidet die Beschaffenheit des Stoffes, auf welchen er einwirkt. In Rom, wo die Monarchie neu war, wo man folglich an den Fürsten Forderungen machte, die er nicht zu erfüllen vermochte — in Rom, sag' ich, legte man der Niederlassung des Tiberius auf Capreä die gehässigsten Beweggründe unter. Die, welche es am besten mit ihm meinten, sahen darin nichts weiter, als blinde Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Aelius Sejanus, den man für seinen Liebling hielt. Andere — und zu diesen gehörte selbst nach einer langen Reihe von Jahren sogar der Geschichtschreiber Tacitus — betrachteten eben diese Niederlassung, sofern eine Absonderung von Rom dadurch ausgedrückt wurde, als ein Mittel zur leichteren und sichererm Befriedigung angeborner Grausamkeit und widernatürlicher Wollust. Ein Greis von sechs und sechzig Jahren — denn so alt war Tiberius bei seiner Auswanderung aus Rom — sollte, nachdem seine Jugend und sein männliches Alter unter Mäßigkeit und Mäßigung verflossen waren, zu den Leidenschaften eines verderbten Jünglings zurückgekehrt seyn; so auffallend log die Verläumdung, vom Hasse

---

pfen dürfen, so würde die Folge davon keine andere gewesen seyn, als daß sie sich bei aller Antipathie achten gelernt, und daß die Liberalen nach und nach eingesehen hätten, wie jeder Liberalismus, der sich mehr, als höchst nöthig ist, von der Vergangenheit trennen will, durchaus verderblich ist. Alle Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen, welche die Ultras dieser Zeit erfuhren, rühren also zuletzt von dem Mangel an Oeffentlichkeit her.

gegen die Monarchie genährt! Die Sache selbst war ganz einfach folgende. So lange der Imperator mit dem Senate in einem mündlichen Verkehr stand, war den Leidenschaften und allem, was von ihnen ausgeht, nicht zu entrinnen. Es bedurfte also einer Verwandlung dieses mündlichen Verkehrs in einen schriftlichen, wo man die Leidenschaften mehr in seiner Gewalt behielt und gerade nur so weit ging, als ruhige Ueberlegung und Vernunft zu gehen gestatten. Allerdings war dadurch weder der argwöhnische Charakter des Tiberius, noch die feindselige Gesinnung seiner Gegner verändert: aber verbessert war die Stellung des ersten gegen die letzteren; und da im Leben die Macht der Verhältnisse immer größer ist, als die der Ideen, so mußte die verbesserte Stellung als ein großer Gewinn genommen werden. Nur Schade, daß die vornehmeren Römer dafür keinen Sinn hatten! Der Partheikampf zwischen den Ultras und Liberalen dauerte fort: diese warfen sich anhaltend zu Anklägern von jenen auf, um Privatleidenschaften zu befriedigen, oder um die Gunst des Imperators zu erwerben; und das Schlimmste war, daß, während Tiberius zu Capreä in Ruhe zu leben wünschte, der Hof seiner Mutter und der der Gemahlin des Germanicus als Stützpunkte dienten, und Behälter für alle Arten von Verläumdungen und Angebereien waren. Frauen, von welchen die eine das Haupt der Liberalen, die andere das Haupt der Ultras war, mußten, vermöge ihrer vorherrschenden Neigung, alles ex aequo et bono abzumachen, eine gränzenlose Verwirrung anrichten. Die Verlegung der Residenz nach dem einsamen

Capreä, brachte also bei weitem nicht alle die glücklichen Wirkungen hervor, welche Tiberius und seine Freunde sich davon versprochen hatten: man mußte sich damit begnügen, ein großes Uebel vermindert zu haben.

Unter den Freunden und Vertrauten des Imperators spielte Aelius Sejanus die erste Rolle; denn er war Oberst der Leibwache (praefectus praetorio), und Tiberius, dessen nicht bloß letzte sondern auch einzige Stütze diese Leibwache war, sah sich genöthigt, ein beinahe unbedingtes Vertrauen in seine Einsicht und Rechtschaffenheit zu setzen. Glaubt man nicht an ursprüngliche Bosheit, so darf man annehmen, daß Sejanus, der schon als Militär für die Alleinherrschaft gestimmt war, es mit dem Imperator anfänglich vollkommen redlich gemeint habe; auch lassen die auffallenden Beweise, die er seinem Fürsten von seiner Ergebenheit gab, kaum einen Zweifel darüber bestehen. Allein in dem Verhältniß eines Obersten der Leibwache zu seinem Fürsten, war in diesen Zeiten nur allzu viel, was den ersteren bewegen mußte, seinen Privat-Vortheil nicht aus den Augen zu verlieren. Da alles Gehässige auf ihn zurückfiel, so mußte er vor allen Dingen dafür sorgen, daß er nicht das Opfer des öffentlichen Unwillens wurde. Sejan, dem es nicht an Schlauheit fehlte, ging noch weiter; denn er wußte bei allem, was Grausames geschah, seine Stellung immer so zu nehmen, daß er entschuldigt blieb bei Denen, deren Urtheil für ihn die meiste Entscheidung mit sich führte. Dies waren keinesweges die Liberalen; denn diese konnte er entbehren. Es waren vielmehr die Ultras, sie, welche die meiste Ursache

hatten, ihn zu fürchten, und sich ihm nicht ungern nä- herten, weil sie dadurch alle Gefahr von sich abzuwenden hofften. Bald wurde er ein Gegenstand ihrer Liebkosungen, ihrer Schmeicheleien. So lange die Livia lebte, und durch alte Künste ihren Sohn beschützen half, hatte es damit keine Noth; aber nach dem Tode dieser Fürstin und nach der bald darauf erfolgten Verurtheilung der Gemahlin des Germanicus, gelang es der antimonarchischen Parthei, den Obersten der Leibwache zu ehrgeizigen Hoffnungen emporzuschrauben: zu Hoffnungen, nach welchen er sich einbildete, den Thron der Cäsarn besteigen zu können. Da Drusus, der Sohn des Tiberius, das größte Hinderniß war, so wurde er, mit Hülfe seiner Gemahlin und des Arztes derselben, aus dem Wege geräumt; und nicht lange darauf bewarb sich der Oberst der Leibwache bei dem Imperator um die Hand eben dieser Frau, die eine Schwester des Germanicus war. Er erhielt dieselbe, es sei von der Furcht, oder dem Vertrauen des Tiberius. Doch jetzt sah dieser ein, daß dem Sejanus nichts weiter zu wünschen übrig bleibe, als der Thron, und daß es ihm selbst an aller Gewährleistung in einem Reiche fehle, wo der Thron keine andere Grundlage hatte, als die Willkühr, unterstützt von der Leibwache. Unfähig, diesen Gedanken zu ertragen, leitete der Imperator den Sturz des Aelius Sejanus ein, und dieser blieb nicht lange aus. An die Stelle des Ermordeten trat Macro.

Unter allen diesen Reibungen und Schicksalsschlägen bewegte sich Coccejus Nerva in seiner Bahn mit derjenigen Stätigkeit, die sich nicht irre machen läßt. Die Aufgabe seines Lebens war, ein Uebel, das er nicht

ausrotten konnte, möglichst zu vermindern. Was er als Justizminister in dieser Hinsicht leistete, läßt sich zwar nur ahnen, nicht genau bestimmen; indeß geht aus der Erzählung des Tacitus, so viel uns davon übrig geblieben ist, sehr klar hervor, daß während des Aufenthalts des Tiberius auf Capreä der Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen weniger waren; und auf wessen Rechnung könnte eine so glückliche Erscheinung gesetzt werden, wenn nicht auf die des Coccejus Nerva? Die Hindernisse, womit die Monarchie zu kämpfen hatte, waren noch allzu stark, als daß sie hätte vermeiden können, unmenschlich und grausam zu erscheinen; und wenn gegenwärtig die große Milde dieser Regierungsform zu Forderungen verleitet, welche die richtig erkannte Natur der Gesellschaft zu versagen gebietet: so brachte damals die unerbittliche Strenge der nicht-erblichen, und weder auf tüchtig physischer, noch tüchtig moralischer Grundlage ruhenden Monarchie dieselbe Wirkung mit gleicher Nothwendigkeit hervor. Das Streben nach Freiheit mußte also unbefriedigt bleiben; und zwar um so mehr, weil das, was der Monarchie zu ihrer sittlichen Ausbildung fehlte, nicht auf einen Zauberschlag herbei zu führen war. Edle Geister, wie Coccejus Nerva, mochten in dieser Hinsicht ihre Wünsche haben; aber auch diese Wünsche mußten, als bloß fromme, unbefriedigt bleiben. Es fehlte damals nämlich noch an allen Mitteln, dem Monarchen in der Gesellschaft die Stellung zu geben, die ihn berechtigte, gerecht und menschlich zu verfahren. Die gesetzliche Unumschränktheit, die er genoß, gereichte nur zu seinem persönlichen Verderben;

denn diese Unumschränktheit konnte ihn nie von einer Verantwortlichkeit befreien, die, wie schlau er sich auch benehmen mochte, ihn dennoch zuletzt erreichte.

Je mehr also die Zeit vorrückte, desto mehr mußte Coccejus Nerva sich überzeugen, daß dem Mißverhältniß zwischen dem römischen Adel und dem römischen Alleinherrscher nicht abzuhelfen sei. Gestört in allen seinen Entwürfen, auf der Einen Seite durch die zunehmende Gefühllosigkeit des alternden Tiberius, auf der andern durch die wachsende Freiheitsliebe der römischen Aristokratie von altem Schrot und Korn, mußte er allmählig dahin kommen, sich selbst die Frage vorzulegen: ob er seine Bahn noch länger verfolgen, oder sich das Ziel setzen solle.

Rechnet man von dem Jahre 26, wo er zuerst in die Dienste des Tiberius getreten zu seyn scheint, bis zum Jahre 33, wo er sich jene Frage vorlegte, so war er sieben Jahre hindurch der Regierungsgehülfe des Imperators gewesen. Das nun, was während dieses kurzen Zeitraums vorgefallen war (den Hungertod der Gemahlin des Germanicus dazu gerechnet) verschloß ihm den Rücktritt in den Privatstand; denn das gehörte zu den größten Uebeln dieser Zeit, daß Männer, welche dem Gewalthaber gedient hatten, nicht ausscheiden konnten, ohne Gegenstände des Argwohns für den Fürsten, und der Verläumdung und Anklage für ihre Mitbürger zu werden. Mehr, als alles Uebrige, mußte gerade dies die Handlungsweise des Coccejus Nerva bestimmen. Nicht etwas Einzelnes, wie z. B. der Tod der Agrippina, wohl aber der Gesammtgeist der Regierung, so wie er in diesen verhängnißvollen Zeiten war und seyn mußte, er-

füllte ihn nach und nach mit jenem Ekel, den selbst die Bitten und Geständnisse des Imperators nicht besiegen konnten. Und so sehen wir diesen achtbaren Mann seinen Entschluß mit einer Standhaftigkeit durchführen, die unser ganzes Mitleid verdient; denn wäre es möglich gewesen, das Gute und Gerechte mit Leichtigkeit zu fördern, so würde Coccejus Nerva am Leben eben so viel Freude gehabt haben, wie jeder Andere, der eine große Bestimmung zwar mit Anstrengung seiner Kräfte, aber nicht ohne glücklichen Erfolg erfüllt.

Die Frage ist, in welchem Lichte sein Entschluß zu sterben, betrachtet werden muß.

Unter Hunderten, welche den freiwilligen Tod Cato's von Utika, wo nicht rechtfertigen, doch wenigstens entschuldigen, giebt es vielleicht keinen Einzigen, der es der Mühe werth findet, den Beweggründen nachzudenken, welche den Coccejus Nerva zu derselben Handlungsweise vermochten. Woher dies? und woher überhaupt das Stillschweigen, das die gelehrte Welt in Beziehung auf den Kanzler des Tiberius so gewissenhaft beobachtet?

Bei Cato wird allgemein vorausgesetzt, daß er seinem Ideal von bürgerlicher Freiheit unterlegen habe; und diese Voraussetzung mag nicht ungegründet seyn, und nebenher mag sich nicht leugnen lassen, daß ein solcher Tod einige Achtung verdient. Allein wie verhielt es sich denn zuletzt mit dem catonischen Ideal von bürgerlicher Freiheit? Selbst, wenn man das Lob, welches dem Cato von den Besten seiner Zeitgenossen ertheilt wird, als ganz gegründet betrachtet *), muß man doch

*) Sallustius sagt von ihm: Esse quam videri bonus male-

eingestehen, daß die Freiheit, für welche er schwärmte, einen sehr geringen Werth hatte, weil sie nur seinem Stande eigen seyn konnte, und folglich fortdauernd auf Kosten der Freiheit des ganzen menschlichen Geschlechtes unterhalten werden mußte. Es war also nur die oligarchische Freiheit eines römischen Patriciers, welche Cato nicht überleben wollte; und dieser Heros wußte nicht, daß die Rolle seines Standes ausgespielt war, daß die Bürgerkriege, die zu seiner Zeit wütheten, als eine natürliche und nothwendige Folge der Politik betrachtet werden mußten, welche dieser Stand, mit furchtbarer Uebertreibung seiner Ansprüche, an nahen und fernen Völkern geübt hatte, und daß es darauf ankam, eine Regierungsform einzuleiten, die, indem sie den Unterjochten Erleichterung verschaffte, die Römer selbst der Nothwendigkeit überhob, sich aus einer Eroberung in die andere zu stürzen. Das Einzige, was in Cato's Seele lebte, war die Vorstellung von den Vorrechten eines römischen Senators; und da diese Vorrechte nicht fortdauern konnten, wenn Cäsar seinen Endzweck erreichte: so wollte er lieber sterben, als die Oberherrlichkeit eines Mitbürgers anerkennen. Er übereilte sich sogar; denn Cäsars Dictatur war lange noch nicht entschieden, als jener sich rasch das Leben nahm. Man könnte also sagen, Cato habe sich getödtet, damit es keine andere Freiheit geben möchte, als die eines römi-

bat; itaque quo minus gloriam petebat, eo magis illam assequebatur, und dies ist allerdings das Höchste, was man von einem Manne sagen kann, der nicht einem besonderen Stande dient.

schen Patriciers. Was aber daraus für die Würdigung seiner Handlung folgt, versteht sich von selbst; und nur Der ist berechtigt, diese Handlung zu loben, der, in einem Standesvortheil befangen, nichts Schönes anerkennt, was nicht im Kreise desselben gelegen ist.

Eine ganz andere Bewandniß aber hatte es mit dem Selbstmord des Coccejus Nerva. Die Alleinherrschaft, welche Cato gefürchtet hatte, war seit mehr als funfzig Jahren da; und welchen Abbruch sie auch den Vorrechten des römischen Adels gethan haben mochte, so war sie doch der allgemeinen Freiheit günstig gewesen. Von ihrer Verdrängung konnte daher unter Vernünftigen nicht mehr die Rede seyn; denn sie wurde von dem Interesse des unermeßlichen Römerreichs unterstützt, und alles, was gegen sie gelingen mochte, konnte immer nur die Person des Alleinherrschers, nicht die Sache selbst d. h. die Alleinherrschaft, treffen. Es kam auf nichts weiter an, als ihr eine solche Ausbildung zu geben, daß sie nicht bloß den Wünschen der großen Menge, sondern auch den Wünschen Derer entsprach, welche scheinbar oder wirklich durch sie verkürzt worden waren. Diesem Geschäfte, dem würdigsten, das es damals geben konnte, unterzog sich Coccejus Nerva mit Entsagung aller Vorurtheile eines Patriciers von altem Geschlechte. Was dabei möglich war, was nicht, mochte er freilich nicht genau erforscht haben; da aber ein römischer Imperator, um seine Bestimmung erfüllen zu können, des Beistandes bedurfte, so wollte er dem Gemeinwesen seine Kräfte nicht entziehen. Sein Wille war rein, sein Vorsatz edel, seine Einsicht durch Studium und Erfahrung geläutert.

Seinen Wünschen nach, sollte der Alleinherrscher für Rom und dessen sämtliche Bewohner eben so nützlich werden, als er es für das Reich war. Doch unglücklicher Weise stellte der römische Adel, in Partheiwuth aufgelös't, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Was konnte Nerva unter diesen Umständen thun? Mäßigen, mildern, zum Besten kehren, größeres Unglück abwenden. Dies that er denn sieben volle Jahre hindurch mit einer Geduld, die jeder Probe gewachsen war. Allein die Wurzel des Uebels auszurotten, überstieg, bei den gegebenen Mitteln, das Vermögen eines Sterblichen, und die Wiederkehr derselben Erscheinungen erfüllte jeden Wohlwollenden mit Verdruß und Ekel. Daher der Entschluß, vom Leben zu scheiden.

Coccejus Nerva wollte nicht die Freiheit eines einzelnen Standes; er wollte die allgemeine Freiheit, wie die Monarchie im Gegensatz der Aristokratie sie giebt. Er wollte also etwas weit Größeres und Edleres, als Cato, der in seiner aristokratischen Begränztheit uns immer nur als ein Selbstsüchtiger erscheint. Für jenen war die Zeit dem Ideal nicht reif; dieser verfolgte ein Ideal, das die Zeit bereits getödtet hatte. Der Eine reichte mit seinem ganzen Wesen in die Zukunft; der Andere war todt in sich selbst, weil er nur der Vergangenheit angehörte. Kann ein Unterschied größer seyn?

Das Einzige, was jetzt noch in Betracht zu kommen verdient, ist die Art und Weise, wie beide freiwillig starben.

Cato entleibt sich mit der Raschheit eines Jünglings, der seine Geliebte verloren hat; es ist ihm nur

um Abkürzung seiner Leiden zu thun, nachdem ihm klar geworden ist, daß er mit Ehren nicht länger leben kann. Coccejus Nerva hingegen bringt in seinen Entschluß alle Ueberlegung des gereiften Mannes, und führt ihn langsam aus, damit es nicht scheinen möge, als sei Leidenschaft und Uebereilung im Spiele gewesen. Und gerade dies ist es, was sein Ende wahrhaft tragisch macht. Vor und nach ihm haben Staatsmänner, die, wie er, verzweifelten, ihr Leben abgekürzt; aber wer ist je gestorben, wie Er? Er widersteht den Bitten seines Fürsten; er widersteht dem Geständniß, daß ohne ihn die Regierung nicht mit Ehre fortgesetzt werden kann; er widersteht der Betrachtung, daß sein Fürst, indem er bittet, drei und siebzig Jahre zählt; und dies alles bei ungeschwächter Gesundheit und im Genuß alles äußeren Glanzes, nur von dem Gedanken geleitet, daß das Leben keinen Werth hat, wenn es nicht erlaubt ist, sittlich einzuwirken.

So viel, um das Andenken eines Mannes anzufrischen, der nur vergessen worden ist, weil er einer Sache diente, von der man annimmt, daß sie der Freiheit ungünstig sei.

Abriß einer Geschichte der Aegypter bis auf Alexander den Großen.

Vorwort des Herausgebers.

Die historische Wichtigkeit, welche Aegypten seit ungefähr zwanzig Jahren erhalten hat, wird uns bei unseren Lesern entschuldigen, wenn wir ihnen in dem nachfolgenden Aufsatze einen Abriß der früheren Geschichte dieses in jeder Beziehung merkwürdigen Landes mittheilen. Verfasser desselben ist ein junger Gelehrter, der, nach dieser Probe zu urtheilen, für die Geschichtschreibung Außerordentliches zu leisten verspricht. Aegypten's Geschichte hat dadurch sehr viel Anziehendes, daß sie in Denkmählern geschrieben ist, die sich unter der Oberfläche des Landes befinden; denn aus diesen muß das, was griechische Geschichtschreiber uns von dem gesellschaftlichen Zustande der Aegypter mitgetheilt haben, erklärt oder ergänzt werden. Vieles ist in dieser Hinsicht bereits geleistet worden; noch mehr wird, wie es scheint, geleistet werden, sobald die in den Katakomben enthaltenen Kunstschätze in noch größerer Anzahl werden zu Tage gefördert seyn. Unterdeß mag der nachfolgende Abriß zu einer Charte dienen, welcher dem Leser das Zurechtfinden über Einzelnes erleichtert, das ihm in Beziehung auf das Land der Pharaonen und Ptolemäer vorkommen kann.

B.

1. Das Land.

Vom Wendekreise des Krebses bis zum mittelländischen Meere, im Osten durch den arabischen Meerbusen, im Westen durch die lybische Sandwüste begränzt, dehnt sich Aegypten zu einem Flächenraume von mehr als zehntausend Quadratmeilen; aber nur der kleinere Theil des weiten Landes, das kaum achthundert Quadratmeilen umfassende Nilgebiet, bestimmt seine Bewohner zu einer höheren, als nomadischen Cultur. Oberhalb Syene, einer Stadt, die jetzt Assuan heißt, sinkt der Nil aus Aethiopiens Wüste herab in ein tieferes Thal, das erst bei Arsinoe, in Mittelägypten, sich über die Breite von drittehalb Meilen erweitert. Auf der Westseite ist ein sandiges Hochland mit felsigem Boden. Da liegen, rings vom Sandmeer umgeben, die Oasen, drei Inseln, die durch Quellen Fruchtbarkeit und Leben empfangen haben. Im Osten, zwischen dem Nil und dem rothen Meere läuft ein steiles Felsengebirge, in dessen Thälern und Höhlen die ältesten Bewohner des Landes für ihre Heerden Nahrung und Obdach fanden, von dessen Steinmassen die Aegypter riesenhafte Werke der Baukunst aufführten. Jährlich, wenn auf den Mondgebirgen der Regen fällt, tritt der Nil über die Ufer, und bringt auf den röthlichen Sandboden durch seinen fetten Schlamm eine solche Fruchtbarkeit, daß es nur der Aussaat bedarf, um jedes Jahr dreimal reichlich zu ernten, daß eine unermeßliche Fülle von Gartengewächsen aufsproßt, daß in duftenden Hainen die Dattel und Pomeranze, die Feige und Granate prangt. Aber nirgend bringt der ägyptische

Bo-

Boden hohe Wälder hervor. Zwanzig Meilen vor seinem Ausfluß theilt sich der Nil um das korn- und weidenreiche Delta, das er mit seinem Geschiebe gebildet. Die beiden äußersten Arme des Stromes ergossen sich bei Kanopus und Pelusium, vierzig Meilen weit aus einander, in das mittelländische Meer. Ohne den Nil wäre Aegypten der dürren Sahara gleich; denn kaum Einmal in einem Menschenalter wird vom Himmel Regen gespendet. Nirgend gränzt, wie hier, die üppigste Fruchtbarkeit mit der ödesten Dürre, das Reich des Lebens mit dem des Todes, zusammen.

2. Gründung der Staaten und Kasten.

Aus dem Priesterstaat Meroe in Aethiopien wanderte in unbestimmbarer Zeit ein Theil des, vielleicht aus Indien herüber verpflanzten, Stammes, dem aus Achtung vor seinen Kenntnissen und aus Furcht vor dem Ueberirdischen die Nomadenstämme des Landes gehorchten, am Nil herab in das südlichste Aegypten ein. Auch hier, wie in Aethiopien, hielt sich jener Stamm unvermischt, und gewöhnte die älteren Einwohner um seine Niederlassungen herum, als Vermittler zwischen Göttern und Menschen, alle an Unterwürfigkeit, einen Theil an Ackerbau und feste Wohnsitze. In dem Gebirge lebten Nomaden fort, an dem Strome Fischer. Die eigene Abstammung der Priester und das verschiedene Gewerbe der Ackerbauer, Hirten und Fischer, veranlaßten die Eintheilung des Volkes in Kasten, die sich so strenge schieden, daß kein Uebertritt aus der einen in die andere gestattet wurde. Der Mittelpunkt des Staa-

tes war ein Tempel; von ihm zog, als sich die Anwohner vermehrten, ein Theil der Priester weiter nach Norden: eine neue Niederlassung wurde gestiftet; neue Unterthanen wurden gewonnen. So verbreiteten sich Ackerbau und Kasteneintheilung am Strome hinab, bis das Nilthal und das Delta mit Tempeln, und mit Städten um die Tempel, gefüllt war.

Jedes Tempelgebiet machte einen Nomos; jeder Nomos vielleicht einen Staat. In jedem Staate stand, der äußeren Würde nach, über dem Oberpriester ein nicht aus dem Priesterstamm genommener erblicher König. Der erste menschliche König in Aegypten war Menes; nach der Erzählung der Priester regierten Jahrtausende vor ihm Götter das Land. Busiris II. erbaute Theben in Oberägypten (vor 2000), die hundertthorige Stadt, welche im Laufe der Zeit, nach Eustathius, zu einer Länge von zehn deutschen Meilen an beiden Ufern des Stromes sich erweiterte. Später (aber auch vor 2000) wurde in Mittelägypten Memphis von Uchoreus gegründet. Vor der Vereinigung Aegyptens zu Einem Reiche scheinen die Staaten von Theben und Memphis die mächtigsten gewesen zu seyn. Es war wohl in Memphis, wo der Hebräer Joseph sich zum Minister aufschwang (um 1756), und bei einem allgemeinen Getreidemangel die freien Grundbesitzer zu Leibeigenen des Königs machte, so daß nun, außer diesem, nur die Priester Landeigenthum besaßen. Bald nachher brachen arabische Beduinen unter Führern, welche die Aegypter Hyksos, d. h. Hirtenkönige, nennen, in das Land (um 1700), und behaupteten zwei Jahrhunderte

hindurch die Herrschaft über Unter- und Mittelägypten, bis endlich aus Oberägypten Befreiung kam. König Thumosis von Theben trieb die Hyksos über die Landenge von Suez zurück (um 1500). Von nun an war Aegypten Ein Reich, Memphis die Hauptstadt, der Tempel des Phtha, eines Gottes, den die Griechen mit Vulcan vergleichen, der erste Tempel des Landes.

Vielleicht veranlaßte der Befreiungskrieg unmittelbar die Bildung und Absonderung der Kriegerkaste aus den unteren Stämmen; oder sie entstand erst später durch Sesostris Feldzüge. Daß sie Schutz gegen die Einfälle der Araber gewähre, erhielt sie in Niederägypten Wohnsitze mit Grundeigenthum. Zu der Zahl der Kasten war auch noch die der Gewerbe treibenden gekommen, ohne Zweifel gebildet aus Ackerleuten, Hirten und Schiffern. Die letzten waren aus den Fischern hervorgegangen, und sorgten für die Communication auf dem Strom und seinen übergetretenen Fluthen.

3. Die Denkmahle der Pharaonen.

Um 1300 ließ König Möris zur Bewahrung des Nilwassers den großen See graben, der von ihm den Namen trägt, oder, wahrscheinlicher, das Schleusenwerk anlegen, wodurch die von der Natur gegebene Vertiefung mit dem Flusse in Verbindung gesetzt wurde. An seinen Nachfolger Sesostris knüpft die ägyptische Sage eine Menge glänzender Thaten und großer Werke: siegreich zog er nach Aethiopien und Arabien; führte dann eine Mauer vom rothen Meere bis an den östlichen Nilarm, schützte durch Dämme die Städte vor den

Ueberschwemmungen des Stromes, und gab durch einen neben dem andern gezogenen Kanal dem Lande eine ausgedehntere und höhere Fruchtbarkeit. Obelisken, mit Hieroglyphen bedeckt, erzählten seine Thaten; Bildsäulen, dreißig Ellen hoch, stellten ihn und seine Gemahlin dar. Mag auch diesem Könige manches zugeschrieben seyn, was einer späteren Zeit angehört: so viel scheint gewiß, daß alle erstaunlichen Werke des alten Aegyptens aus der Pharaonen-Zeit herstammen, und zwar noch aus den ersten sieben Jahrhunderten nach Vertreibung der Hyksos.

Kein Land besitzt so viele Denkmahle der Baukunst aus der grauen Vorzeit, als Aegypten. Von der Insel Philä, noch oberhalb der Katarakten des Nils, über Ombos, Silsilis, Chnubis, Theben bis Tentyris, zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Obelisken und Säulen, die, von unten bis oben mit Hieroglyphen bedeckt, zu einer Höhe von hundert und achtzig Fuß sich erheben; von Sphinxen und Götterfiguren, die in kolossaler Gestalt aus Granitblöcken gehauen sind; von Tempeln, deren weiter Bau nicht allein zur Verehrung der Götter, sondern auch zur Wohnung für die Priester, zu feierlichen Zusammenkünften und Gerichtssitzungen bestimmt war. Weniger reich an solchen Werken ist Mittel- und Unterägypten; dafür zeigt jenes die Pyramiden, ungeheure Steinmassen mit schmalen Gängen und einer engen Kammer. Die größten stehen unweit Memphis, westwärts, auf dem Felsengrunde, in welchem die Aegypter weitgedehnte Räume zur Aufstellung der Mumien ausgehauen hatten. Ihre Erbauer, Könige um das

elfte Jahrhundert vor Chr., heißen bei den ägyptischen Priestern Verächter der Götter und Unterdrücker des Volkes. Sie wollten ihren Leichnam in der kühlen Kammer, welche die Steinmasse der Pyramide in ihrer Mitte umschließt, beisetzen lassen, damit sie im Tode eben so hoch über dem Volke ständen, als sie im Leben über dasselbe erhaben waren. — Der Charakter der ägyptischen Baukunst hat nichts Liebliches; gewaltige Massen füllen die Seele mit Staunen über die Kraft, die dergleichen errichtete. Auch hier gab die den Menschen umgebende Natur in dem östlichen Gebirge, in seinen weiten Höhlen und pyramidalförmig aufstrebenden Felsmassen, die Modelle der Kunst.

4. Die Priesterkaste: ihre Herrschsucht und Wissenschaft.

Tempel erbauen, oder sie erweitern und verschönern, mußte der König, der die Priester zu Freunden haben wollte. Diese wollten durch ihn herrschen; daß er ihre Maschine wäre, dafür sorgten sie durch seine Erziehung, durch ein strenges Ceremoniel, durch Orakel, durch das Gericht, das sie nach seinem Tode über ihn hielten. Herrschen wollten sie über Aegypten: darum hatten sie sich ein Drittel des Bodens und alle Staatsämter zugeeignet; darum befestigten sie die Absonderung des Volkes in Kasten (denn leichter läßt sich die Herrschaft über Getrennte führen); darum bewahrten sie im Dunkel des Geheimnisses alle einheimische Wissenschaft; und damit der Laie nicht durch fremde aufgeklärt würde, prägten sie ihm einen tiefen Widerwillen gegen das

Ausland und dessen Bewohner, gegen Meer und Schifffahrt ein; darum mußte, ehe sich Aegypten den phönicischen Karawanen öffnete, der tyrische Herkules den Tyrannen Busiris erschlagen, welcher das Blut aller Fremden vergoß; darum gab es für die Aegypter, bei der glücklichsten Lage und allen eigenen Schätzen des Landes, nur einen Passivhandel. Die Mündungen des Nils waren geschlossen; über die Landenge kamen phönicische Waaren, und über Meroe brachten Karawanenzüge äthiopischer Nomaden die Erzeugnisse des arabischen und indischen Himmels, welche Aegypten in Menge verbrauchte. Das Volk blieb in Rohheit und Stumpfsinn; durch die Sonderung der Kasten ging jedes eigenthümliche Talent verloren; Musik und Malerei machten ein Jahrtausend hindurch keine Fortschritte. Und zeigen nicht selbst die gepriesenen Massen der ägyptischen Baukunst ein niedergedrücktes, für jedes Sklavenjoch abgestumpftes Volk? — Ohne auf Erden um sich zu schauen, sollte der Aegypter nur dem Tode leben, dessen Bild er in der Wüste und ihren Grüften beständig vor Augen hatte.

Mit größerer Sorgfalt und höherer Pracht wurden die Sitze der Todten in die Felsen gehauen, als die Wohnungen der Lebenden auf den reichen Fluren erbaut. Bei Gastmählern hatten Mumien ihren Platz; die höchsten Nationalgottheiten, Osiris und Isis, dachte sich der Aegypter mumisirt, jenen auf Philä, diese bei Memphis begraben. Klima und Boden, aber auch Priesterpolitik und Religion, machten den Nationalcharakter düster und verschlossen. Heiterkeit fehlte ihrem Leben, wie ihrer bildenden Kunst. Keine Gymnastik förderte einen leich-

teren Umlauf des Blutes. Nie schwang sich bei den alten Aegyptern die Poesie auf. Mit drohender Faust zeigten sich stets die Götter dem unglücklichen Volke. Priesterlich gekleideten Gottheiten war in die eine Hand ein Haken zum Festhalten gegeben, in die andere eine Geißel zum Züchtigen. Ein Geschleppe von Gebräuchen bei der Menge religiöser Feste, verbunden mit Kasteiungen zur Versöhnung der Götter, drückte den Geist zu Boden.

Außer vielen symbolischen Wesen, die der Aegypter verehrte, waren auch Thiere in der Zahl seiner Götter. In einem Nomos wurde dasselbe Thier geschlachtet und gegessen, das in dem andern für heilig galt. Daraus entsprangen in früherer Zeit mannichfache Gräuel und Kriege zwischen den Bewohnern der verschiedenen Tempelgebiete. Der heilige Stier zu Memphis, in welchem nach der Lehre der Priester Osiris Seele lebte, wurde unter dem Namen Apis als allgemeine Gottheit verehrt. Starb der Stier, so trauerte ganz Aegypten, bis ein Rind mit den Abzeichen gefunden wurde, durch welche Osiris aufs Neue sich verkündigte.

Vielweiberei, die in allen Kasten, nur nicht bei den Priestern, und Verheirathung der Schwester mit dem Bruder, die auch bei diesen erlaubt war, begünstigte noch den klimatischen Hang zur Wollust. Sonst gewöhnten die Einrichtungen und Vorschriften der herrschenden Kaste die übrigen an Frugalität.

Der Priester geheime Wissenschaft eignete sich, das unwissende Volk in Abhängigkeit zu erhalten. Ihre Geometrie stellte nach den Ueberschwemmungen die Gränz-

marken auf den Aeckern her; ihre Mechanik zog Kanäle, baute Dämme, und trieb durch Wasserräder befruchtende Wellen auf den höheren Boden; ihre Astronomie bestimmte die Zeit der Nilfluth und das Jahr; ihre Astrologie verkündete dem Menschen sein künftiges Schicksal; ihre Arzneikunde gab diätetische Regeln. Jedes Glied des menschlichen Körpers hatte, wie ihm eine eigene Gottheit vorstand, so auch seinen eigenen Arzt. Die Mythologie der Priester war ein dicht verflochtenes Gewebe von Geschichte, Astronomie, Physik und Religion. Fortgepflanzt wurde sie vom Vater auf den Sohn durch mündliche Ueberlieferung, die sich an Hieroglyphen knüpfte und sie erklärte. Es zeugt vom Streben der Priester, aus einem geheimnißvollen Dunkel hervorzuglänzen, aber es erweckt keine hohen Begriffe von der Tiefe und dem Umfange ihrer Wissenschaft, daß sie sich fort und fort mit der Hieroglyphe, dieser mangelhaften und verwirrenden Bezeichnung der Gedanken, begnügten, zumal, da ihnen, seit Moses, die Buchstabenschrift nicht unbekannt seyn konnte, deren sie sich bloß zur Aufzeichnung von Namen bedient zu haben scheinen. Jeder ausschließliche Besitz führt zur Vernachläßigung. Sträflich sogar erschien hier endlich jeder Fortschritt in Kunst und Wissenschaft; seit langer Zeit war das Heilmittel, das allein bei einer Krankheit angeordnet werden durfte, dem Arzte vorgeschrieben. — Beredsamkeit konnte und sollte es nicht geben; denn sie kann nur durch Buchstabenschrift gebildet und zur Aufklärung des Laien gebraucht werden. — Die Priester lehrten die Unsterblichkeit, eine wiederkehrende Verbindung der Seele mit dem

Leichnam nach einer dreitausendjährigen Wanderung durch den Hades und durch Thierkörper. Nach einem Relief aus den Katakomben von Theben treibt Anubis, den die Griechen mit Hermes vergleichen, einen Verdammten als Schwein vor sich her.

5. Psammetich und seine Nachfolger.

Zu der Zeit, wo das neu-assyrische Reich seine Waffen gegen Westen richtete, entstand in Aegypten Anarchie, und der äthiopische Sabako (ein Name, der, wie das ägyptische Pharao, überhaupt den König bezeichnet) besetzte Aegypten für sich (754), da bei ihm Hülfe gegen den drohenden Angriff gesucht wurde. Als die Fremden nach vierzig Jahren das Land verließen, bemächtigte sich zum ersten Male ein Priester, mit Namen Sethon, des Thrones. Bald folgte wieder eine Verwirrung, aus der zwölf Herrscher über Aegypten hervortraten (671). Sie theilten das Land, und führten gemeinschaftlich das erstaunlichste Werk der ägyptischen Baukunst auf: das Labyrinth, welches in funfzehnhundert Zimmern über, und eben so vielen unter der Erde, wohl eine symbolische Darstellung des Sonnenlaufes durch den Thierkreis und der damit verbundenen religiösen Mythen enthalten mag. Einer der Dodekarchen, Psammetich, dem bei der Theilung die Gegend um Sais in Unterägypten zugefallen war, machte sich mit Hülfe ionischer und karischer Söldner zum alleinigen Herrn des Landes.

Seine ganze Regierung hindurch (656—617) ar-

beitete er planmäßig dahin, die Aegypter mit Ausländern in Berührung zu bringen, und dadurch die Herrschaft der Priester zu schwächen. Zwar verschönerte er, die gewaltige Kaste zu ehren, den Tempel des Phtha; aber seine Residenz blieb zu Sais, fern von dem Oberpriester. Den Söldnern, durch die er den Thron gewonnen hatte, gab er Ländereien in den Wohnsitzen der alten Kriegerkaste, von der ein Theil, darüber erbittert, nach Aethiopien zog. Er öffnete den griechischen Kauffahrern eine Mündung des Nils, und ließ eine Anzahl ägyptischer Kinder in griechischer Sitte und Sprache unterrichten. Aber noch war der Abscheu gegen Ausländer zu groß: die von Griechen erzogenen Aegypter und ihre Nachkommen mußten, ausgestoßen von den übrigen Kasten, in eine eigene, die der Dolmetscher, sich absondern. Doch bewirkte Psammetich mit seinen Nachfolgern, daß die alte Strenge der Kasteneintheilung sich milderte. — Um Holz für Schiffbau zu gewinnen, wollte Psammetich Syrien und Phönicien unterwerfen. Diese Unternehmung setzte sein Sohn, Necho, fort; auch erbaute dieser eine Flotte, und ließ durch Phönicier Afrika umschiffen. Er drang bis an den Euphrat vor; aber hier verlor er seine asiatischen Eroberungen durch die Schlacht bei Circesium gegen den Chaldäer Nebukadnezar (606). Nach der sechsjährigen Regierung des Psammis, versuchte Apries einen neuen Kriegszug nach Asien (594). Von Nebukadnezar zurückgetrieben, wandte er seine Waffen gegen Cyrenaika. Nach einer großen Niederlage, die er auch hier erlitt, beraubte ihn der Unwille aller Kasten über die unglücklichen Kriege und über

die Begünstigung der fremden Soldtruppen in einem Aufstande des Thrones und des Lebens (570). Amasis, vorher ein gemeiner Krieger, wurde König. Er führte nicht Kriege, trat aber übrigens in die Fußstapfen der vorigen Dynastie. Den Ausländern öffnete er alle Zugänge: sie strömten in vollen Zügen herbei; die todten Schätze Aegyptens kamen in Umlauf; nie herrschte vorher im Lande ein solcher Flor des Ackerbaues und der Gewerbe; es wurden zwanzigtausend Ortschaften gezählt.

6. Aegypten unter persischer Herrschaft.

Indeß hatten die Perser ihr großes Reich in Asien gegründet. Amasis Sohn, Psammenit, unterlag, nach einer sechsmonatlichen Regiernng, dem Kambyses in der Schlacht bei Pelusium (525). Namenlos litt Aegypten; denn es war in die Hand eines Feindes gefallen, der Mumien verbrannte und den Gott Apis tödtete. Bei der Unterwerfung unter einen Ausländer, der sich nicht um den Volksglauben kümmerte, verlor die Priesterkaste am meisten. Darius I. behandelte zwar das Land mit Schonung; doch konnten die Priester ihre verlorene Herrschaft, das Volk den von den Persern verübten Frevel, nicht vergessen. Zu wiederholten Malen brach Empörung aus; näher, als je, schlossen sich die Aegypter den Griechen an, in denen, als der Perser beständigen Gegnern, jetzt selbst die Priester Freunde erkannten. Durch den dritten Aufstand (414) bekam Aegypten wieder eine Reihe von eigenen Königen, bis

der siebente, Nektanebus, besiegt das Land verlassen mußte (350). Als endlich der macedonische Alexander bei der Zertrümmerung des persischen Reiches in Aegypten einzog (332), wurde er mit offenen Armen empfangen.

Halle, im Mai.

F. Brömmel, Dr.

Justus Möser gegen B...g.

(Nachschrift zum fünften Artikel des vierten Hefts, und zum fünften Artikel des fünften Hefts dieser Monatsschrift.)

Der Herr Herausgeber hat durch Aufnahme der genannten Artikel gezeigt, daß hier der Ort sei für Rede und Gegenrede über wichtige Gegenstände der Politik.

G. hatte den Wunsch, durch Mittheilung der Meinung des Dr. Jenner die Aufmerksamkeit der Deutschen auf eine große, durch die Erfahrung bewährte Maaßregel der Pacification zu lenken. Nachdem er den Aufsatz im fünften Hefte gelesen hat, ist sein Wunsch noch der nämliche.

Hr. B...g scheint die Absicht gehabt zu haben, durch seinen „Nachsatz" die große Frage der Reformation des Adels zu absolviren, durch sein Votum alle Verhandlung hierüber niederzuschlagen.

G. kann die Stimme des Hrn. B...g für nichts mehr erkennen, als die Stimme eines Einzelnen.

In dem Aufsatz des Dr. Jenner ist der Ton vollkommen ruhig, durchaus inoffensiv.

In dem „Nachsatz" herrscht die bekannte absprechende Manier des sich oft wiederholenden Verfassers, der schon oft offensiv gewesen ist. Die Schuld davon will man gern mehr seinem Eifer für das, was er als richtig erkannt zu haben meint, und seinem Mangel an

Tact zuschreiben, als übelem Willen gegen einzelne Personen, zumal solche, die ihm unbekannt sind. Nichts desto weniger verdient der Ton des Hrn. B...g gerügt zu werden; er schadet dadurch manchen guten Wahrheiten, die er vorbringt und zu Gemeingut machen möchte. Was Möser wohl sagen würde, wenn er die vielen B...gschen Schriften sähe? Würde er ihm zu mehr Dank verpflichtet seyn, als der Componist Demjenigen, welcher eine Melodie des erstern in einer Drehorgel hundert- und aber hundertmal hören läßt?

G. hat versucht, dem Dr. Jenner Kunde zu geben von dem „Nachsatze," obwohl es schwer war, im Englischen die Manier des Verfassers bemerklich zu machen. Es ist eine Probe für einen guten prosaischen Aufsatz, wenn das Wesentliche desselben sich mit Leichtigkeit in einer fremden Sprache wiedergeben läßt.

Die Antwort des Dr. Jenner ist diese: „Bitten Sie den Hrn. B...g, eine Reise nach England zu machen."

Eine solche Reise, meint Dr. Jenner, könnte vielleicht etwas zur politischen Erziehung des Hrn. B...g, oder, wenn er lieber so will, zu seiner politischen Reife beitragen.

Dr. Jenner hat das Vergnügen gehabt, mehrere der Herren, welche unmittelbar und mittelbar an der Preußischen Gesetzgebung seit 1807 Theil genommen, in verschiedenen Jahren in England zu sehn, und glaubt, an ihnen bemerkt zu haben, daß sie durch das Studium der Englischen Gesetzgebung noch etwas mehr gelernt haben, als durch das Studium der Phantasieen des trefflichen Möser. Es ist gewiß, daß die Phantasieen

patriotischer Männer, wenn gleich zum Theil herzerfreuend, doch nicht alle gleich gut sind; und noch gewisser ist, daß es besser ist, wenn patriotische Männer machen, als wenn sie phantasieren. In England haben die Patrioten gemacht und gehandelt, lange bevor Möser und Andere in Deutschland phantasiert und geträumt haben.

Die nicht geringe Zumuthung des Hrn. B...g an Dr. Jenner, die Quartanten der neueren Preußischen Gesetzgebung durchzustudieren, kann glimpflich vergolten werden dadurch, daß Hr. B...g eingeladen wird, die history, debates and proceedings of both houses of the parliament of great Britain zu studieren; die acts of p. durchzuarbeiten, soll ihm nicht zugemuthet werden. Nach dem eigenem Geständniß des Hrn. B...g, ist die neuere Preußische Gesetzgebung doch nur vorbereitend für den öffentlichen Zustand, welchen die Engländer längst besitzen. Vorbereitend nennen die Hoffenden diese Gesetzgebung, wenn gleich von der andern Seite dieselbe mit Recht als nothwendiges Resultat vorangegangener Veränderungen, und keineswegs als Produkt freier Schöpfung, dargestellt wird.

Der Gegenstand, den Dr. Jenner angeregt hat, ist so wichtig, daß er unmöglich von einem Mann absolvirt werden kann, welcher einem Professor gleicht, der schlechterdings nichts wissen, noch weniger aber leiden will, daß seine Zuhörer etwas anders wissen, als was in dem von ihm gewählten und gewissermaßen als Koran proclamirten Compendium steht. Hat er denn aber auch wirklich Alles behalten und gefaßt, was in dem Compen-

dium steht? G. sah als Knabe in der Bibliothek seines Vaters, der ein specieller Landsmann Mösers war, die Werke desselben an einem guten Platze stehn; aber den ersten Platz nehmen sie nicht ein. G. schlägt nach in den ihm wohl bekannten patriotischen Phantasieen, und findet Folgendes, welches er um Erlaubniß bittet hier mittheilen zu dürfen unter der Aufschrift:

Justus Möser gegen B...g. (3te Auflage. Th. 4. S. 247 bis 251.)

Warum bildet sich der deutsche Adel nicht nach dem englischen?

Man frägt billig: warum wir Deutschen die jüngern aus einem adeligen Ehebette erzeugten Kinder mehr zum Adel rechnen, als die Engländer?

Man kann antworten: in England sei der Adel eine Kronehre oder ein Kronlehn, welches, wie jede andere erblich gewordene Würde, nur Einem aus der Familie, und, nachdem die Einrichtung ist, nur dem ältesten zu Theil werden kann; das Haupt, welches diese Ehre seinem Geschlecht erwirbt, sei dadurch also ganz allein gewürdiget, und außer dem Sohne, der ihm in dieser Erbwürde folgt, behalte sein ganzes übriges Geschlecht, diejenige gemeine Wehrung, die es vorher hatte: die Wehrung freigeborner Leute. Hingegen zeuge in Deutschland ein Herzog, wenn der liebe Gott sein Ehebette segnet, zwölf Herzoge, ein Graf zwölf Grafen und ein Freiherr zwölf Freiherrn, ohnerachtet das Herzogthum, die Grafschaft und

und die Freiherrlichkeit ebenfalls alte Kronwürden sind, und lange auch in Deutschland nur Einem zu Theil wurden.

Allein damit bleibt immer noch die Frage übrig: warum wir diesen Weg eingeschlagen; warum wir nicht, eben wie in den mehrsten königlichen Häusern, den jüngern Sohn immer eine Stufe niedriger stehen lassen, als den ältern, und das Herzogthum, die Grafschaft und die Freiherrlichkeit einmal für alle für untheilbare Reichswürden erklären, mithin solche nur auf den ältesten fallen lassen, und den nachgebornen Kindern etwas Mehreres als den Vorzug von vornehmen Eltern geboren zu seyn und die damit natürlich verknüpfte Achtung einräumen?

Aber, könnte man erst fragen, haben wir denn wirklich einen andern Weg als die Engländer genommen? sind bei uns die jüngern Kinder des Adels etwas mehr, als freigeborne Leute? Ist der Beweis, welcher in Domcapiteln, Ritterschaften und andern geschlossenen Orden, von einem, der darin aufgenommen werden soll, erfordert wird, etwas mehr, als der Beweis einer freien Geburt? Und steckt nicht der ganze Knoten darin, daß das Wort „freigeboren" bei uns einen ausgedehntern Begriff *) hat, als bei den Engländern, und daß wir, bloß nur um die daraus entstehende Zweideutigkeit zu

*) Das Wort frei ist ein relativer Begriff, und es giebt in statu civili so viele Arten von Churfreien, Nothfreien und Freigebornen, daß es wegen seiner wenigen Bestimmtheit ganz unbrauchbar ist.

vermeiden, und um eine bestimmte Art von freier Geburt auszudrücken, die jüngeren Söhne adelig nennen?

So scheint es, und wenn wir genau auf den Gang unserer Sprache, die hier vielen Einfluß auf die Begriffe gehabt hat, Acht geben: so findet sich auch wirklich, daß wir das Wort „freigeboren," weil es zweideutig war, und die also bestimmte Art von freier Geburt nicht ausdrückte, zuerst gegen Edelgeboren, und, wie auch dieses im starken Umlauf zu leicht wurde, gegen Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Reichsfrei = Hochwohlgeboren und zuletzt gegen Hochgeboren vertauscht haben, alles in der Absicht, um den jüngern Kindern bloß die Rechte ihrer Geburt zu erhalten, nicht aber um ihnen den Adel zu geben, der, als eine Kronwürde betrachtet, eben wie in England, bloß auf den Haupterben fällt. Jedoch sind unsre Begriffe hievon nicht bestimmt und aufgeklärt genug. Wir machen keinen deutlichen Unterschied zwischen Adel und Edelgeboren, und so hilft es uns nichts, daß wir auf den ersten Ursprung, oder auf den bösen Einfluß der Sprache zurück gehen, und daraus die Geschichte der Verwirrung wissen; es hilft uns nichts, daß der Gelehrte in seiner Stube den Unterschied zwischen Adel (Kronehre) und Edelbürtigkeit (Fähigkeit zu Kronehren) deutlich denket: so lange wir im gemeinen Leben den Briefadel als eine Würde, und nicht als eine Fähigkeit ansehen, und die jüngern Söhne eines Freiherrn ohne Unterschied Freiherren nennen.

In dieser unsrer praktischen Denkungsart gehen wir von den Engländern ab, bei denen die jüngeren

Söhne des Adels *), er mag so hoch seyn wie er will, bloß Gentlemen im eigentlichen Verstande, das ist Kronlehnfähiggeborne, und bis dahin, daß sie zu einem wirklichen Kronlehn gelangen, von allen Vorrechten des Adels ausgeschlossen sind. Diese Denkungsart muß also erst geändert, und der Unterschied zwischen dem Adel und den Edelgebornen, oder, wenn man dieses Wort nach dem jetzigen Curs desselben, für ungeschickt hält, den Adeliggebornen, deutlich festgesetzt, und gegen alle Mißdeutung gesichert werden, ehe man die vorgelegte Frage beantworten kann.

Allein was hindert uns, dieses zu thun? Was hindert uns, mittelst eines allgemeinen Reichsschlusses festzusetzen, daß bloß diejenigen adelig gebornen oder adelig gemachten zum Adel gehören sollen, welche ein Herzogthum, eine Grafschaft, eine Freiherrlichkeit oder eine andere Reichswürde bekleiden? Der jetzige landsässige Adel ist durch die ältesten Reichsschlüsse, worin die Dienstleute der Fürsten den Reichsdienstleuten gleichgesetzt sind, vollkommen gedeckt; jedes landtagsfähige Gut ist in diesem Betracht Reichsherrlichkeit, und giebt damit seinem edelgebornen Herrn die Reichswürde. Eben das gilt von allen mit adeligen Freiheiten verknüpften

*) Große Herren haben daher in ihren Familien für mehrere jüngere Söhne eigene Würden, damit sie nicht unmittelbar zu Gentlemen herabsinken. — Un Comte de Provence, un Comte d'Artois ist durch seine Grafschaft gleich vor diesem tiefen Fall bewahrt. Eben so machen es auch adelige Familien, die ihren jüngeren Kindern besondere Herrlichkeiten, Stiftspräbenden ꝛc. verschaffen.

Bedienungen im Reiche und im Lande: wer solche besitzt, steht in einer wirklichen Reichswürde, und der ältere Hauptmann eines Fürsten geht dem jüngern Hauptmann des Kaisers vor. Wo ein adelig geborener in einer bestimmten geistlichen Würde steht, da wird er zum wirklichen Adel gerechnet; und wenn einer ein Majorat oder Fideicommiß stiftet, das vom Kaiser oder dem Landesherrn zu einer Reichs- oder landtagsfähigen Herrlichkeit erhoben wird, da entsteht ein neues Reichsamt, was seinem adelig gebornen oder adelig gemachten Besitzer den wirklichen Adel giebt; den edel gebornen Töchtern geben sowohl die Würden ihrer Männer, als die Präbenden in adeligen Stiftern den Adel. Und sonach können die Schwierigkeiten so groß nicht seyn, um in Deutschland, wie in England, jenen Unterschied deutlich festzusetzen, und die adelig geborenen Söhne und Töchter nur in so fern zum Adel zu rechnen, als sie auf vorbeschriebene Art gewürdiget sind, den übrigen aber bis dahin sie auch durch gleiche Würden und Güter erhoben sind, bloß die Adelsfähigkeit beizulegen.

Hr. B...g mag nun, wenn es ihm beliebt, mit Hülfe von Justus Möser, oder auch allein gegen Justus Möser streiten; G. will nicht mit Hrn. B...g streiten. Ein Freund von G. meinte, es sei nicht zufällig, daß in dem „Nachsatze" des Kukuks erwähnt werde; G. glaubt, daß es zufällig sei, ob er gleich nicht leugnen

kann, daß der monotone oft wiederholte Ruf, der aus dem Verfassungsbüchlein und allen spätern Werken erscholl, ihn oft erinnert hat an den bekannten Ruf. Aber nicht mit Spott, sondern mit Freuden, wollen wir Hrn. B...g begrüßen, wenn er wirklich der Bote einer bessern Zeit ist, die über Preußen und ganz Deutschland ihren Segen ergießen wird, sobald die Preußische Verfassung von Sr. Majestät sanctionirt und proclamirt seyn wird.

Weil G. wirklich den Eifer des Hrn. B...g hochschätzt, und wünscht, daß es ihm wohl gehe: so will er ihm noch zuletzt einen guten Rath ertheilen.

Hr. B...g mag vielleicht historische Kenntniß haben vom Adel, obgleich dies ungewiß bleibt, da er immer nur einen Autor citirt; außer Zweifel aber ist, daß Hr. B...g von dem jetzigen Adel, von den Gesinnungen und Gefühlen der lebenden Adeligen wenig Kenntniß hat, aus dem Grunde, weil er so oft von

„Bauernadel"

spricht. Hr. B...g hat vielleicht wenig Gelegenheit gehabt, den Adel kennen zu lernen. Ob er sich gleich zum Vertheidiger der Adelsansprüche der Cadets gemacht hat, welches gerade der streitige Punkt ist zwischen den Ultras und den gemäßigten Liberalen, so kann er doch sicherlich glauben, daß er beim Adel durch diese seine Vertheidigung nicht so viel Gunst gewinnt, als er verliert durch die unaufhörliche Wiederholung des unglücklichen Worts: Bauernadel. Den Zöglingen in der Pensionsanstalt, wenn der Lehrer schmählte, ist schwerlich so widrig zu Muthe gewesen, als den Adeligen ist, wenn

sie das Lieblingswort des Hrn. B...g: Bauernadel, hören. In diesem Widerwillen stimmen alle mit dem Hrn. v. B. überein, welcher es dem Hrn. B...g auf eine freilich nicht feine Weise gesagt hat. Hr. B...g höre also auf von Bauernadel zu sprechen, wenn es sein Wunsch ist, in der für ihn neuen Rolle als Vertheidiger des Adels sein Glück zu machen in adeligen Gesellschaften, Dank zu ernten von ihnen, oder durch Einfluß von Adeligen zu einem größern Wirkungskreise zu gelangen.

Mit Hrn. B...g wird G. weiter kein Wort wechseln.

Was die hochwichtige Sache betrifft, so wird G. den Hrn. Herausgeber bitten, die Aufmerksamkeit des Publikums ferner darauf zu richten, und für zweckdienliche Rede und Gegenrede über diese Sache die Monatsschrift fernerhin offen zu halten.

..g...

Ueber die Bewegungen in der Moldau und Wallachei, so wie auf der Halbinsel Morea.

Unter den Gelehrten Deutschlands, Frankreichs und Italiens giebt es unstreitig nur Wenige, welche das, was gegenwärtig in der Moldau und Wallachei, so wie auf der Halbinsel Morea, vorgeht, nicht als ein Unterpfand des endlichen Zusammensturzes türkischer Herrschaft, und als den ersten Anfang, gleichsam als die Morgenröthe griechischer Freiheit betrachten. Was seit mehr als drei Jahrhunderten gewünscht worden, scheint ihnen der Zeitigung näher gebracht; und so gewiß sind sie ihrer Sache, daß sie es sogar übel nehmen würden, wenn ein ruhigerer Denker (der zuletzt nur den Vorzug haben würde, die Wirklichkeit besser aufgefaßt zu haben) ihre Chimären bestritte, und nicht, wie sie, in dem Fürsten Hypsilanti einen zweiten Theseus erblickte, dessen vom Schicksal selbst angeordnete Bestimmung es mit sich bringe, den Minotaurus türkischer Zwingherrschaft in den Irrgängen des großherrlichen Palastes zu Constantinopel zu erschlagen.

Vorurtheile besonderer Art bestimmen die Ansicht dieser Gelehrten: Vorurtheile, denen eben so viel Liebe und Achtung für die Griechen, als Haß und Abscheu gegen die Türken zum Grunde liegt. Jene denkt man sich als

ein unterdrücktes Volk, dem nur die Freiheit fehlte, um zu einem neuen Leben zu erwachen, und wieder reich zu werden an Meisterwerken aller Art; diese betrachtet man als Barbaren, die keinen andern Beruf fühlen, als alles, was ihrer Oberherrlichkeit Abbruch thun könnte, im Keime zu ersticken: als Unmenschen, die, alles Wahre und Schöne von sich weisend, ihre Freude nur in der Befriedigung eines angebornen Blutdurstes finden, und eben deswegen nie verdient haben, ihren Fuß auf den heiligen Boden des christlichen Europa zu setzen. Dabei vergißt man: einmal, daß das alte Griechenland längst in der Erinnerung west-europäischer Völker ausgestorben seyn würde, wenn es nie ein Athen in demselben gegeben hätte; zweitens, daß das, wodurch die Hauptstadt des kleinen Gebiets von Attika ausgezeichnet war, unter Umständen zum Vorschein trat, welche so niemals wiederkehren können. Das, was den Charakter der Griechen im Allgemeinen zu allen Zeiten ausmachte, wird gar nicht in Betrachtung gezogen; und doch würde dies das Entscheidende seyn.

Es dürfte unter den gegenwärtigen Umständen nützlich seyn, dies weiter auszuführen; vor allen Dingen aber müssen wir sagen, was uns dazu veranlaßt.

Dies ist die kleine Schrift des Herrn Professors Krug in Leipzig, welche den prophetischen Titel führt: Griechenlands Wiedergeburt. Drei hellenischen Freunden gewidmet, bewegt sie sich in der seltsamen Form eines Programms für das christliche Osterfest als Auferstehungsfest gedacht. In seinem christlichen Eifer hat Herr Professor Krug zwei Begriffe

vermengt, welche nur allzu verschieden sind: Aufstand und Auferstehung (insurrectio und resurrectio). Nun kann man zwar zugeben, daß, im politischen Sinne genommen, eine Auferstehung ohne einen Aufstand nicht wohl möglich ist; indeß scheint der letztere doch nicht durch ein christliches Osterfest geheiligt werden zu können, und folglich die Benennung nicht ganz schicklich zu seyn. Den glücklichen Erfolg des großen Unternehmens findet der Herr Prof. Krug so wahrscheinlich, daß er am Schlusse seines Programms den Griechen zuruft: „Glück auf, ihr wackern Hellenen! Glück auf! Gedenket der großen Tage von Marathon, Thermopylä und Platää! So rufen euch nicht bloß eure Altvordern im Elysium zu; auch das ganze christliche Europa wünscht euch Glück zu eurem großen Unternehmen, und freut sich der über euer Land aufgehenden Morgenröthe. Schon seh' ich im Geiste vor den Strahlen derselben den Halbmond erbleichen auf den Zinnen von Constantinopel; schon seh' ich die entweihete Sophienkirche ihre Thore öffnen, um euch als Sieger in ihre weiten Hallen aufzunehmen. Schon seh' ich Athens Propyläen in neuem Glanze sich erheben, sehe seinen dreifachen Hafen mit Schiffen aus allen Weltgegenden sich füllen, die wißbegierige Jugend in den Schattengängen der Akademie und in den Hallen der Stoa sich drängen, um aus dem Munde beredter Lehrer die Sprüche der Weisheit zu vernehmen, und höre neue Hymnen singen, nicht zum Lobe des Zeus oder der Pallas, sondern zum Preise des ewigen Gottes der Christen, der das Licht schuf und die Menschen zur Freiheit berief, der da will, daß

die Knechtschaft aufhöre auf Erden, und daß selbst die Todten auferstehen zu einem neuen besseren Leben. Ihm allein sei Preis und Ehre! Amen."

So Herr Prof. Krug.

Auf die Gefahr, für einen Illiberalen gehalten zu werden, will ich sogleich bekennen, daß das, was in der Moldau und Wallachei, so wie auf der Halbinsel Morea vorgeht, mein Blut weniger in Wallung setzet. Was die Vorsehung über die Griechen beschlossen hat, weiß ich zwar eben so wenig, als der Verf. des Programms für das christliche Ostern- oder Auferstehungsfest; da aber die Vorsehung nie übernatürliche Mittel ins Spiel zieht; so zweifle ich, ob man berechtigt sei, die Unternehmungen eines Hypsilanti und eines Theodor Sludziev in einem vortheilhafteren Lichte zu betrachten, als in dem von verwegnen Streichen, bei welchen es gar nicht darauf ankommt, wie Viele das Opfer werden, wenn man nur das eigene Müthchen gekühlt hat. Ich sehe darin, die Wahrheit zu gestehen, nichts mehr und nichts weniger, als ein Strohfeuer, angezündet von Brauseköpfen, deren größte Angelegenheit nicht wohl eine andere seyn kann, als von sich reden zu machen, und die eben deswegen nur allzu schnell von der Bühne verschwinden werden. Ist der von ihnen eingeleitete Aufstand nicht von auswärtigen Mächten unterstützt — und alles spricht dafür, daß dies nicht der Fall sei —; ist er nichts weiter, als das Werk einer von Ali Pascha ausgeübten Bestechung ohne anderen Zweck, als eine nützliche Diversion zu bewirken: so werden wir sehen, wie schnell der Freiheitsrausch vorüber geht, und welche Betäubung

er zurückläßt. Wie schwach müßte man sich die türkische Regierung denken, um zu der Voraussetzung zu gelangen, daß sie einer Empörung der Moldauer, Wallacheier und Griechen unterliegen könnte! Jener Widerstand, den sie in dem Zeitraum von 1806 bis 1812 während des Krieges mit Rußland entwickelt hat, gestattet wahrlich eine solche Voraussetzung nicht. Allerdings darf man annehmen, daß eine Bevölkerung von fünf bis sechs Millionen Griechen, wenn sie guten Willen hat, in einem Reiche, wie das türkische ist, eine bedeutende Umkehr bewirken könne; allein wie viel gehört dazu, daß ein Volk, wie die Griechen, diesen guten Willen habe! Und wie viel gehört noch außerdem dazu, daß es die Mittel vereinige, die diesen guten Willen allein wirksam machen können!

Die, welche über das Verhältniß der Griechen zu den Türken urtheilen, nehmen immer die Miene an, als wären jene erst seit etwa dreihundert und siebzig Jahren ein unterjochtes Volk. Dies ist indeß ein Irrthum, auf dessen Berichtigung man nicht genug dringen kann, wenn es eine Würdigung des wahren Charakters der Griechen gilt. Die Auflösung griechischer Volksthümlichkeit geht weit über die christliche Zeitrechnung hinaus. Den ersten Anfang damit machten die Könige Makedoniens; und man weiß wahrlich nicht, ob die Rettung, welche der griechischen Nationalfreiheit durch Alexanders Unternehmung gegen Persien zu Theil wurde, nicht mehr zum Nachtheil als zum Vortheil dieses so vielfach zerstückelten Volkes war. Unter Einem Monarchen vereinigt, würde Griechenland allerdings einen großen Theil seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt haben; aber es würde im Stande

gewesen seyn, den Römern zu widerstehen. Durch seine Spaltungen bahnte es diesen den Weg, und nach kurzer Zeit trug es in allen seinen Theilen das römische Joch, ohne sich von demselben jemals befreien zu können. Zwar rettete es seine Sprache, und die Bildung, die es auf einzelnen Punkten durch eine eigenthümliche Staatsform erworben hatte, drängte sich sogar seinen Eroberern auf; allein es hatte deshalb nicht minder alle Selbstständigkeit verloren, und die Bereitwilligkeit, womit es römischen Gesetzen gehorchte, gab nur allzu sehr zu erkennen, bis zu welchem Grade es die Fähigkeit der Selbstbestimmung eingebüßt hatte. Am erträglichsten war sein Schicksal unter den römischen Imperatoren der drei ersten Jahrhunderte. Eine neue Periode der Bedrückung hob mit der Verlegung der Residenz nach Byzanz und mit den streng monarchischen Formen Constantin's des Großen an. Sie war bleibend, und von den Lauben der Akademie und von den Hallen der Stoa war schon lange nicht mehr die Rede, als die Türken sich dem Bosporus näherten, um Constantinopel und das europäische Griechenland zu erobern. Um also zu bestimmen, was diese Türken seit dreihundert und siebzig Jahren für die Herabwürdigung Griechenlands gethan haben, müßte man genau wissen, was für diesen Zweck das ganze Mittelalter hindurch geschehen ist, und wie viel selbst das kirchliche Christenthum dazu beigetragen hat. Athen, Sparta und Theben waren schon im fünften Jahrhundert bis zur Unkenntlichkeit verändert; und konnte dies ausbleiben, da die Blüthe dieser kleinen Staaten auf ihrer Unabhängigkeit beruhete, die von dem Augenblick an verschwinden

mußte, wo sie Bestandtheile eines großen Reiches geworden waren? Seit dem Daseyn Constantinopels konnte von Athen nur als von einer Provinzial-Stadt die Rede seyn; das Schicksal der Provinzial-Städte aber war unter den byzantischen Imperatoren vollkommen eben so traurig, wie unter den türkischen Sultanen; denn jene hatten für bessere Gesetzgebung und Rechtspflege eben so wenig Sinn, wie diese, und wenn man die Vielweiberei und das Serai abrechnet, so ist der Hof von Constantinopel noch immer, was er vor dem Jahre 1453 war, wo Mohamed der Zweite dem oströmischen Kaiserthum ein Ende machte. Nichts haben die Türken an den organischen Gesetzen dieses Kaiserthums verändert; und eben deswegen ist es baare Thorheit, zu glauben, daß der Despotismus erst mit den türkischen Sultanen über Griechenland gekommen sei, und dessen Bewohner auf den Punkt von Erniedrigung und Verworfenheit gestellt habe, worauf sie, als Volk genommen, jetzt zu stehen scheinen, oder wirklich stehen.

Man könnte sogar in die Versuchung gerathen, zu behaupten, der gesellschaftliche Zustand der Griechen habe sich unter den türkischen Sultanen verbessert; und man würde wenigstens in Einer Beziehung die Wahrheit auf seiner Seite haben.

Von Constantin dem Großen an bis auf den letzten Commenen herab, waren die Griechen von einem Sectengeiste besessen, der sie unduldsam und hassenswerth machte. Unstreitig war dieser Sectengeist das eigenthümliche Ergebniß einer Verfassung, die seitdem nicht verbessert worden ist; allein seitdem Constantinopel von

den Türken erobert worden, hat der kirchliche Fanatismus aus einem doppelten Grunde aus den Gemüthern der Griechen weichen müssen: einmal nämlich, weil sie selbst zu einem Gegenstande der Duldung wurden; zweitens, weil durch den lebhaftesten Eifer nichts über Gebieter zu gewinnen war, die den Lehren Mohameds anhingen. Der Charakter der Griechen hat hierdurch einen guten Theil von jener Liebenswürdigkeit zurückgewonnen, die ihm in einer früheren Periode, wo das kirchliche Christenthum noch nicht auf ihn eingewirkt hatte, eigen seyn mochte; und, was das Beste dabei ist, sie haben seitdem aufgehört, sich unter einander anzufeinden, zu verfolgen, zu tödten. Die schlimmste Krankheit, wovon ein Volk getroffen werden kann, ist also gerade durch ihre Berührung mit den Türken von ihnen gewichen.

Wir wollen hiermit nichts weiter sagen, als daß in dem Verhältnisse der Griechen zu den Türken bei weitem nicht so viel Hassenswerthes liegt, als Die sich einbilden, zu deren politischen Glaubens-Artikeln es gehört, daß, um die Griechen frei zu machen, die Türken über den Bosporus zurückgejagt werden müssen. Von den großen Schwierigkeiten, welche dies Unternehmen in sich schließt, selbst wenn auswärtige Mächte ihren Beistand nicht versagen sollten, wird weiter unten die Rede seyn. Jetzt werfen wir nur die Frage auf: durch welche, in dem Charakter der Griechen vorangegangene, Veränderung ist dies Volk eines besseren Looses würdig geworden, als sein bisheriges seit mehr als zwei tausend Jahren war?

Der Leichtsinn der Griechen war bei den Römern zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden; und sie bezeichneten dadurch die höchste Charakterlosigkeit, nach welcher man allen alles seyn und immer nur auf dem breiten Strome der Begebenheiten schwimmen will. Vorausgesetzt nun, daß die Griechen sich in diesem Leichtsinne gleich geblieben sind: wie könnte man annehmen, daß sie mit demselben zu irgend einer politischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gelangen werden? Doch selbst zugegeben, daß hierin eine Veränderung mit ihnen vorgegangen sei: wie möchten sie es in dem gegenwärtigen Zustande der Kriegskunst wohl anfangen, sich zu Gebietern Derer zu machen, die bisher die ihrigen waren? Woher die Disciplin nehmen, deren es bedarf, um dem türkischen Militär zu widerstehen? und wie das Kriegsmaterial erwerben, ohne welches seit der Erfindung des Schießpulvers kein Volk ins Feld rücken darf? Es ist bei weitem nicht mehr so leicht, ein lästiges Joch abzuschütteln, als es in früheren Zeiten war, wo Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit zum Ziele führen konnten, weil es noch keinen Zerstörungsstoff gab, der den Muthigsten und den Feigsten gleich setzt.

Es giebt aber in dem Charakter der Griechen noch Eine Seite, die wohl erwogen zu werden verdient, wenn in Beziehung auf ihn die Rede ist von politischer Freiheit. Dies ist ihre Vorliebe für den Handel, als die leichteste und bequemste aller gesellschaftlichen Verrichtungen. Wo diese Vorliebe herrschend geworden ist, da hat die politische Freiheit aufgehört, ein Bedürfniß zu seyn: die Bereicherungssucht

ist an die Stelle der Vaterlandsliebe getreten; der Punkt, auf welchem man lebt, hat nur in so fern einen Werth, als er die Habsucht unterstützt; Zeit und Gelegenheit sind die einzigen Gottheiten, denen man dient. Ein Volk von Kaufleuten zu einem Volk von Kriegern zu machen, ist daher eine Aufgabe, die sich entweder gar nicht lösen läßt, oder nur dann gelös't werden kann, wenn man sich so dabei benimmt, wie der Führer der Israeliten. In Beziehung auf die Griechen läßt sich gar nicht absehen, wie sie durch sich selbst die Helden erzeugen wollen, deren sie bedürfen, um unabhängig zu werden; und wiederum würden diese Helden, wenn sie, wie durch ein Wunder, unter ihnen entständen, ihnen kein Vertrauen einflößen und in kurzer Zeit zu Schanden werden. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit ihnen, wie mit einem anderen Volke, das, nur vom Handelsgeiste beseelt, der politischen Freiheit sehr gern entsagt, und bei sich selbst nichts lächerlicher findet, als sich für Güter todt schlagen zu lassen, die man nicht die seinigen nennen, d. h. die man nicht zum Eigenthum zählen darf. Auch ist dieser Fehler (sofern es einer ist) in den Griechen weit älter, als Diejenigen glauben, die alles, was von ihnen herrührt, durch die Brille der Idealität betrachten. Ohne sie deshalb anklagen zu wollen, möchten wir doch behaupten, daß allen ihren früheren Einrichtungen kaufmännische Zwecke zum Grunde lagen, und daß alle Schicksale, die jemals über sie gekommen sind, sich aus dem Kaufmannsgeist entwickelt haben. Sie waren erobernd, so lange sie es mit Vortheil seyn konnten; aber sie wurden unterjocht, sobald

sie mit ihrem Speculationsgeiste dahin gekommen waren, das Sichere dem Unsichern vorziehen zu müssen. Gegenwärtig dürfte nichts im Stande seyn, sie zu Unabhängigkeits-Versuchen zu bereden; denn der ganze türkische Handel ist in ihren Händen, und was sie von Geschäften an die Armenier und Juden abgeben, kommt kaum in Betracht. Von einem solchen Volke nun annehmen, daß es sich frei machen werde, heißt eine Voraussetzung wagen, die sich auf nichts stützet; es hat nur allzu gute Gründe, nicht frei seyn zu wollen *).

Wahrlich es giebt Täuschungen, denen man sich nicht hingeben kann, ohne lächerlich zu werden; und eine solche ist unstreitig die, nach welcher man glaubt, daß ein Volk, welches seine Unabhängigkeit seit länger als zwei Jahrtausenden verloren hat, noch einmal wieder frei wer-

*) Nichts ist unzuverlässiger, als was von den Verwandlungen gesagt wird, die mit dem Charakter eines Volkes vorgegangen seyn sollen; was diesen Punkt betrifft, so ist der höchste Unglaube gerechtfertigt durch die höchste Unwahrscheinlichkeit, die sich an die Sache selbst knüpft. Wollte man es genauer untersuchen, so würde sich finden, daß die Griechen nie eine hinreichende Veranlassung gehabt haben, in sich zu gehen und ihre ursprünglichen Fehler zu verbessern. Treulos sind sie zu allen Zeiten gewesen. Bei den Römern ist graeca fides ein Brandmahl. Polybius, selbst ein Grieche, sagt von seinen Landsleuten: „Wenn man bei den Griechen einem Manne, der öffentliche Einkünfte verwaltet, ein Talent anvertrauet: so reichen zehn Empfangscheine, eben so viele Siegel und die doppelte Anzahl von Zeugen nicht hin, ihn von Unterschleifen abzuhalten.“ In Wien herrscht das Sprichwort: „daß man aus Einem Griechen fünf Juden schneiden könne.“ Es ist die Frage: ob ein Volk von diesem Gepräge jemals zur politischen Unabhängigkeit gelangen könne, oder zu gelangen verdiene? In jedem Falle kann es sich nicht darin behaupten.

den könne. Fürst Hypsilanti, der den Charakter der Griechen unstreitig zu würdigen weiß, kennt, um sie in sein Interesse zu ziehen, kein anderes Mittel, als ihnen den kirchlichen Unterschied fühlbar zu machen, der zwischen ihnen und den Türken obwaltet; und ob er sich gleich von diesem Mittel sehr wenig versprechen mag: so empfiehlt er ihnen doch das Kreuzschlagen als Aufmunterung zur Tapferkeit. Hierin nun deckt sich die schwache Seite seines Unternehmens nach ihrem ganzen Umfange auf; denn es geht daraus hervor, daß die Freiheit, welche die Griechen erkämpfen sollen, weit entfernt ist, ihr eigenes Bedürfniß zu seyn. Wie das Kreuzschlagen die Tapferkeit ersetzen könne, läßt sich nun zwar nicht begreifen; indeß mag Fürst Hypsilanti wegen seines guten Raths doch mehr entschuldigt seyn, als der Philosoph zu Leipzig, wenn er in seinem Auferstehungs-Programm darauf dringt, daß seine Hellenen die Schwelle der St. Sophien-Kirche zu Constantinopel nicht anders betreten sollen, als mit vorgetragenem Kreuze. Weiß denn dieser Philosoph nicht, daß das Kreuz, als Symbol der Demuth und Unterwerfung, allen Rebellionen entgegenwirkt, und die Ergebnisse derselben zum Voraus verdammt? und ist ihm unbekannt, daß ein Volk, das sich mit dem Kreuze vertraut gemacht hat, der Erhebung unfähig geworden ist? Doch dem sei wie ihm wolle: wenn der Freiheitssinn der Griechen keine bessere Quelle hat, als die Eigenthümlichkeit ihres Kirchenthums, so ist das Verhältniß, worin sie bisher zu den Türken standen, gesichert genug. Dieses Kirchenthum ist, wenn man gewisse Dogmen abrechnet, die, als

übernatürliche Lehren, keinen Einfluß auf die Gemüther gewinnen können, noch ganz dasselbe, was es in früheren Zeiten war, wo Niemand an ein Christenthum dachte; und da es in diesen Zeiten weder für den Angriff, noch für den Widerstand das Mindeste leistete: so läßt sich annehmen, daß es auch jetzt nichts leisten werde.

Ohne Zweifel kann man sehr viel voraussehen, wenn man sich über das hinaussetzt, was die Wirklichkeit mit sich bringt; und so mag unser Philosoph entschuldigt seyn, wenn er sich vorstellt, daß es nur der Vertreibung der Türken aus Europa bedürfe, um die Lauben der Akademie, die Hallen der Stoa wieder entstehen, und den Piräus sich mit den Schiffen aller Nationen füllen zu sehen: mit der Einen Schwierigkeit sind alle übrigen besiegt. Hat unser Philosoph aber wohl je daran gedacht, welche Verlegenheit für die Griechen, nach Abschüttelung des türkischen Joches, entstehen würde? Sich selbst zurück gegeben, würden sie sich ordnen müssen. Dies aber würde nicht leicht seyn. Zu allen Zeiten zerfielen die Griechen in viele Völkerschaften, die sich von einander abstießen; und dasselbe würden sie, trotz allen seit zwei Jahrtausenden gemachten Erfahrungen, aufs Neue thun. Woher nun das gemeinschaftliche Band nehmen, wodurch die Vielheit zur Einheit wird? In Corsika lebt, so viel wir wissen, ein Abkömmling der Comnenen. Soll man ihn auf den Thron berufen, den seine Ahnen verloren? Dies wäre allerdings eine Auskunft; allein wer leistet die Gewähr, daß dieser Comnene, nach einer Trennung von drei hundert und siebzig Jahren, zu den Griechen passen wird? Und wenn er

nicht paßt, durch wen ihn ersetzen? Ist es denn so leicht eine Dynastie zu haben? Und ist mit der Dynastie alles abgemacht? Bedarf es außerdem nicht mannichfaltiger Einrichtungen, wenn ein Volk sich als Volk empfinden und sich selbst beglücken soll? Woher aber diese Einrichtungen nehmen und ihnen den passenden Charakter geben? Nie verstanden sich die Griechen auf bleibende Organisationen, wenn man etwa die Spartaner ausnimmt, deren Staatswesen noch die meiste Haltung hatte; und was sie von den Türken in dieser Beziehung gelernt haben, mag nicht viel werth seyn. Es spricht also eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Ende ihrer angeblichen Sklaverei der Anfang eines zerstörenden Bürgerkrieges seyn wird, so etwa, wie es im spanischen Südamerika der Fall ist, nachdem die Colonieen sich vom Mutterlande losgesagt haben. Dabei aber ist weder an die Wiedererstehung der Akademie und Stoa, noch an die Füllung des Piräus mit den Schiffen aller Nationen zu denken. Auf die Hymnen, deren Gegenstände Zevs und Pallas sind, will Herr Krug Verzicht leisten; und dies ist schon etwas werth. Warum denn aber nicht auch auf die Akademie und die Stoa? Man sollte meinen, diese hätten mit dem früheren Cultus in einer Verbindung gestanden, die sich nicht wohl trennen lasse; und wenn die Tempel des Zevs und der Minerva sich in Tempel des ewigen Gottes verwandeln sollen, so ist kein Grund vorhanden, die Akademie und die Stoa nicht auch in Hörsäle moderner Philosophen umzuschaffen. So ist es unstreitig auch gemeint; nur daß daraus schwerlich etwas hervorgehen würde, was nach zwei

Jahrtausenden denselben Wunsch erzeugte, der gegenwärtig in so großer Allgemeinheit für die Befreiung der Griechen spricht.

Wir haben bisher von den Hindernissen gehandelt, welche, in den Griechen selbst thätig, auf der einen Seite die lange Dauer ihrer Sklaverei erklären, auf der andern die Fortdauer derselben verbürgen. Untersuchen wir nun, was in den Türken liegt, den Traum von ihrer Vertreibung aus Europa, wo nicht für alle Zeiten, doch wenigstens für die nächste Zukunft, unwirksam zu machen.

Bekanntlich hat Voltaire diesen Traum zuerst gehabt. Was bei ihm unstreitig nichts weiter war, als eine Schmeichelei, das hat sich in den letzten funfzig Jahren in gewissen Köpfen zu einem ernsthaften Gedanken ausgebildet, den man nicht aufgeben dürfe; und der Abscheu vor dem Koran ist nur allzu thätig gewesen, die Gründe aufzufinden, um derentwillen der voltairische Traum in Erfüllung gebracht werden müsse. Herr von Pradt, die Schwierigkeiten nicht verkennend, welche die Versetzung der Türken nach Asien haben würde, will, daß man sie zur Annahme der europäischen Civilisation bewege; und dies möchte hingehen, vorausgesetzt, daß in dieser Civilisation Einheit das erste Bedürfniß ist, wovon wir uns, die Wahrheit zu gestehen, niemals haben überzeugen können. Allein dieser Weg ist viel zu lang und viel zu holpricht. Auf ihn zum Ziele zu kommen — und zwar in einer gegebenen Zeit, die man so gern nach der Vorstellung von der eigenen Lebensdauer bestimmt — schließt keine Wahrscheinlichkeit

in sich. Besser also wird der Knoten durchschnitten, wo=
bei es nur darauf ankommt, die Kriegserklärung gehörig
zu motiviren. Vernehmen wir nun, was der Verfasser
des Auferstehungs=Programms für diesen Endzweck an
die Hand giebt.

Die Herrschaft der Türken, meint er, könne durch=
aus nicht als eine rechtmäßige (legitime) betrachtet wer=
den; denn sie sei nur eine angemaßte (usurpirte), ent=
standen durch einen bloßen Angriffs= und Eroberungs=
krieg, der, nach allen gesunden, d. h. vernünftigen Be=
griffen vom Völkerrechte, nie die Herrschaft des einen
Volkes über das andere rechtlich begründen könne. Nie
hätten die Griechen einen Unterwerfungsvertrag in An=
sehung ihrer Personen, nie einen Abtretungsvertrag in
Ansehung ihres Gebiets mit den Türken abgeschlossen;
von Verjährung des Besitzes oder Mitbesitzes aber könne
nicht die Rede seyn, wo das Recht auf Seiten des ur=
sprünglichen, das Unrecht auf Seiten des eingedrunge=
nen Besitzers oder Mitbesitzers so klar am Tage liege.
Nur dann sei eine Herrschaft durchaus rechtmäßig, wenn
sie nicht bloß in Ansehung ihres Ursprunges, sondern
auch in Ansehung ihres fortwährenden Gebrauchs den
Rechtsgesetzen gemäß sei; wogegen eine Herrschaft, wie
die türkische, wo der Herrscher, wenn er sich dem Volke
zeige, den Scharfrichter gleich hinter sich habe, und wo,
ganz nach Belieben, ohne Urtheil und Recht strangulirt,
incarcerirt, exilirt und confiscirt werde, sich selbst, täg=
lich und stündlich, das Gepräge des Unrechts auf das
Unverkennbarste aufdrücke.

So wäre denn der türkischen Regierung das Urtheil

gesprochen: sie darf, als eine unrechtmäßige, nicht länger fortdauern, und muß folglich aufgelös't und von dem Boden Europa's — diesem heiligen Boden das Rechts und der Gerechtigkeit — vertilgt werden.

Kaum dürfen wir hoffen, durch nachfolgende Bemerkungen eine Milderung zu bewirken; indeß wollen wir sie doch nicht unterdrücken, weil es sonst scheinen könnte, als wäre die europäische Politik, die sich seit mehr als vierthalb Jahrhunderten mit dem Daseyn der Türken vertragen hat, von allen Rechtsbegriffen und von aller Vernunft verlassen gewesen.

Das Eindringen der Türken in den Süden von Europa, so wie das Gelingen ihrer Unternehmung, kann nur aus der Schwäche des Widerstandes erklärt werden, auf welchen sie stießen; und da diese Schwäche ihren letzten Grund in der Organisation des ost-römischen Reichs haben mußte: so wird diese es seyn, woran wir uns zu halten haben. Wer aber soll ihr den Proceß machen? Das Schicksal hat entschieden, und wer da weiß, was seit dem zwölften Jahrhundert vorangegangen war, der wundert sich eben so wenig über diese Erscheinung, wie über den endlichen Zusammensturz eines baufälligen Hauses, und jedes andere Ereigniß, das mit Nothwendigkeit erfolgt. Die kitzlichen Fragen: „worin besteht das Eroberungsrecht?" und: „worauf beruht die Rechtmäßigkeit der Herrschaft?" werden am besten durch Gegenfragen beantwortet.

Es stehe hier also zunächst die Frage: was hat es auf sich mit der Rechtmäßigkeit des Besitzes der Franken in Gallien, der Gothen in Spanien, der Sachsen

und Normannen in Britannien? Darf von Verjährung des Besitzes und des Mitbesitzes nicht die Rede seyn, wo das Recht auf Seiten des ursprünglichen, das Unrecht auf Seiten des eingedrungenen Besitzers oder Mitbesitzers ist: so folgt daraus, daß den Franken, den Gothen, den Sachsen und den Normannen eben so wohl der Proceß gemacht werden muß, als den Türken; denn da eine Verjährung von 370 Jahren keine ist, so ist auch eine von tausend und mehr Jahren keine. Will sich unser Programmatist etwa dadurch aus der Verlegenheit ziehen, daß er sagt, jene deutschen Völker wären so verständig gewesen, die Sprache, die Religion und die Sitten der Ueberwundenen anzunehmen; so bemerken wir gegen ihn: 1) daß der eigentliche Rechtspunkt dadurch nicht verändert wird; 2) daß, wenn ein Amalgama entscheiden darf, die Zeit abgewartet werden muß, wo Türken und Griechen zu Einem Volke geworden seyn werden, es sei nun, daß jene mehr in diese, oder diese mehr in jene übergehen.

Die Beantwortung der Frage: worauf beruhet die Rechtmäßigkeit der Herrschaft? ist vollkommen mißlungen, wenn man die Sache nicht besser auffaßt, als unser Programmatist, der an gewissen Proceduren klebt, die ihm mißfallen, ohne daß er es der Mühe werth findet, ihre relative Nothwendigkeit zu untersuchen. Welcher Westeuropäer könnte im neunzehnten Jahrhundert in die Versuchung gerathen, das Verfahren der türkischen Regierung preiswürdig zu finden! Aber welcher gebildete Mann weiß nicht, daß dieselbe Barbarei, welche den Türken geblieben ist, vor mehreren Jahrhunderten in

Europa allgemein verbreitet war! Trugen denn nicht Ferdinand der Dritte von Spanien und Ludwig der Neunte von Frankreich das Holz zu den Scheiterhaufen zusammen, auf welchen sogenannte Ketzer verbrannt wurden? und sind nicht eine Menge anderer Gräuel begangen worden, welche sich eben so wenig beschönigen lassen? Wer aber läßt sich einfallen, die Rechtmäßigkeit jener Könige in Zweifel zu ziehen! und wer, der jemals über das Verhältniß der Regierungen zu den Regierten gedacht hat, wird und kann auf den Gedanken gerathen, über die Rechtmäßigkeit der erstern nach den Mitteln zu urtheilen, die sie anwenden müssen zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung? Sind diese Mittel jemals besser oder schlechter, als sie nach dem Grade der vorhandenen Aufklärung seyn können? und läßt sich nicht darauf rechnen, daß sie in eben dem Maße sanfter und menschlicher seyn werden, als die Zeit vorrückt und die Einsicht wächst? Was bürgt denn unserem Programmatisten dafür, daß wir unseren Nachkommen nach zwei- bis dreihundert Jahren nicht auch als Barbaren erscheinen? Wird dies aber der Rechtmäßigkeit unserer Regierungen jemals Abbruch thun können?

Um die Rechtsgründe, wodurch man eine Vertreibung der Türken aus Europa rechtfertigen möchte, steht es also schlecht; sie sind nicht stichhaltig, weil die Türken, wenn sie ihren Vortheil verstehen, sie sämmtlich in Schutzwaffen verwandeln können.

Untersuchen wir nun, was es mit den Gründen der sogenannten Convenienz auf sich hat.

In Wahrheit, es ist zu glauben, daß Die, welche

mit der größten Geläufigkeit von einer Versetzung der Türken nach Asien reden, sehr wenig über die Sache und ihre unmittelbaren Folgen nachgedacht haben. Erstlich läßt sich nicht voraussetzen, daß die Türken auf die erste Aufforderung über den Bosporus zurückgehen werden: sie werden vertheidigen wollen, was sie dreihundert und siebzig Jahre besessen haben, und aus dieser Vertheidigung wird ein Krieg hervorgehen, den der Fanatismus zu einem grausenvollen macht. Zweitens, gesetzt, es gelinge, die Türken nach Asien zu versetzen: was ist dadurch gewonnen? Was hat es auf sich mit dem Meeresarm, welcher Europa von Asien trennt? Werden sie über denselben nicht zurückstreben? werden die Griechen sich auch nur einen Augenblick vernachlässigen dürfen? und wird daraus nicht ein Verhältniß hervorgehen, dem ähnlich, welches im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zwischen Griechen und Türken bestand? Drittens, wenn die Unerträglichkeit dieses Verhältnisses zu der Frage führt, was allein im Stande sei, dasselbe abzukürzen — wie dann? Um das ost-römische Kaiserthum in seiner Integrität wieder zu erhalten, wird man sich genöthigt sehen, die Türken dahin zurückzujagen, von wo sie ausgegangen sind, d. h. in die weiten Länder nördlich vom kaukasischen Gebirge und östlich vom kaspischen See, jenseits des Oxus der Alten. Wie kann man aber glauben, daß dies leicht sei; und wie sich einbilden, daß es zu Stande gebracht werden könne, ohne einen bedeutenden Theil der asiatischen Welt in Aufruhr zu setzen und Kräfte zu wecken, die bisher geschlummert haben! Ein hundertjähriger Kampf, ähnlich

demjenigen, der am Schlusse des elften Jahrhunderts begonnen wurde, könnte sich hieraus entwickeln. Und wozu? Um ein Volk frei zu machen, das die Freiheit nie ertragen konnte, und ein anderes Volk zu bedrängen, das Verträge ehrt und keinen seiner Nachbarn verletzt. Was für Nachbarn man an den Türken hat, das ist bekannt; was für Nachbarn man an den Griechen haben würde, das läßt sich nur nach dem leichtsinnigen Charakter dieses Volkes beurtheilen. Der Leser wird bemerken, daß ich hier immer in der Voraussetzung rede, daß die Verbannung der Türken aus Europa zum Vortheile der Griechen, d. h. zur Wiederherstellung der griechischen National-Freiheit, geschehen soll. In jeder anderen Voraussetzung würde diese Verbannung noch bedenklicher seyn, zum wenigsten keine von den Wirkungen hervorbringen, welche man sich davon, freilich ohne allen Grund, verspricht.

Ohne einzugehen auf das was Seite 22 des Auferstehungs-Programms von der bisherigen Politik Frankreichs und Englands mehr angedeutet als ausgesprochen ist; ohne auch den historischen Schnitzer zu rügen, den Herr Prof. Krug sich durch die Behauptung zu Schulden kommen läßt, daß Ludwig der Vierzehnte von allen christlichen Fürsten der Erste gewesen sei, der sich mit den Türken in ein Bündniß eingelassen, wollen wir zum Schlusse dieser Abhandlung noch Eine Saite ausklingen lassen, welche gleich im Eingange des Auferstehungs-Programms sehr stark berührt wird.

„In meiner Schrift über den heiligen Bund, bemerkt der Verfasser, hatt' ich unter andern gesagt: „„die

christliche Politik"" — wie ich sie mir nämlich nach den offenen Artikeln des heil. Bundes dachte, als eine Politik der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens — „„würde auswärts immer noch mit der unchristlichen zu kämpfen haben, und in einem so heiligen Kampfe zur Besiegung böser Principien würde selbst der heil. Bund den Gebrauch der Waffen nicht verschmähen dürfen. Er würde z. B. die Türken auffordern, daß sie die Pest nicht mehr in ihrem Schooße hegen und pflegen, und dadurch Europa fortwährend mit einem der furchtbarsten Uebel bedrohen; desgleichen, daß sie nicht mehr die ihnen unterworfenen Christen als Sklaven behandeln, und wenn diese sich nicht wollen so behandeln lassen, sie, wie die wackeren Servier, mit den grausamsten Strafen belegen.""

Doch wir dürfen auch Folgendes nicht unbemerkt lassen.

In einer Parenthese gesteht der Verfasser, „daß der heil. Bund, den Manche bereits für abgestorben, Andere für ausgeartet halten, ihm als ein Samenkorn erscheine, dessen Keim zwar in harter Schale eingeschlossen schlummere, aber nur auf einen fruchtbaren Regen harre, um seine Hülle zu durchbrechen."

Hiernach macht er den heil. Bund zu einem geheimnißvollen Wesen, dessen wahre Beschaffenheit einst an das Licht kommen werde; und es versteht sich wohl von selbst, daß er in seinem Eifer für die Hellenen vorzüglich dem Bunde vertraut, als derjenigen Kraft, die ein so lobenswerthes Bestreben, wie das der Griechen, wo nicht auf der Stelle, doch mit der Zeit unterstützen werde.

Was geschehen wird, mag dahin gestellt bleiben; denn über Dinge dieser Art entscheidet eine höhere Macht. Wenn aber der Verf. glaubt, der heilige Bund, als solcher, werde sich der Bewegungen in der Moldau und Wallachei und auf der Halbinsel Morea annehmen — wer möchte alsdann nicht die Afterweisheit belächeln, die aus dieser Vermuthung spricht! Was ist denn, dem buchstäblichen Sinne der Urkunde nach, der heil Bund? Ein Uebereinkommen von Suveränen, welche im Angesicht der ganzen Welt die Verbindlichkeit übernommen haben, ihre Politik dem Sittengesetz, nicht, wie es beinahe immer der Fall gewesen ist, das Sittengesetz der Politik unterzuordnen. Wer also in Hinsicht dieses Bundes von geheimen Artikeln träumt, der hat von dem Zweck desselben so gut als gar nichts begriffen; in ihm ist nichts Geheimnißvolles, weil dieses seinem Wesen entgegen seyn würde. Und wer da weiß, was es sagen will, die Politik dem Sittengesetz unterzuordnen, der kann, ohne irgend einer Vermuthung Raum zu geben, von dem Bunde immer nur das erwarten, was das Sittengesetz heischet, nicht was sich durch Convenienz und fromme Wünsche allenfalls beschönigen ließe Gerade hierdurch ist der heilige Bund die schönste Erscheinung in der Zeit; schön besonders deshalb, weil er bei seiner Entstehung von drei Monarchen geschlossen wurde, von welchen jeder einem besonderen Kirchenthum angehört.

Mit dieser rein sittlichen Tendenz nun sollte der heil. Bund an ein nicht-christliches Volk die Forderungen machen dürfen, welche ihm der Verf. des Auferstehungs-Programms gewissermaßen als Verbindlichkeiten auflegt?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Türken Mohamedaner sind, daß sie, als solche, kein anderes Gesetzbuch haben, als den Koran, und daß, indem dieses Gesetzbuch die unumschränkte Monarchie postulirt, die Gottesgelehrten die einzigen Gesetzkundigen sind. Die Folge von dem allen ist der Fatalismus: eine Weltansicht, die so alt ist, als die Reiche des Orients, und in ihnen schwerlich jemals aussterben kann.

Was heißt es nun, die Türken — wenn es seyn muß, mit den Waffen in der Hand — zur Entsagung jener Gleichgültigkeit bewegen, die sie gegen das schrecklichste Uebel, die Pest, bisher bewiesen haben? Heißt es etwas anders, als sie zur Entsagung des Korans, aller auf denselben gegründeten Institutionen und nebenher ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zwingen wollen? Und dies sollte ein Bund thun, der keinen anderen Zweck hat, als die Politik dem Sittengesetz unterzuordnen? Zugegeben, daß es nur heilsam für Europa seyn würde, wenn sich die Türken zu Quarantäne-Anstalten entschlössen — was will man ihnen antworten, wenn sie sagen: wir fürchten den Tod nicht, und finden es lächerlich, daß man uns nöthigen will, ihn für furchtbar zu halten. — Sollen nun die Waffen entscheiden, so läßt sich wenigstens Eins vorhersehen, nämlich, daß sie weder den Koran noch den Fatalismus verdrängen werden. Das ganze Unternehmen der verbündeten Suveräne würde aber dadurch zu einem Abenteuer werden, das sich durchaus nicht verantworten ließe.

Eben so in Ansehung der dem heil. Bunde von dem

Verf. des Auferstehungs-Programms aufgelegten Verbindlichkeit, eine bessere Behandlung christlicher Unterthanen von den Türken zu fordern.

Zugegeben, daß in dieser Behandlung nur allzu viel Unmenschliches liegt — mit welchem Rechte verlangt man von einer Regierung, welche, als eine theokratische, den Begriff von Bürgerthum und Freiheit als unnützen Plunder zu verwerfen genöthigt ist, daß sie sich mit sich selbst in Widerspruch setze, indem sie ihre eigenen Glaubensgenossen als Unterthanen, die Christen hingegen als Bürger und Freie behandeln soll? Wahrlich, man muß die Wirkungen der Regierungsformen sehr wenig erforscht haben, wenn man, wie der Verf. des Auferstehungs-Programms, an die unumschränkte Monarchie die Forderung macht, daß sie für das Leben und das Eigenthum ihrer Unterthanen dieselbe Sorgfalt tragen soll, welche die Unterthanen umschränkter Monarchieen durch ihre Theilnahme an der Gesetzgebung genießen; eine Theilnahme, die sie allein zu Bürgern macht. Von Gelon dem Syracusaner wird erzählt, daß er dem karthagischen Freistaat zur Abschaffung der in ihm üblichen Menschenopfer vermocht habe. Wir lassen die Wahrheit dieser Erzählung dahin gestellt, und bemerken nur, daß, wenn der karthagische Freistaat sich diese Bedingung gefallen ließ, er sie annehmen konnte, ohne deshalb seine Eigenthümlichkeit einzubüßen. Anders würde es sich mit der hohen Pforte verhalten, wenn man die Forderung an sie machen wollte, ihre christlichen Unterthanen als Bürger und Freie zu behandeln. Sie würde nicht darauf eingehen können, ohne ihrem Wesen zu entsagen;

und eben deswegen würde sie sich im Nothfall mit den Waffen in der Hand dagegen vertheidigen müssen.

Nicht alles Vernünftige und Gute kann, als solches, unter allen Umständen gefordert werden; und der heilige Bund weiß dies allzu gut, um einem Liberalismus zu huldigen, der, wenn man ihm die Macht vertrauete, die ganze Welt in Flammen setzen würde. Das Sittengesetz, als Leitstern, heischt nur Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit; und gerade hierin liegt die Einfachheit und Erhabenheit des heiligen Bundes. Von ihm kann nur Gutes, nichts Glänzendes, ausgehn; und wer geneigt ist, beides mit einander zu verwechseln, wird sich in seinen Erwartungen von ihm immer betrogen finden. Er ist in der Gegenwart die größte Wohlthat, sofern er den Frieden in Europa erhält; aber auch in der Zukunft wird er heilsam wirken, wäre es auch nur durch den von ihm zuerst aufgestellten großen Gedanken, „daß die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens sich in ihrer Anwendung nicht auf das Privatleben beschränken, sondern auch auf den Willen der Fürsten Einfluß haben und ihre Handlungen leiten müssen.“ Wie sehr haben Die sich selbst beschränkt, welche vor den Augen der ganzen Welt eine solche Verbindlichkeit übernehmen konnten!

Was das Verhältniß der Griechen zu den Türken betrifft, so mag es aus allen nur möglichen Gründen verwerflich seyn; nur folgt daraus noch nicht, daß es als unheilbar gedacht, und daß der gordische Knoten durch das Ausland zerschnitten werden müsse. Die Türken sind hinter der Civilisation des übrigen Europa zu-

rück-

rückgeblieben; und hierin liegt das größte Leiden für die Griechen und für die übrigen christlichen Bewohner des Reichs. Doch in dieser Hinsicht läßt sich Manches nachholen; und ist die Bahn einmal gebrochen, so wird sich zeigen, daß die Türken nicht ohne Anlagen sind und Außerordentliches zu leisten vermögen. Selim der Dritte hatte den Entwurf zur Annahme europäischer Sitten für die Türken gemacht; aber er wurde das Opfer desselben, und nichts war natürlicher, als daß seine nächsten Nachfolger sich abgeschreckt fühlten. Inzwischen kann die europäische Civilisation nicht aufhören, sich den Türken aufzudrängen; und dies wird, nach und nach, mit einer solchen Gewalt geschehen, daß aller Widerstand vergeblich ist. Mag also der Anschein in diesem Augenblick noch sehr gegen ein Amalgam zwischen Griechen und Türken seyn: dies Amalgam wird im Verlaufe der Zeit nichts desto weniger erfolgen, und beide Völker werden dabei gewinnen; die Griechen durch Ablegung ihrer Flatterhaftigkeit, die Türken durch Ablegung ihrer Starrheit. Auf diese Weise kann ein ganz neues Volk sich bilden, ähnlich denen, welche im westlichen Europa seit der Völkerwanderung entstanden sind. Die Natur ist in einer anhaltenden Verwandlung begriffen; nur daß sie dabei ihren eigenen Gesetzen folgt. Gewalt kann die Bestimmung einer Hebamme nie erfüllen; und je unzeitiger sie eingreift, desto sicherer zerstört, desto unfehlbarer verhindert sie. Nicht also durch die Waffen werden die Griechen ihr Loos verbessern; wohl aber durch solche Tugenden, die selbst der Barbar zu achten sich gedrungen fühlt. Am besten haben diejenigen Staatsmänner es mit den Grie-

chen gemeint, die ihnen Selbsterkenntniß empfohlen haben; denn von dieser muß, wie bei Einzelnen, so bei Völkern, alles ausgehen. Fahren sie also fort, wie sie bereits angefangen haben, west-europäische Kunst und Wissenschaft nach der Türkei zu verpflanzen: so versinkt die Herrschaft der Türken, so wie wir sie bisher gekannt haben, ganz von selbst. Und dies, meinen wir, hätte der Inhalt des Auferstehungs-Programms seyn sollen, wenn ein solcher Titel überhaupt zulässig war.

Zum Schlusse nur noch ein Paar Worte über die Verhältnisse in der europäischen Türkei, um genauer zu bezeichnen, wie wenig man sich von diesen Bewegungen für die Freiheit der Griechen zu versprechen hat.

Nur allzu entgegengesetzt sind die Bestrebungen. In der Moldau und Wallachei wirkt Theodor Sludzier gegen die Griechen d. h. gegen die Fanarioten oder diejenigen griechischen Familien, aus welchen die Hospodare der beiden Fürstenthümer genommen werden. Hypsilanti dagegen wirkt zum Vortheil derselben, indem er den Aufstand im Peloponnes benutzt. Ohne den Beistand der Servier aber vermag Hypsilanti nichts auszurichten; und daher seine Bemühungen, sie für die Sache der Griechen zu gewinnen. Indeß leben die Servier in der Zurückerinnerung dessen, was ihnen während des Zeitraumes von 1805 bis 1813 widerfahren ist; und nicht genug, daß ihnen das Interesse der Griechen darüber fremd bleibt, haben sie auch gute Ursache, die Bosnier zu fürchten, welche zu keiner Zeit Feinde der Türken gewesen sind. Auf solche Weise vereinzelt, kann Hypsilanti seine Rolle nur ruhmlos endigen. Wie nun die

Sachen im alten Epirus stehen, bedarf keiner Erwähnung; Ali Pascha ist zu alt, als daß er noch einmal emporkommen könnte. In Morea oder im alten Peloponnes kann der Aufstand gelingen, vorzüglich durch den entschlossenen Beistand der Mainotten, dieser Nachfolger der alten Spartaner, denen der Krieg nie fremd geworden ist. Allein wohin wird dieser Aufstand führen, wenn die Bewohner dieser Halbinsel vereinzelt bleiben? Ich gestehe, daß ich bei dem ganzen Unternehmen nichts anderes absehe, als — blutige Triumphe für die Türken und vermehrte Sklaverei für die Griechen. Was man von der organischen Schwäche der türkischen Regierung sagt, ist unstreitig nur allzu gegründet; allein diese Schwäche verändert ihren Charakter durch die elende Beschaffenheit des gesellschaftlichen Zustandes der europäischen Türkei, welcher alle Einheit, selbst in der Annäherung, ausschließt.

Geschrieben im Mai.

Mancherlei.

Die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt ist endlich den 18. April dieses Jahres mit dem Geständnisse hervorgetreten, daß die zur Beantwortung ihrer im Jahre 1817 gestellten Preisfrage:

Welchen Einfluß hat der Befreiungskrieg der Jahre 1813 bis 1815 auf die Entwikkelung der Menschheit in ihrer reinen Idee geäußert?

eingelaufenen Abhandlungen der Absicht nicht entsprochen haben, und daß sie diese Aufgabe zurücknimmt.

Wir unserer Seits haben in diesem Geständnisse nichts Befremdliches gefunden; und wie wir im Jahre 1817 behaupteten, daß die Preisfrage der verehrlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt um gute 100 Jahre zu früh gekommen sei, wenn sie überhaupt einen Sinn enthalte: so behaupten wir jetzt, daß die Zurücknahme derselben für die Ehre der Herren Akademisten um gute 4 Jahre zu spät gekommen.

Dieselbe Akademie stellt jetzt eine Preisfrage ganz anderer Art. Sie will wissen, welche Stoffe, außer den bekannten, anstatt der Lohe zum Gerben zu gebrauchen sind? und ob die von Hatchet entdeckten künstlichen Stoffe als Gerbestoffe das leisten, was die Lohe thut, und im Großen leicht darzustellen sind? Sie wünscht

(so ist es ausgedrückt) keine theoretische Raisonnements, sondern eine Anstellung vergleichender Versuche. Auch müssen Proben von dem dargestellten Leder mit eingeschickt werden, und die neu aufgefundenen Stoffe müssen in solcher Menge vorhanden seyn, daß sie bei der Abwendung im Allgemeinen nicht mangeln. Wer diese Bedingungen erfüllt, erhält — den Preis von 100 Thalern.

Wir halten es für unsere Pflicht, zur Verbreitung dieser Preisfrage beizutragen. Die deutsche Großmuth ist, wie es uns scheint, dadurch auf eine auffallende Probe gebracht worden; denn, wenn man, um die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu befriedigen, etwa tausend Thaler auf Experimente verwendet, und, außer den Beschwerden der Gerberei, auch die der Schriftstellerei ertragen haben wird: so hat man, vorausgesetzt, daß die eingelaufene Abhandlung der Absicht entspricht, worüber die Akademie in ihrer Weisheit allein entscheidet, — eine Belohnung von 100 Thalern zu erwarten.

Da die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt auch diesmal in ihren Erwartungen wird betrogen werden: so geben wir ihr vorläufig — versteht sich salvo meliore — eine dritte Preisfrage an die Hand, nämlich die große ökonomische Frage:

Wie fängt man es an, den Häckerling einen Zoll länger zu schneiden, als das Stroh gewachsen ist.

* * *

Folgende Lobrede auf Friedrich den Zweiten hat nichts von dem Anziehenden verloren, das sie bei ihrer

ersten Erscheinung, d. h. vor etwa siebzig Jahren haben mochte *).

„Vorausgesetzt, daß man für die Welt gemacht ist, gefällt man sich in ihr in eben dem Maaße, worin man sie besser kennen lernt.

Nicht auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Hofe. Der Kluge besucht diesen nur, um das Spiel der Leidenschaften zu beobachten. Da giebt es Veranlassung zu tiefsinnigen Bemerkungen. Der Zufall thut in diesem Lande nichts, und indem Schlauheit und Arglist in demselben die ersten Rollen spielen, kann man es als die Bühne der Staatsklugheit und als das Domain des Glückmachens betrachten.

Die Welt kann man lieben, weil man Tugend in ihr entdeckt; den Hof kann man hassen, weil die Tugend, die er in sich schließen mag, errathen seyn will. Denn Hof und Tugend stehen in Widerstreit: gäbe es Tugend am Hofe, so würde der Hof nicht bestehen können, so wie er auch nicht bestehen würde ohne Sitten, welche gleichsam der Schatten der Tugend sind.

Der Gegenstand des Hofmanns ist das Glückmachen; die Seele des Hofes ist folglich der Eigennutz.

Der Hof bleibt ohne Unruhe und Bewegung, so lange der Fürst ein rechtschaffener Mann ist. Ist er dagegen schwach oder lasterhaft, so wird er das Spielwerk der Stürme und Wogen, und der ohnmächtige Zeuge von den Kämpfen der Hofleute, die, zu Boden geworfen, sogleich wieder aufstehen.

---

*) Aus Beaumelle's Pensées.

In diesem Jahrhundert des gesunden Verstandes hat man allen Mißbräuchen abzuhelfen gesucht. Nur die Tyrannei der Hofsitte (étiquette) ist der Reformation entgegen. Sind ihre Erbärmlichkeiten den Fürsten so nothwendig? Ich glaube, die Hofsitte verdankt die Erhaltung ihrer langweiligen Privilegien der Furcht vor dem Gemurre der Hofleute, die — wer möchte es glauben? — eben so ungelehrig als sarkastisch sind. Die Hofsitte ist das Sklaventhum der Fürsten. Wie sehr müssen sie Abends müde seyn von den Achtungsbeweisen, dem Ceremoniel und den Kriechereien des Tages!

In Europa regiert gegenwärtig ein Fürst, der weder Hof noch Staasrath hält.

Er muß sehr groß durch sich selbst seyn, er muß seiner eigenen Einsicht mit Sicherheit vertrauen, da er sich zweier Stützen beraubt, welche die Größe und Weisheit der meisten Könige bilden.

Ich habe gesagt: dieser Fürst regiere in Europa; denn er ist der Mann des Jahrhunderts!"

Verbesserung.

Seite 246, Zeile 1. v. oben, muß, statt Königreichs, Königthums, und in der zweiten Zeile, statt Patriotismus, Protestantismus gelesen werden.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Ueber das Concilium zu Kostnitz.

Die, ursprünglich aus der Antipathie französischer Cardinäle gegen einen italiänischen Pabst entstandene, in der Folge durch die Anmaßung des Cardinal-Collegiums erweiterte Spaltung zu heben, und die kirchliche Regierung in Haupt und Gliedern zu bessern: dies war der doppelte Zweck des allgemeinen Conciliums, welches sich, auf die gemeinschaftliche Zusammenberufung Johanns des Dreiundzwanzigsten und Kaiser Sigismunds, am Schlusse des Jahres 1414 zu Kostnitz versammelte.

Was nun die Hebung jener Spaltung betrifft, so begreift sich ohne Mühe, wie man auf den Gedanken gerathen konnte, sie durch ein allgemeines Concilium zu bewirken; die Einheit der kirchlichen Regierung war verloren gegangen, und um sie wieder herzustellen, gab es kein besseres Mittel, als Herbeiführung einer solchen Autorität, die von Seiten der nebenbuhlenden Päbste

keinen Widerstand zuließ. Zwar gab es in der Geschichte des Pabstthums seit Gregor dem Siebenten, d. h. seit der Ausbildung der kirchlichen Verwaltung zu einer förmlichen Universal-Monarchie, kein Beispiel von einem ähnlichen Verfahren; allein, da einmal die kirchliche Monarchie durch das Daseyn von drei Nebenbuhlern, welche gleiche Ansprüche auf Rechtmäßigkeit machten, dahin war: so blieb nichts anderes übrig, als durch eine Art von Ständeversammlung die Frage zu entscheiden, wer der rechtmäßige Pabst sei. Mehr als eine Ständeversammlung war das Concilium zu Kostnitz nicht; niemand dachte dabei an die früheren Concilien, welche freilich auch ganz andere Zwecke hatten. Dagegen lag nichts so nahe, als das Beispiel jener politischen Versammlungen, welche sich unter der Benennung von Parlementen oder Reichstagen in allen Staaten Europa's mehr oder weniger regelmäßig wiederholten.

Was aber wollte man durch Besserung der kirchlichen Regierung in Haupt und Gliedern sagen?

Es scheint, als ob man mit diesem Ausdruck keinen bestimmten Gedanken verbunden habe. Sofern es auf eine Beschränkung der päbstlichen Machtvollkommenheit ankam, war man genöthigt, sich selbst zu sagen, daß diese nur durch Unumschränktheit gelte, und daß ihr diese Unumschränktheit nehmen, nichts mehr und nichts weniger sei, als sie ihrem Wesen nach aufheben. Sowohl in seiner Grundlage als in seinem Bau war das kirchliche System so vollkommen, wie es nur werden konnte. Jene, aus lauter übernatürlichen Lehren zu-

sammen gesetzt, brachte die Wirkungen, für welche sie bestimmt war, nämlich blinden Gehorsam zu erzeugen, und die Denkfreiheit in der Wurzel zu vernichten, um so nothwendiger hervor, je schrecklicher die Strafen waren, womit die Ketzerei verfolgt wurde. Dieser war, was er seyn mußte: zusammenhangend in allen seinen Theilen und so vollkommen abgestuft, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Zwar leistete das Ganze, wenn man von den natürlichen Wirkungen des Köhlerglaubens absah, nicht das Mindeste zum Vortheil der Gesellschaft; zwar schloß es sogar die höchste Ausartung der erhabensten Lehre in sich: doch dies war etwas, worauf nicht weiter Rücksicht genommen werden konnte, wenn von der organischen Beschaffenheit der Sache selbst die Rede war. Diejenigen also, welche durch das Concilium zu Kostnitz eine Reformation in Haupt und Gliedern bezweckten, wußten selbst nicht, was sie wollten: die kirchliche Regierung, besonders sofern sie eine allgemeine bleiben sollte, mußte den Charakter der unumschränkten Monarchie behalten, welche Folgen dies auch in Hinsicht weltlicher Angelegenheiten haben mochte; sie beschränken wollen, hieß ihre Vernichtung beabsichtigen. Dies fühlte man auch nur allzu gut, als es, nach gehobener Spaltung, darauf ankam, den zweiten Zweck des Conciliums durchzusetzen. Das Einzige, was sich zur Entschuldigung der Reformatoren des funfzehnten Jahrhunderts sagen läßt, ist, daß sie die Zeit nicht erkannten, als sie dieselbe durch die Idee zu überflügeln bemüht waren. Was sie zu Stande bringen wollten, war einem späteren Jahrhunderte aufbehalten; und vor-

ausgesetzt, daß nicht ganz gemeine Leidenschaften in den Mitgliedern des Conciliums wirksam waren, bleibt ihnen nur das Verdienst des unfruchtbaren guten Willens *).

Diese Vorbemerkungen werden den Leser in den Stand setzen, sowohl die einzelnen Erscheinungen des Conciliums zu Kostnitz, als das Ergebniß desselben in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen.

Das Concilium selbst dauerte von dem 1. November 1414 bis zum 22. April 1418. In Allem wurden fünf und vierzig Sitzungen gehalten. In den vier letzten führte der neu erwählte Pabst den Vorsitz: ein Umstand, welcher über sehr Vieles entscheiden mußte. Ein Ocean war in Bewegung gesetzt worden, um eine Feder fortzuschaffen; allein, indem man sich so ausdrückt, darf man nicht vergessen, daß die ganze Begebenheit in das erste Viertel des funfzehnten Jahrhunderts, d. h. in eine Zeit fällt, wo das, was seitdem so leicht geworden ist, daß es sich ganz von selbst macht, noch höchst schwierig war.

Unter den drei nebenbuhlenden Päbsten war keiner, der nicht begriffen hätte, daß das Pabstthum mit dem Schisma nicht fortdauern konnte; zugleich aber begriff

*) Dabei läßt sich nicht leugnen, daß in einzelnen Köpfen sehr viel Licht war. Die Natur der positiven Religion d. h. des Kirchenwesens, war schon im vierzehnten Jahrhundert sehr erforscht. Dies beweisen die vertrauten Briefe Petrarca's; dies beweiset vorzüglich die Erzählung von den drei Ringen in Boccaccio's Decameron, welches beinah' in allen Theilen eine Satyre auf die Priesterschaft ist.

keiner von ihnen, warum gerade Er das Opfer der Einheit werden und seinen Nebenbuhlern das Feld räumen sollte. Es hatten sich zwischen Benedict dem Dreizehnten, Gregor dem Zwölften und Johann dem Dreiundzwanzigsten persönliche Verhältnisse gebildet, in welchen alles aufging, was die päbstliche Würde, als solche, mit sich brachte; und wenn man die Gesinnung dieser drei Päbste am schicklichsten durch Verbissenheit bezeichnet, so ist an dieser Gesinnung nichts weiter zu tadeln, als daß sie in Personen vorwaltete, die sich Statthalter Gottes auf Erden, und Knechte von Knechten zu nennen gewohnt waren.

Die meiste Aussicht, in dem nahen Kampfe obzusiegen, hatte Johann der Dreiundzwanzigste in der Stütze, die er in dem Kaiser Sigismund gefunden zu haben glaubte. Inzwischen vertraute er dieser Stütze nicht so sehr, daß er sich auf den Fall fehlgeschlagener Erwartung nicht vorläufig nach anderen hätte umsehen sollen. Er suchte vor allen den Herzog Friedrich von Oesterreich und den Markgrafen von Baden für sich zu gewinnen, weil ihre Staaten ihm allein Zuflucht gewähren konnten; und was er wünschte, gelang ihm durch Bestechungen.

Ehe Johann von Bologna nach Kostnitz ging, trat er in Unterhandlung mit der Obrigkeit dieses Orts; und erst nachdem sie sich eidlich verpflichtet hatte, ihn als den einzigen wahren und rechtmäßigen Pabst anzuerkennen, und seiner Freiheit im Kommen und im Gehen keine Hindernisse in den Weg zu legen, auch seinem Gefolge die gebührenden Vorrechte einzuräumen, begab er sich auf den Weg nach Deutschland, und kam den 29. Oct.

vor den Thoren von Kostnitz an. Hier empfing man ihn mit der Auszeichnung, welche seinem hohen Range gebührte; und während der Pabst, auf einem weißen Pferde sitzend, von der Geistlichkeit und dem Magistrate des Orts in den für ihn eingerichteten Palast geführt wurde, diente eine voraufgetragene Hostie als Fahne. Gleich am folgenden Tage hielt Johann eine feierliche Messe; als aber zwei Tage darauf die erste Sitzung gehalten wurde, entdeckte sich, daß bei der Abwesenheit des Kaisers und sehr vieler Prälaten die zu nehmenden Beschlüsse durchaus vergeblich seyn würden; und die natürliche Folge davon war, daß man die zweite Sitzung auf den 27. Dec. verschob. Inzwischen langte der Cardinal von Ragusa, Johann Dominicus, mit dem Charakter eines Legaten Gregors des Zwölften, an, und ließ in dem ihm von der Obrigkeit angewiesenen Augustiner-Kloster das Wapen seines Herrn aufhängen. Die Rechtmäßigkeit Johanns des Dreiundzwanzigsten war hierdurch zweifelhaft gemacht; und da er dies nur allzu lebhaft empfand, so trug er kein Bedenken, das Wapen abreißen zu lassen. Dies geschah in der Nacht. Als am folgenden Tage die Sache zur Sprache kam, entstand unter den Anhängern Gregors so viel Erbitterung, daß in den Mauern von Kostnitz selbst ein Krieg dem Ausbruche nahe war. Schon rüstete man sich auf beiden Seiten, als die Väter des Conciliums ins Mittel traten und den ernsthaften Streit durch die Entscheidung beilegten, daß an einem Orte, wo Johann als der rechtmäßige Pabst erkannt würde, das Wapen eines Gegenpabstes nicht aufgestellt werden dürfte.

Allmählig füllten sich die Ringmauern von Kostnitz mit den Abgeordneten aller europäischen Völker, die spanischen allein ausgenommen, weil dieses Land in der Obedienz Benedicts des Dreizehnten beharrte. Am zahlreichsten waren die italiänischen Prälaten, weil Italien fast in jedem Flecken einen Bischof, in jeder erheblichen Stadt einen Erzbischof hat. Der Kaiser langte von Aachen, wo er sich die silberne Krone hatte aufsetzen lassen, am Abend vor Weihnachten an. Ihn begleiteten die Kaiserin, der Herzog von Sachsen, und die Königin von Bosnien. Alle gingen bei Ueberlingen an dem Kostnitzer See zu Schiffe; und da sie kurz vor Mitternacht zu Kostnitz landeten, so eilte der Kaiser vom Ufer in die Kathedral-Kirche, wo der Pabst gerade Messe las, um seinen Antheil an dieser Feierlichkeit zu haben. In der Kleidung eines Diakonus sang Sigismund das Evangelium nach einem dem Kaiser zustehenden Vorrecht, dessen Ursprung zwar ungewiß ist, von welchem aber Karl der Vierte auf dem Reichstage zu Metz im Jahre 1356 Gebrauch machte, als der päbstliche Legat daselbst die Christmesse hielt. In der Würdigung der Priester waren Fürsten, vorzüglich aber gesalbte Häupter, nur zur Hälfte Laien; und da die andere Hälfte ihrem Stande angehörte, so konnten mit dieser leicht priesterliche Verrichtungen in Verbindung gesetzt werden, vorzüglich solche, wodurch ihr Abstand von der höheren Priesterwelt noch genauer bezeichnet wurde.

Als alle versammelt waren, welche den Proceß der nebenbuhlenden Päbste entscheiden und das Kirchenthum in Haupt und Gliedern verbessern sollten, zählte man

außer dem Pabst und dem Kaiser ungefähr dreißig Cardinäle, drei bis vier Patriarchen, zwanzig Erzbischöfe, hundert und funfzig Bischöfe, hundert Aebte, hundert und funfzig andere Prälaten, als Prioren und Generale der Mönchorden, über zweihundert Doctoren der Gottesgelahrtheit und des kanonischen Rechts, vier Churfürsten (die von der Pfalz, von Mainz, von Sachsen und von Brandenburg) neunzehn Herzoge, drei und achtzig Grafen, eine Unzahl von Rittern und eine andere Unzahl von Standes-Personen, als Abgesandten von weltlichen Regenten und Abgeordneten von Städten, Kapiteln und Gemeinen. Blondus giebt die Zahl der in Kostnitz versammelten Fremden, wie es scheint, sehr geringe, auf 40,000 Personen an. Die Zahl der Pferde (nach Antoninus von Florenz, 30,000) vertheuerte das Futter in einem so hohen Grade, daß das Concilium, um fortdauern zu können, sich zu polizeilichen Maaßregeln bequemen mußte, d. h. zu einem Decret, wodurch dem Pabst und jedem regierenden Fürsten nicht mehr als zwanzig Pferde, den Kardinälen zehn, den Bischöfen fünf, den Aebten drei gestattet wurden. In diesem Zusammenfluß aller Reichthümer wird man nicht strenge Sitten, Enthaltsamkeit und alle die übrigen Tugenden, welche die Geistlichkeit zu empfehlen gewohnt ist, erwarten; damit aber so bestimmt als möglich hervorgehe, auf welcher Sprosse der Sittenleiter man sich im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts befand, so wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß sich zu Kostnitz während des Conciliums 1500 Huren aufhielten, von welchen eine der schönsten 800 Goldgulden gewann, und daß ein

Bürger seine Ehehälfte dem Kanzler des Kaisers für 500 Ducaten vermiethete. Notizen dieser Art haben wenigstens das Gute, daß sie den Glauben an die Tugendlichkeit früherer Zeiten vermindern: einen Wahn, wodurch Einfältige ihre Zeitgenossen zu beschämen hoffen, ohne sie bessern zu können.

Eine so ungethüme Versammlung wollte vor allen Dingen geordnet seyn. Aber nach welchem Princip sollte man ordnen? Man würde darüber lange ungewiß geblieben seyn, wenn nicht die unverhältnißmäßige Zahl italiänischer Bischöfe und Gelehrten die gerechte Furcht eingeflößt hätte, daß der Pabst sich ihrer bedienen werde, um sich zum Herrn des Conciliums zu machen. Dies zu verhindern, stellte man den doppelten Grundsatz auf: 1) daß alle dem Concilium beiwohnenden Individuen als unter einer von den vier Haupt-Nationen (der italiänischen, englischen, französischen und deutschen) begriffen gedacht werden sollten; 2) daß über alle streitigen Punkte nach der Mehrheit, nicht der einzelnen Stimmen, sondern der Nationen, entschieden werden sollte. Dieser Anordnung gemäß hatte jede Nation ihre besondere Versammlung, worin sie die dem Concilium vorzulegenden Sachen erörterte; und, was die Kirche so gern als ihre Privat-Angelegenheit behandelt hätte, das war, gegen alles Erwarten, zu einer europäischen Angelegenheit geworden, über welche das National-Interesse entschied. Hiermit im Reinen, ordnete man Ausschüsse an, in welchen die Sachen für die Entscheidung des Conciliums vorbereitet wurden. Endlich wurde festgesetzt, daß nicht allein den Bischöfen, Aebten und deren Abgeordneten,

sondern auch allen Doctoren der Gottesgelahrtheit und des kanonischen und bürgerlichen Rechts, ja sogar den Gesandten der Fürsten, Staaten und Gemeinen das Recht zustehen sollte, in Sachen, welche die Austilgung des Schisma beträfen, ihre Stimme zu geben. Es ist zu glauben, daß die Engländer, welche schon im funfzehnten Jahrhundert sich am besten auf die Behandlung großer Versammlungen verstanden, diese Rathschläge ertheilten, und bei den Deutschen um so leichter Gehör fanden, je mehr diesen daran gelegen war, nicht bloß das Schisma zu heben, sondern auch eine Kirchenverbesserung zu Stande kommen zu sehen.

Der Kaiser hatte Gregor den Zwölften und Benedict den Dreizehnten aufgefordert, dem Concilium beizuwohnen. Zwar erschienen beide nicht persönlich, aber sie schickten ihre Nuncien. Die des ersteren dieser Päbste erklärten unumwunden, daß ihr Herr zur Entsagung bereit sei, wenn seine beiden Nebenbuhler gleichmäßig entsagen wollten; wobei sie denn zugleich den Kaiser und die Väter des Conciliums ersuchten, dem Balthasar Cossa — so nannten sie Johann den Dreiundzwanzigsten — weder den Vorsitz im Concilium, noch einen Einfluß auf die Beendigung des Schisma zu gestatten, weil er sich der Cession aus allen Kräften widersetzen würde. Die Legaten Benedicts trugen auf eine mündliche Unterredung des Kaisers mit ihrem Herrn und dem Könige von Aragon an, welche zu Nizza gehalten werden sollte, und Sigismund gab auf der Stelle seine Einwilligung zu einer solchen Zusammenkunft. In den Ausschüssen wurde nun die Frage erörtert, wie die Spaltung

zu heben sei; und da die Engländer und die Deutschen darin überein kamen, daß alle drei Päbste entweder abdanken, oder abgesetzt werden müßten, die Franzosen aber, wenn gleich Anfangs zaghaft, beifielen: so sahen sich die Italiäner überstimmt. Dem Patriarchen von Antiochien (einen Franzosen Namens Johann) fiel das Loos, den zu Kostnitz befindlichen Pabst mit diesem Beschluß der Nationen bekannt zu machen, und ihn im Namen derselben zu bitten, daß er sich dieses allein wirksame Mittel, der Kirche einen dauerhaften Frieden zu verschaffen, gefallen lassen möchte. Vielleicht war Johann dem Dreiundzwanzigsten unter der Hand das Versprechen gegeben worden, daß er und kein Anderer wieder gewählt werden sollte, sobald man dahin gelangt seyn würde, den päbstlichen Thron aufs Neue besetzen zu können. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: der Pabst willigte nicht nur ein, sondern setzte sogar eine Entsagung auf, des Inhalts, daß er, obgleich durch kein Gelübde, keinen Eidschwur, kein Versprechen jemals zu verpflichten, von selbst und freiwillig sich vorgesetzt und sich entschlossen habe, der Kirche durch eine Cession Frieden zu verschaffen, wenn anders Peter de Luna und Angelus Corrarius, die das Concilium zu Pisa als Ketzer und Schismatiker abgesetzt habe, auch ihrer vermeintlichen Würde entsagten. Doch eine so bedingte Erklärung konnte dem Concilium nicht genügen. Es wurde also von dem Concilium ein anderes Formular aufgesetzt, nach welchem Johann bei Gott, bei seiner heiligen Kirche und seinem heiligen Concilium schwören mußte, der Kirche durch Entsagung Frieden zu

verschaffen, und sein Versprechen frei und willig zu erfüllen, im Fall Peter de Luna und Angelius Corrarius ebenmäßig auf ihre Würde Verzicht leisteten oder auf irgend eine andere Weise ausschieden. Auch dies Formular ließ sich der Pabst gefallen: er selbst las es den folgenden Tag in voller Versammlung ab, und bei den Worten: ich gelobe und schwöre, stand er auf von seinem Sitze, knieete nieder vor dem Altar, legte seine Hand auf die Brust, und sagte: ich verspreche solcher Gestalt, es zu halten, setzte sich darauf wieder auf seinen Sitz, las bis zu Ende, und wiederholte das Versprechen. Die ganze Versammlung war von diesem Betragen erbaut. Sigismund selbst legte seine Krone ab, warf sich vor dem Pabste nieder, küßte ihm den Fuß, und dankte ihn im Namen des ganzen Conciliums, mit dem Versprechen, ihn gegen seine Nebenbuhler, wenn sie seinem Beispiele nicht folgten, aus allen Kräften zu unterstützen.

Wie aufrichtig es Johann auch mit seiner Entsagung gemeint haben mochte, Glauben fand er schon deshalb nicht, weil er — Pabst war. Der Vorzug, Statthalter Gottes auf Erden zu seyn, brachte zweierlei mit sich, nämlich einmal, daß man, als solcher, nicht abgesetzt werden konnte, zweitens, daß man in dieser Eigenschaft nicht entsagen durfte. Zwar hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Ensagnng Statt gefunden; allein die Rechtmäßigkeit derselben war auf der Stelle bestritten worden, und alles gehörig überlegt, lag in der Entsagung eines Pabstes wirklich eine nicht zu rechtfertigende Anomalie, so fern der Entsagende

sich als ein Wesen darstellte, das für sich selbst einen Willen haben könnte. Die Väter des Conciliums, welche dies sehr wohl wußten, gleichwohl aber Johann den Dreiundzwanzigsten beim Worte halten wollten, verfielen auf ein sinnreiches Mittel, ihn mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, um desto sicherer über ihn zu triumphiren. Es wurde eine Anklage aufgesetzt, welche Johann den Dreiundzwanzigsten als einen der abscheulichsten Verbrecher darstellte, die jemals unter Menschen gelebt hätten; und zugleich machte der Urheber dieser Schrift sich anheischig, den strengsten Beweis zu führen, wenn das Concilium sich mit einem Zeugenverhör befassen wollte. Der Kunstgriff, den man hier gebrauchte, bestand eigentlich darin, daß man ein Wesen verantwortlich machte, welches vermöge seiner Bestimmung über alle Verantwortlichkeit hinaus war, und keine andere Verbindlichkeit hatte, als — rechtgläubig, d. h. kein Ketzer, zu seyn *). Unstreitig hatte Johann sich viel zu Schulden kommen lassen, weshalb er angeklagt werden konnte; sein sittlicher Charakter war nur allzu schlecht: allein er war Priester, Bischof, Cardinal und Pabst, und in jeder dieser Eigenschaften war er der Möglichkeit enthoben, sich an der Gesellschaft vergehen zu können. Wenn man nun gleichwohl das Unsittliche

*) Es war als Grundsatz für die kirchliche Regierung angenommen, daß ein Pabst wegen keines Verbrechens, die Ketzerei allein ausgenommen, abgesetzt werden könnte. Im Grunde wollte man hierdurch nur die Unumschränktheit des Oberhaupts der Kirche bezeichnen; wer aber fühlt nicht, daß hierin eine Lossagung von allen menschlichen Tugenden lag?

seines Betragens ins Licht stellte: so konnte man damit keine andere Absicht verbinden, als ihn so tief in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, daß seine Wiedererwählung unmöglich wurde. Das Concilium aber ging noch weiter, indem es erklärte, daß es so entsetzliche Verbrechen, wie gut sie auch begründet seyn möchten, lieber nicht untersuchen wollte, um den Anstoß zu vermeiden, der ganz unfehlbar daraus hervorgehen würde.

Was die Widersacher des Pabstes beabsichtigt hatten, gelang auf das Vollständigste. Auch das Oberhaupt eines Kirchenreichs bleibt Mensch; und damit hängt zusammen, daß es nicht als Verbrecher dargestellt werden kann, ohne Anwandlungen von Furcht zu haben. Johann der Dreiundzwanzigste sah sich also kaum angeklagt, als er den Entschluß faßte, Kostnitz zu verlassen. Vielleicht hegte er den Gedanken, daß es nur seiner Entfernung bedürfe, um das ganze Concilium aufzulösen; dies war indeß eine Voraussetzung, über deren Richtigkeit nur der Erfolg entscheiden konnte. Da seine Flucht nur mit Hülfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich bewerkstelligt werden konnte, den er, wie oben bemerkt worden ist, für sich gewonnen hatte: so kam alles auf die Geschicklichkeit an, womit sich dieser dabei benahm. Friedrich von Oesterreich aber war der rechte Mann, wenn es einen Streich galt, wodurch die Lage der Dinge verändert werden sollte. Ein glänzendes Gesteche, das er am 20. März 1415 veranstaltete, zog die ganze Stadt an; und während die Schaulust jede Betrachtung verdrängte, ritt der Pabst in der Verhüllung eines Reitknechts auf einem abgetriebenen Gaul

durch die Menge, und kam unentdeckt nach Schafhausen, einer damals festen Stadt, welche in dieser Zeit dem Herzog Friedrich gehörte. Von hier aus schrieb er den folgenden Tag an den Kaiser, um sich wegen seiner Flucht zu entschuldigen, und um dem Verdacht, als habe der Herzog Friedrich darum gewußt, entgegen zu wirken. Eine Lüge kostete in diesen Zeiten nichts. Der Pabst schrieb also dem Kaiser: „er sei durch die Gnade des allmächtigen Gottes zu Schafhausen angelangt, wo er die Freiheit und die Luft genieße, die seiner Gesundheit zuträglich wären; der Herzog von Oesterreich wisse nichts von der Sache, und die Absicht der Flucht sei keinesweges, sich von der Erfüllung seines Versprechens los zu machen, sondern vielmehr, es ohne Gefahr erfüllen zu können."

Auf die erste Entdeckung von der Flucht des Pabstes mochte die Verlegenheit des Conciliums nicht gering seyn. Indeß faßte man sich bald, und schon am 22. März ritt der Kaiser, begleitet von dem Churfürsten von der Pfalz, als Reichs-Marschall, durch die Stadt, um bekannt zu machen, daß das Concilium, trotz der Flucht des Pabstes, fortdauern werde.

Der Charakter der Franzosen zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie er zu allen Zeiten war, nämlich hinausgehend über das rechte Maaß, so oft außerordentliche Umstände eintreten. Johann Gerson, Kanzler der Universität zu Paris, suchte einen Grundsatz für das Verfahren des Conciliums, und fand ihn nur allzu bald in dem Satze: das General-Concilium sei über dem Pabst. Er entwickelte diesen Satz in einer Rede,

die er vor dem Kaiser und den Abgeordneten der Nationen hielt. Alle freueten sich, eine Regel für ihr Verfahren erhalten zu haben; und der von Johann Gerson aufgestellte Grundsatz dauerte fort, ohne daß irgend Jemand untersuchte, in wie fern die kirchliche Monarchie sich mit einer gegenwirkenden Kraft vertrage, oder nicht vertrage: ein sicherer Beweis, daß man den eigentlichen Zweck der kirchlichen Regierung sehr unvollkommen aufgefaßt hatte.

In der nächsten Sitzung, welche den 25. März Statt fand, wurde beschlossen: 1) daß das Concilium rechtmäßig in der Stadt Kostnitz versammelt worden; 2) daß es durch die Entfernung des Pabstes und der zufällig abwesenden Cardinäle nicht zerrissen werde; 3) daß es nicht eher aus einander gehen solle, als bis das Schisma gehoben und die Kirche an Haupt und Gliedern gebessert seyn würde; 4) daß die Bischöfe ohne gegründete, von den Abgeordneten der Nationen gebilligte Ursachen nicht eher abreisen sollten, als bis der Zweck der Versammlung erreicht wäre. Die Anti-Monarchie war also in der kirchlichen Regierung an die Stelle der Monarchie getreten; und die Kirche bildete für den Augenblick ein Gemeinwesen, das ein Oberhaupt ausschloß, wenn gleich der Gedanke an die Entbehrlichkeit desselben noch sehr fern seyn mochte.

Die Cardinäle, welche zur Obedienz Johanns des Dreiundzwanzigsten gehörten, hatten sich nach Schafhausen begeben, um den Pabst, wo möglich, zur Rückkehr zu vermögen. Allein Johann blieb unerbittlich, ohne im Mindesten aus seiner Rolle zu fallen. „Die ge-

geringe Entfernung Schafhausens von Kostnitz, meinte er, gestatte eine bequeme Mittheilung der Beschlüsse des Conciliums, und er werde es an seiner Einwilligung nicht fehlen lassen, so oft man ihn dazu auffordere." So abgefunden, kamen die Cardinäle nach Kostnitz zurück. Der Pabst selbst verweilte in Schafhausen nicht länger, als er es seiner Sicherheit gemäß fand. Sobald nämlich sein Verhältniß zu dem Herzog Friedrich entdeckt war, und der Kaiser diesen Fürsten in die Acht erklärt und den Schweizern die Vollziehung derselben übertragen hatte, vertauschte jener Schafhausen gegen Laufenberg, eine starke Festung am Rhein, welche gleichfalls dem Herzog von Tyrol gehörte; und da er nun aus seinem Bruch mit dem Concilium nicht länger ein Geheimniß machen konnte, so erklärte er vor Notar und Zeugen, daß alles, was er zu Kostnitz beschworen, die Wirkung der Furcht gewesen sey, und er sich folglich nicht verpflichtet achte, seinen Eid zu halten.

Hierdurch war der Krieg zwischen dem Concilium und dem Pabste erklärt. Jenes konnte nicht bei den Sätzen stehen bleiben, welche in der Sitzung vom 25. März ausgesprochen waren; denn da es jetzt eine förmliche Absetzung des Pabstes galt, so mußte man vor allen Dingen eine Berechtigung dazu nachweisen. Dies geschah durch eine einhällige Annahme des gersonschen Grundsatzes, den man auf folgende Weise ausdrückte: „Da das gegenwärtige Concilium, die ganze Kirche vorstellend, seine Macht unmittelbar von Jesus Christus habe: so wären alle und jede, von welchem Stande und von welcher Würde sie immer seyn möchten,

verbunden, ihm allein zu folgen, was den Glauben, die Aufhebung des Schisma, und die Reformation in Haupt und Gliedern beträfe." Ehe man aber zur eigentlichen Absetzung schritt, waren noch einige Förmlichkeiten zu beobachten. Man citirte also, dem Herkommen gemäß, Johann den Dreiundzwanzigsten dreimal vor das Concilium, seine Flucht zu rechtfertigen, und die Beschuldigungen der Ketzerei, des Schisma, der Simonie und vieler anderen Verbrechen, die ihm zur Last gelegt worden, von sich abzulehnen. Dies geschah in solchen Zwischenräumen, daß seine Erscheinung vor dem Concilium nicht unmöglich war. Johann war inzwischen von Laufenberg erst nach Freiburg, und dann nach Breisach gewichen, um nicht in die Hände der Schweizer zu fallen, welche, auf den Befehl des Kaisers und des Conciliums, den mit dem Herzog von Oesterreich auf funfzig Jahre geschlossenen Waffenstillstand gebrochen und sich in den Besitz mehrerer Städte gesetzt hatten, vorzüglich Schafhausens, das, in der Grafschaft Habspurg gelegen, als die Wiege der Herzoge zu betrachten war. Auch zu Breisach lebte der Pabst unter tausend Befürchtungen, und zwar nicht ohne Grund. Der Herzog Friedrich, welchen die Acht drückte, wünschte seinen Frieden mit dem Kaiser und dem Concilium zu machen; und da die Auslieferung des Pabstes das sicherste Versöhnungsmittel war, so war darauf zu rechnen, daß er Denjenigen aufopfern würde, zu dessen Beschützer er sich aufgeworfen hatte. Dies geschah wirklich. Zu Gnaden angenommen, versprach der Herzog, den Pabst in die Hände des Conciliums zu liefern, wofern weder ihm, noch ir-

gend Einem, der ihm angehöre, ein Leid zugefügt würde. Sigismund nahm diese Bedingung an; und das Concilium schickte den Burggrafen von Nürnberg, nachmaligen Churfürsten von Brandenburg, ab, den Pabst gefangen zu nehmen. Begleitet von den Erzbischöfen von Riga und Besançon, kam Friedrich an der Spitze von dreihundert Mann zu Breisach an; und da die Besatzung keinen Widerstand leistete, so wurde Johann zunächst nach Ratofszell geführt und daselbst eingeschlossen. Der für rechtmäßig erkannte Pabst war also ein Gefangener des Conciliums.

Um dies Verfahren zu rechtfertigen, mußte das Concilium dem Pabste einen förmlichen Proceß machen, bei welchem der Grundsatz, daß nur die Ketzerei ein Gegenstand der Anklage für das Oberhaupt der Kirche werden könne, nicht weiter befolgt werden konnte. Es zeigte sich also auch bei dieser Gelegenheit, daß der Mensch nur das für Verbrechen erkennt, wodurch die Gesellschaft verletzt wird, und daß alles Uebrige mehr oder weniger Täuschung ist. Die Klagepunkte, welche man geltend machte, waren folgende: Der Pabst Johann der Dreiundzwanzigste sei von Kindheit an böser Gemüthsart, und in seinen Jünglingsjahren unzüchtig, liederlich, lügenhaft, Vater und Mutter ungehorsam, fast jedem Laster ergeben gewesen; durch Vergiftung seines Vorgängers habe er sich zur päbstlichen Würde erhoben, und sich der Hurerei mit Mädchen, des Ehebruchs mit Frauen, der Blutschande mit seines Bruders Frau und mit Nonnen schuldig gemacht; er habe ferner in den Verkauf des Hauptes Johanns des Täufers für 50,000

Ducaten an die Florentiner gewilligt, und behauptet, es gebe nach dem Tode kein Leben, und die Seele sterbe mit dem Leibe. Die übrigen Beschuldigungen betrafen seine Simonie, seine Tyrannei, sein Zusammenscharren unsäglicher Reichthümer, nicht bloß durch Verkauf von Pfründen, Bisthümern, Indulgenzen und heiligen Sachen, sondern auch durch Verpfändung von Ländern und Staaten der römischen Kirche. Man sieht leicht, was man von dem Allen zu denken hat; denn man begreift sehr wohl, warum es einem Pabste in sehr vielen Dingen nicht besser gehen konnte, als den übrigen Fürsten Europa's, zu einer Zeit, wo die Gesellschaft so wenig geordnet war, und die Geldwirthschaft noch in der Wiege lag. Nicht daß die Richter Johanns das Lächerliche in diesen Beschuldigungen nicht auch empfunden hätten; allein, wie hätten sie den Pabst absetzen wollen, ohne ihre Zuflucht zu solchen Mitteln zu nehmen! Die Absetzung Johanns erfolgte also in der elften Sitzung des Conciliums. Sie wurde ihm durch fünf Bischöfe bekannt gemacht, welche den Auftrag erhielten, ihn ganz als ihres Gleichen zu behandeln. Johann empfing das Absetzungs-Dekret mit der Gemüthsruhe eines Gefangenen, der Pabst gewesen ist; und anstatt sich im Mindesten zu beklagen, ersuchte er nur den Kaiser, dafür zu sorgen, daß es ihm nicht an einem anständigen Auskommen fehlen möge. Das Concilium versetzte hierauf den Pabst von Ratofszell nach dem, eine halbe Stunde von Kostnitz gelegenen Schlosse, Gottleben, wo er an Johann Huß einen Mitgefangenen erhielt.

Das außerordentliche Schicksal, das diesen ausge-

zeichneten Mann auf den Scheiterhaufen führte, bestimmt uns, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen; vorzüglich, um zu zeigen, wie unmöglich es ist, der Verfolgung zu entgehen, wenn man sich über sein Jahrhundert erhebt, um etwas zu Stande zu bringen, das dem Vortheile der Machthaber entgegen ist.

Johann Huß, Professor zu Prag, hatte sich durch seine heftigen Strafreden über herrschende Laster, vornehmlich der Geistlichkeit, einen so beneidenswerthen und zugleich so bedenklichen Ruf erworben, daß der Erzbischof Sbynko sich entschließen mußte, seiner gefährlichen Thätigkeit eine Gränze zu setzen. Dies geschah durch Verschließung der Capelle Bethlehem, wo Johann Huß täglich als Redner in der Landessprache auftrat. Der unzeitige Reformator zog sich damals nach seinem Geburtsort Hussinetz zurück, um nicht Veranlassung zu noch ärgerlicheren Auftritten zu geben, welche durch die Vorliebe für seine Reden nur allzu leicht herbeigeführt werden konnten. Vielleicht würde hierdurch auch alles abgethan gewesen seyn, hätte der Erzbischof nicht Wickless Schriften verbrennen lassen, von denen Johann Huß mehrere, hauptsächlich aber gerade die, welche die Hierarchie betrafen, ins Böhmische übersetzt hatte. Hieraus entstand ein Proceß, den Huß — seltsam genug! — bei der römischen Curie anhängig machte. Die argen Verwickelungen, worin Gregor der Zwölfte, Alexander der Fünfte und Johann der Dreiundzwanzigste lebten, brachten es mit sich, daß dieser Proceß bis zum Jahre 1413 ruhete, wo der letzte von den so eben genannten Päbsten durch die Verbrennung von Wicklefs Schriften

dem Erzbischof zu Prag jede Genugthuung gab. Inzwischen hatte Johann Huß sich den Unwillen der kirchlichen Regierung aufs Neue dadurch zugezogen, daß er wider die zu einem Kreuzzuge gegen den König von Neapel auffordernden Bullen Johanns des Dreiundzwanzigsten geeifert und diesen Pabst den Antichrist genannt hatte. Wegen dieser Kühnheit gebannt, fuhr er fort, in Schriften und in Predigten die Gebrechen der Kirchenverfassung aufzudecken, und seine Grundsätze verbreiteten sich in Böhmen so allgemein, daß selbst Wenzel ein Schreiben an den Pabst erließ, worin er sich gegen den Unfug der Ablaßkrämer erklärte.

In seiner unmittelbaren Umgebuug also fand Johann Huß die Aufforderungen zu seinen Strafreden; und wenn das Verhältniß, worein das Luxemburgische Geschlecht durch die Absetzung Wenzels zu den Päbsten gerathen war, den Patrioten anfeuerte: so brachten die Zänkereien desselben Kaisers mit der Böhmischen Geistlichkeit diese Wirkung noch weit mehr hervor. Schwerlich läßt sich annehmen, daß Huß die christlichen Urkunden gelesen habe; denn in seinen Lehrsätzen war wenig Neues, und noch weit weniger Eigenthümliches. Allein bei ihm ersetzte das Herz die Stelle des Kopfes, und je stärker er die Nothwendigkeit der Tugend empfand, desto mehr war er geeignet, Andere mit sich fortzureißen. Die Würde und Unbescholtenheit seines Charakters leisteten das Uebrige. In Wahrheit, es gab in diesen Zeiten keinen gefährlicheren Feind der Priesterschaft, als den Mann von anerkannter Sittlichkeit, wenn er damit so viel Talent verband, als nöthig war, seine Ideale gel-

tend zu machen; denn im Verlaufe der Zeit hatte das christliche Kirchenthum dieselbe Starrheit gewonnen, welche dem Mosaismus eigen geworden war, als der Urheber einer besseren Lehre gegen ihn auftrat. Hierin lag es denn auch, daß dem Reformator des funfzehnten Jahrhunderts von Seiten der Priesterschaft kein besseres Schicksal widerfuhr. Aus Klugheit würde sie in den Gränzen der Mäßigung geblieben seyn, wenn Johann Huß ihren Ansprüchen nicht zu nahe getreten wäre; da er aber mit Wicklef behauptete, die Zehnten der Geistlichkeit wären, ihrem ursprünglichen Wesen nach, Almosen und freiwillige Gaben, und weltliche Fürsten und Herren könnten nichts Besseres thun, als den Prälaten die überflüssigen und gemißbrauchten Güter wieder abnehmen: so schien gegen einen solchen Rebellen jede Schonung zum Verbrechen zu werden.

Von einer Versammlung, welche die Mängel und Gebrechen der Kirchenverfassung eingestand und die Nothwendigkeit einer Reformation behauptete, durfte jedoch ein Mann, wie Johann Huß, erwarten, daß sie ihn auf das Billigste richten würde; ja, er durfte hoffen, daß sie ihn nicht sowohl richten, als seine Meinungen vernehmen und für ihre Bestimmung benutzen würde. Mit guten Zeugnissen und Empfehlungen versehen, trat er daher seine Reise an; und wenn noch irgend eine Besorgniß in ihm zurückblieb, so stand — das glaubte er wenigstens — der Sicherheitsbrief des Kaisers für alles ein. Ehe er Prag verließ, machte er seinen Entschluß, nach Kostnitz zu gehen, öffentlich bekannt, indem er Alle, die ihn der Ketzerei beschuldigten, auf das Concilium lud, um da-

selbst Zeugen seiner Unschuld oder seiner Ueberführung zu seyn. Den 3. Nov. 1414 langte er in Kostnitz an; ihn hatten mehrere vornehme Böhmen begleitet, die, für sein Schicksal besorgt, zu seiner Vertheidigung entschlossen waren. In Kostnitz fuhr Huß fort, Messe zu lesen, und im Umgange mit Privatpersonen seine Lehre zu vertheidigen: ein Umstand, der wenigstens in so fern wichtig ist, als daraus hervorgeht, daß Huß über das Verhältniß der Sittenlehre zu dem katholischen Kirchenthume sehr wenig aufgeklärt war. Da der über ihn ausgesprochene Bann nie förmlich aufgehoben war, so trugen zwei Böhmische Geistliche, seine entschiedensten Feinde, bei den Cardinälen sogleich auf seine Verhaftung an, damit, wie sie sagten, der Ausbreitung seiner gottlosen Lehre vorgebeugt würde. Diesem Antrage stand nicht nur der kaiserliche Geleitsbrief, sondern auch die Zusicherung des Pabstes entgegen, der den ihn begleitenden Böhmischen Herren das Versprechen gegeben hatte: daß, wenn Huß auch seinen (des Pabstes) Bruder ermordet hätte, alles geschehen solle, um ihn während seines Aufenthalts zu Kostnitz gegen Unrecht zu schützen. Indeß erreichten Hussens Feinde so viel, daß er vor den Pabst und die Cardinäle geladen wurde, um Rechenschaft von seinem Glauben zu geben. Unstreitig wollten diese Kirchenfürsten nur ihre Neugierde in Beziehung auf den Mann befriedigen, durch den sie bedroht gewesen waren. Huß selbst fühlte das, als er den Ueberbringern der Vorladung zur Antwort gab: „er sei nach Kostnitz gekommen, um vor dem ganzen Concilium Rechenschaft von seinem Glauben zu geben, nicht um dies vor dem

Pabste und seinen Cardinälen zu thun.“ Gleichwohl entschloß er sich, der Vorladung Folge zu leisten, vielleicht nur, weil auch er von seiner Neugierde verleitet wurde. Die Unterredung, welche er mit dem Pabste und den Cardinälen hatte, war so oberflächlich, als sie mit Personen zu seyn pflegt, die, um die eigene Schwäche nicht zur Schau zu tragen, jeder ernstlichen Erörterung ausweichen; denn von allen Dogmatikern waren die Päbste und ihre Cardinäle gewiß zu allen Zeiten die seichtesten. Nach einer kurzen Untersuchung wurde Huß in Gnaden erlassen, und, wie es schien, war man mit seinen Antworten vollkommen zufrieden. Nichts desto weniger erfolgte seine Verhaftung noch an demselben Tage; und als seine Begleiter und Freunde deshalb Auskunft verlangten, erhielten sie zur Antwort: „des Kaisers Geleitbrief habe für das Concilium keine verbindende Kraft, und die Vorrechte der Kirche brächten es mit sich, die Ketzer in Verhaft zu nehmen, wo sie sich auch befinden möchten.“ Huß wurde nach Gottleben gebracht, und blieb in seinem Kerker bis zur Absetzung Johanns des Dreiundzwanzigsten.

Eine große Versammlung, welche keine bessere Bestimmung hat, als das Concilium zu Kostnitz, braucht Füllstücke, wofern sie nicht der langen Weile unterliegen, oder über ihre Zerstreuungssucht den letzten Ueberrest ihres guten Rufs verlieren will. Der den nebenbuhlenden Päbsten gemachte Proceß konnte nur langsam von Statten gehen, da er an Förmlichkeiten gebunden war, über welche man nur allmählig hinwegkommen konnte. Um nun in der Zwischenzeit nicht unbeschäftigt zu bleiben,

wurde von den Vätern des Conciliums, die bereits von Johann dem Dreiundzwanzigsten förmlich verurtheilte Lehre Wiclefs aufs Neue vorgenommen. Nicht weniger als dreihundert Sätze, aus seinen verschiedenen Schriften gezogen und von dem Erzbischofe von Genua verlesen, fanden die Mißbilligung der ganzen Versammlung, und wurden daher einmüthig verdammt; kein Wunder, wenn man bedenkt, daß dies eine Versammlung von Theologen war, von welchen jeder in Ehren und Würden bleiben, am wenigsten aber an seinen Einkünften verlieren wollte! Als nun dies abgemacht und Johann der Dreiundzwanzigste in der elften Sitzung abgesetzt war, kam die Lehre von der einfachen oder doppelten Gestalt des Abendmahls zur Sprache. Eine seit kurzer Zeit empor gekommene Neuerung hatte Veranlassung zu dieser Erörterung gegeben. In den Kreuzzügen war es üblich geworden, den Laien keinen Kelch zu reichen; und wir haben oben bemerkt, worauf diese Gewohnheit sich stützte. Sie schien seit anderthalb Jahrhunderten vollkommen festgestellt zu seyn, als gerade um die Zeit, wo das Concilium zu Kostnitz seinen Anfang genommen hatte, Jacob von Mieß, ein Prediger zu Prag, nach der durch Peter von Dresden, einem Waldenser, ihm mitgetheilten Einsicht von der Neuheit des Kelchraubes bei der Laiencommunion angefangen hatte, zu Prag den Kelch zu spenden. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, weil es schien, als werde dadurch der Unterschied zwischen Priester und Laien aufgehoben. Nur das Concilium, meinte man, könne über das Rechte entscheiden. Es entschied wirklich; aber sein Beschluß war

der einer Priesterversammlung, der es auf Rettung alter Vorrechte ankommt. Er lautete: „daß, obgleich das „Abendmahl unter beiden Gestalten von Christus einge„setzt, und von der ersten Kirche auf solche Weise ge„feiert sei, dennoch die nun einmal eingeführte Ge„wohnheit, den Laien keinen Kelch zu reichen, beibehal„ten, und jeder, der diese Gewohnheit verwerfe, als „Ketzer angesehen und behandelt werden sollte." Wie einzeln und in sich selbst unbedeutend diese Entscheidung auch seyn mochte, so ging auch aus ihr doch hervor, daß das Concilium alle Abänderungen der Lehre verabscheue.

Um so trauriger aber mußte Hussens Loos ausfallen, wenn seine Sache vor dem Concilium zur Sprache kam. Er war in dem Schlosse zu Gottleben von Theologen, die zu diesem Endzweck abgeordnet wurden, zur Rechenschaft gefordert worden, und hatte in den mit ihm angestellten Untersuchungen jedes Mal versichert, daß er zum Widerruf bereit wäre, wenn man ihn überzeugen könne, daß er etwas, dem katholischen Glauben Entgegenstehendes behauptet oder gelehrt habe. Unstreitig wußte oder bedachte der gute Mann nicht, daß der Einzelne nothwendig den Kürzeren zieht, wenn er sich mit Vielen, oder wohl gar mit einer großen Versammlung in einen Streit einläßt; aus keinem anderen Grunde, als weil alsdann der Streit zu einer Autorität-Sache wird. Den 2. Juni, unmittelbar nach der freiwilligen Entsagung Gregors des Zwölften nach Kostnitz gebracht und Tages darauf vor das Concilium gestellt, fand er seinen Ankläger in seinem Landsmann Michael de Causis,

welcher behauptete, Huß habe, wie Wicklef, gelehrt, daß die Substanz des Brotes und des Weins in dem Sacrament des Altars nach der Consecration dieselbe bleibe. Diese Anschuldigung bestritt Huß als durchaus falsch, indem er aus einer besonderen Abhandlung über diesen Gegenstand bewies, daß er sich nie von der Transsubstantiations-Lehre getrennt habe. Andere Punkte der wider ihn gerichteten Anklage waren: er habe dem Imperator Constantin die Bereicherung der Kirche als einen Fehler angerechnet, die Zehnten als Almosen dargestellt, Wicklef vertheidigt, wider den Ablaß gepredigt, und von dem Pabste zu Rom an Jesus Christus appellirt. Auf diese Anschuldigungen erwiederte Huß: der Reichthum diene mehr zur Verschlimmerung als zur Verbesserung der Sitten, und daher würde Constantin besser gethan haben, wenn er die Kirche gelassen, wie er dieselbe gefunden; allerdings wären Zehnten bloße Almosen, aber er habe die Abtragung derselben als eine Pflicht empfohlen; in Wicklefs Schriften habe, seiner Ueberzeugung nach, nicht Alles das Brandmal verdient, er überlasse es aber der Beurtheilung des Conciliums, ob er deshalb ein Wicklefit genannt werden könne; nur wider den Mißbrauch des Ablasses habe er gepredigt, nicht wider den Ablaß selbst; und was seine Appellation von dem Pabst an Jesus Christus betreffe, so wolle er darüber nichts weiter bemerken, als daß er auf eine falsche Anklage nach Rom gefordert worden, und daß man seine Sachführer ins Gefängniß geworfen habe. So endigte sich das erste Verhör; und wer gesteht nicht, daß die Zeiten, wo man sich mit solchen Armseligkeiten ernsthaft

beschäftigen konnte, auf keine Weise beneidenswerth wären!

Im zweiten Verhöre, das wenig Tage darauf angestellt wurde, gab man dem Angeklagten seine Schriften in die Hände, mit der Frage: ob er sie für die seinigen anerkenne. Als er nun diese Frage bejahet hatte, wurden sechs und zwanzig Artikel, aus seinem Buche von der Kirche und aus seinen anderen Werken gezogen, öffentlich verlesen. Er gab zu, daß alle diese Sätze in seinen Werken befindlich wären, nur im Zusammenhange mit anderen Sätzen, und eben deswegen in einem anderen Sinne; und er bemerkte zugleich, daß, bei einem solchen Verfahren, durch Verstümmelung und Trennung der Sätze, aus dem rechtgläubigsten Schriftsteller ein Ketzer gemacht werden könne. Ohne hierauf einzugehen, verlangte das Concilium, daß er sich für schuldig bekennen und die ihm zur Last gelegten Irrthümer widerrufen sollte. Das Concilium handelte hier wie jede große Körperschaft, der es eben so sehr an Beurtheilung, als an Gewissen fehlt; und Huß, der dies sehr wohl empfand, bat seine Richter, daß sie ihn mit einem Widerruf von Sätzen verschonen möchten, die er nie behauptet habe, wogegen er bereit sei, seine Lehre zurück zu nehmen und abzuschwören, sobald er überführt wäre, daß sie mit irgend einem Artikel des katholischen Glaubens in Widerspruch stehe. Bei dieser Forderung beharrte er noch, als er, zurückgeführt in sein Gefängniß, durch Abgeordnete die Aufforderung erhielt, seine Irrthümer abzuschwören. Die Sache war also dahin gediehen, daß sie tragisch endigen mußte; denn

was der Angeklagte von dem Concilium forderte, konnte nicht geleistet werden, selbst dann nicht, wenn der Gegenstand nicht übernatürliche, d. h. das Fassungsvermögen übersteigende, Lehren gewesen wären.

In der Versammlung der Nationen wurde beschlossen, daß das Concilium ohne allen Verzug wider Huß als einen hartnäckigen, nicht zu bessernden Ketzer verfahren sollte; und so geschah es. Durch den Erzbischof von Riga am folgenden Tage vor das Concilium geführt, mußte Huß einen hohen Stuhl besteigen, damit jedermann ihn sehen möchte. Der Bischof von Lodi hielt eine Rede über den Text: daß der Leib der Sünde aufhöre; ein anderer Bischof verlas eine Verordnung des Conciliums, nach welcher allen und jeden, wes Ranges und Standes sie seyn möchten, bei Strafe des Bannes und zweimonatlichen Gefängnisses Stillschweigen auferlegt wurde. Jene dreißig, aus Hussens Werken gezogene Sätze, von welchen oben die Rede gewesen ist, wurden hierauf verdammt, als verwegen, aufrührerisch, frommen Ohren anstößig, und der angenommenen Lehre der katholischen Kirche zuwider laufend; und dabei wurde bestimmt, daß Hussens Schriften verbrannt, er selbst aber aus dem Priesterorden gestoßen werden sollte.

Knieend vernahm der Verurtheilte diese Sentenz. Kein Wort entschlüpfte ihm, und nichts verrieth irgend eine Unruhe in seinem Innern. Die Verstoßung aus dem Priesterorden erfolgte auf der Stelle mit lächerlichen Ceremonien, welche von einem Erzbischof und fünf Bischöfen verrichtet wurden. Erst mußte der Unglückliche ein Meßgewand anlegen, als wenn er eben Messe halten

wollte. Als dies geschehen war, nahmen jene fünf Priester auf Befehl des Oberpriesters ihm dasselbe Stück für Stück mit einem Fluche ab, und setzten ihm darauf eine papierne Mütze auf den Kopf, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Inschrift: Haeresiarcha! Auf diese Weise für einen Laien erklärt, wurde er dem weltlichen Arme überliefert. Der Kaiser, für ein so schändliches Verfahren gewonnen, befahl dem Kurfürsten von der Pfalz, den Verbrecher der Obrigkeit zu überliefern.

Diese übergab ihn dem Nachrichter, mit dem Befehl, ihn lebendig zu verbrennen mit allem, was er an sich haben würde, sein Geld gar nicht ausgenommen. Nach der Vorstadt von Kostnitz geführt und an den Pfahl gebunden, hatte Huß noch dieselbe ruhige Miene, welche ihm immer eigen gewesen war. Schon war der Nachrichter bereit, den Scheiterhaufen anzuzünden, als der Kurfürst von der Pfalz, begleitet von dem Grafen von Oppenheim, noch einmal zu ihm heransprengte, und ihn zum Widerruf ermahnte. Seine Antwort war: er wolle lieber des grausamsten Todes sterben, als Lehren widerrufen, die er nie behauptet hätte, oder von deren Irrigkeit er nicht überzeugt wäre. Ein wenig Verworfenheit würde dem Unglücklichen das Leben gerettet haben; — er wollte lieber sterben. Der Kurfürst und sein Begleiter zogen sich zurück, der Scheiterhaufen wurde angezündet — und zur Asche verbrannte ein Mann, dessen einziges Verbrechen Wahrheitsliebe, gepaart mit Ahnung einer besseren Zukunft, war. Nie aber ist unschuldiges Blut ungestraft vergossen worden. Das Concilium selbst ahnete schlimme Folgen, als es die Asche

des Märtyrers in den Rhein werfen ließ, damit seine Anhänger sie nicht verehren möchten; allein dies hielt die Rache der Böhmen nicht auf, und die Hussitenkriege, welche nicht lange nach diesem gräuelvollen Auftritt ausbrachen, waren die erste praktische Erklärung gegen ein Kirchenthum, das, frei vom Sittengesetz, eine Herrschaft über die Geister üben wollte. Gewiß war Huß ein Ketzer; doch nur, sofern er nicht den Geist seines Standes hatte, und daher nicht zugeben wollte, daß das Priesterthum sich über jede Verantwortlichkeit erhöbe. Nicht seine Freigeisterei machte ihn unglücklich; wohl aber sein Sinn für Sittlichkeit und Tugend: ein Sinn, der den Priestern seiner Zeit ganz fremd war.

Eine Versammlung, welche sich in Beziehung auf Johann Huß die ärgste Tyrannei hatte zu Schulden kommen lassen, konnte wohl nicht anders, als die seit einigen Jahren in Frankreich empor gekommene Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannen-Mordes verdammen. Urheber derselben war Jean Petit, Franciscaner-Mönch und Doctor der Gottesgelahrtheit; die Veranlassung dazu aber gab die Ermordung des Herzogs von Orleans, einzigen Bruders Karls des Sechsten, durch jenen Herzog von Burgund, der Johann, mit dem Beinamen der Unerschrockene, genannt wurde. In Frankreich fand die Lehre des Franciscaner-Mönchs so viel Beifall, daß die Regierung es für nöthig hielt, sie einer strengeren Beurtheilung zu unterwerfen. Diese wurde durch den Bischof von Paris, Gerhard von Montaigu, und von dem Inquisitor Jean Polet vollzogen: beide verdammten Jean Petits Lehre, nicht ohne die That des

Her-

Herzogs von Burgund der Verantwortlichkeit auszusetzen. Nichts war an und für sich gerechter, als dies Verfahren. Da aber die Sicherheit des Herzogs von Burgund dadurch nicht gewann, so wendete sich dieser an Johann den Dreiundzwanzigsten, der, in seiner hoch kritischen Lage des Beistandes bedürftig, kein Bedenken trug, das Endurtheil des Bischofs von Paris umzustoßen. In dieser Lage der Dinge brachte Johann Gerson die Sache bei dem Concilium zur Sprache, welches entschied, daß Alle, die eine so verderbliche Meinung hartnäckig behaupteten, als der Ketzerei schuldig bestraft werden sollten. Indeß blieb das Concilium in seiner Weisheit bei dem Allgemeinen stehen; und aus Achtung für den Mörder geschah weder der Schrift, noch ihres Verfassers die mindeste Erwähnung. Eigentlich hatte er nur eine Lehre bekämpft, von welcher er fühlte, daß sie in ihrer Allgemeinheit sehr wohl auf das Concilium selbst angewendet werden konnte.

Johann der Dreiundzwanzigste war abgesetzt worden; Gregor der Zwölfte hatte freiwillig entsagt. Es war also nur Benedict der Dreizehnte noch übrig. Aber dieser Pabst bewies keine Art von Bereitwilligkeit, sich für unrechtmäßig zu erkennen und einem nicht von ihm selbst berufenen Concilium die mindeste Macht einzuräumen. Wie ihm nun beikommen? Da Benedict bald nach Eröffnung des Conciliums Nuntien an den Kaiser Sigismund gesendet, und sich durch diese zu einer Zusammenkunft in Perpignan erboten hatte: so war Sigismund entschlossen, den Vorschlag jenes Pabstes anzunehmen, in der Voraussetzung, daß es ihm gelingen werde,

den König von Aragon und die übrigen spanischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, d. h. zum Abfalle von Benedict dem Dreizehnten zu bewegen. Das Concilium billigte, was ihm vortheilhaft war, und nicht genug, daß es dem Kaiser eine glückliche Reise wünschte, beschloß es in seiner siebzehnten Sitzung sogar, daß, während seiner Abwesenheit, alle Sonntage allgemeine Procession angestellt und Messen gelesen werden sollten, und zwar so, daß, wer diesen Processionen und Messen beiwohnen würde, einen Ablaß auf hundert Tage erhalten sollte. Ja, es blieb aus besonderer Achtung für die Person Sigismunds nicht dabei stehen, das Verbrechen auf diese Weise privilegirt zu haben, sondern es donnerte auch die schrecklichsten Bannurtheile auf Diejenigen nieder, die den frommen Kaiser und dessen Begleitung auf der Reise aufhalten würden. Den 19. Juni reisete Sigismund von Kostnitz ab. Zu Narbonne angelangt, erhielt er die erste Nachricht von der Unpäßlichkeit Ferdinands von Aragon, und diese Nachricht bewog ihn, bis zum Sept. in Narbonne zu bleiben. Zu seiner Umgebung gehörten, außer dem Erzbischof von Tours, mehrere Bischöfe, Aebte und Doctoren der Theologie, welche das Concilium ihm beigesellt hatte, es sei als Späher oder als Gehülfen. Mit ihnen begab er sich denn auch nach Perpignan, sobald der wiederhergestellte König von Aragon und die Gesandten der übrigen Fürsten Spaniens daselbst angelangt waren. Er kam den 19. Sept. an; aber noch immer fehlte Benedict der Dreizehnte, und eine längere Zeit hatte es das Ansehn, als ob er fest entschlossen wäre, sich ganz und gar nicht

einzufinden. Erst als die spanischen Könige ihn mit ihrem Abfalle bedroheten, gab er den Bitten seiner Cardinäle nach.

Man muß Benedict dem Dreizehnten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wußte, was es mit dem Pabstthum auf sich hatte. Ohne im Mindesten erschüttert zu werden, als man ihn an seinen Eid erinnerte, und ohne auf das Beispiel Gregors, das man gegen ihn geltend machte, das mindeste Gewicht zu legen, machte er seine eigenthümlichen Bedingungen; und diese waren von einer solchen Beschaffenheit, daß sie nicht leicht erfüllt werden konnten. Er verlangte: 1) daß alle wider ihn und seine Anhänger bisher bekannt gemachten Decrete für null und nichtig erklärt werden sollten; 2) die Aufhebung der Versammlung zu Kostnitz, die sich ein allgemeines Concilium nenne; 3) die Erlaubniß, es sei zu Avignon oder an einem andern bequemen Orte, ein rechtmäßiges Concilium berufen zu dürfen; 4) die ausschließende Ernennung eines Nachfolgers auf dem päbstlichen Thron; 5) die Würde eines Cardinals und eines beständigen Legaten a latere mit uneingeschränkter Macht in geistlichen und weltlichen Sachen in allen Ländern seiner gegenwärtigen Obedienz; 6) den ersten Rang nach dem Pabste, so daß Keinem freistehen sollte, von ihm zu appelliren. Ueber alle diese Punkte sprach der 77jährige Greis sieben Stunden hindurch mit einer Klarheit, welche seine Zuhörer in Erstaunen setzte; vor allen aber bewies er mit der Gewandtheit eines Sophisten, daß er allein der rechtmäßige Pabst sei, und daß, wenn das Heil der Kirche seine Niederlegung fordere,

nur Er das Recht habe, den neuen Pabst zu wählen, weil er, unter allen damals lebenden Cardinälen, der einzige sei, der vor dem Ausbruch des Schisma von einem unbezweifelt rechtmäßigen Pabste, Gregor dem Elften, im Jahre 1375 ernannt worden.

Mit einem Manne von diesem Gepräge war nicht viel auszurichten. Vergeblich blieben alle Bemühungen, seinen Eigensinn zu besiegen. Da seine Gründe nicht zu überwältigen waren, wenn man auf seinen ersten Grundsatz einging: so gab der Kaiser seine Bekehrung auf, und zog sich nach Narbonne zurück, mit dem Vorsatze, nach Deutschland heimzukehren. Indeß ließ er sich zu einem längeren Aufenthalte in Narbonne bereden, da der König von Aragon und die übrigen spanischen Fürsten von Benedicts Obedienz versprachen, diesen Pabst zu verlassen, wenn er nicht niederlegen würde. Auf einem Congresse zu Narbonne wurde dies Versprechen aufs Bündigste wiederholt. Sobald nun Benedict hiervon unterrichtet war, verließ er Perpignan aus Furcht vor einer Verhaftung, und begab sich mit vier Cardinälen (der fünfte war krank geworden) über Colliour nach Peniscola, einem sehr festen Ort des Königreichs Valencia, auf einer Halbinsel gelegen und auf einem Felsen erbaut. Hier vollkommen unzugänglich, trotzte er allen Forderungen, welche an ihn gemacht werden konnten. Das Pabstthum hatte sich in seine letzte Schanze geflüchtet, und in dieser vertheidigte es sich mit dem Eigensinne, der es zu allen Zeiten ausgezeichnet hatte. Als folglich der König von Aragon und die übrigen spanischen Fürsten, sammt den Grafen von Foix und Armagnac, ihren

Abfall erklärten, bedachte Benedict sich nicht einen Augenblick, den Bannfluch gegen sie auszusprechen und ihre Unterthanen von dem Treueide zu befreien.

Inzwischen hatte das Concilium sein Ansehn durch ein Decret verstärkt, das, im priesterlichen Geiste gedacht, zugleich eine begangene Grausamkeit rechtfertigen und eine neue Scheidewand zwischen geistlicher und weltlicher Macht ziehen sollte. Unstreitig hatten Viele nicht darüber hinwegkommen können, daß Huß, trotz dem sicheren Geleite des Kaisers, war verbrannt worden. Das Concilinm decretirte also in seiner neunzehnten Sitzung: „daß kein sicheres Geleit, von einem Kai„ser oder Könige, oder anderen weltlichen Fürsten an „Ketzer oder der Ketzerei beschuldigte Personen ertheilt, „weder dem katholischen Glauben noch der kirchlichen „Gerichtsbarkeit schaden, und folglich nie verhindern „sollte, daß dergleichen Personen von einem geistlichen „Richter nach Vorschrift der kirchlichen Gesetze unter„sucht, gerichtet und bestraft würden, wenn sie sich hart„näckig weigerten, ihren Irrthümern zu entsagen.“ Die volle Barbarei des funfzehnten Jahrhunderts spiegelt sich in diesem Decrete, dessen einzige Entschuldigung in dem Umstande enthalten ist, daß es in eine Zeit fällt, wo die fürstliche Macht viel zu schwach war, um eine auf Menschlichkeit gegründete Gerechtigkeit üben zu können. Ueberhaupt muß man die Erscheinungen früherer Jahrhunderte nach ihrer Nothwendigkeit beurtheilen, und, wenn man hiernach findet, daß eine solche Versammlung, wie das Concilium zu Kostnitz war, sich Auffallendes erlaubt hat, immer daraus folgern, daß

sie durch den Geist ihrer Zeit dazu berechtigt gewesen.

Die Rückkehr Sigismunds nach Kostnitz verzog sich durch eine Reise nach England, welche in der Absicht gemacht wurde, zwischen Karl dem Sechsten von Frankreich und Heinrich dem Fünften von England einen Frieden zu vermitteln. Von dieser Angelegenheit wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn. Das Concilium, welches inzwischen beschäftigt seyn wollte, suchte und fand einen neuen Gegenstand der Thätigkeit in dem Proceß, den es dem Hieronymus von Prag, einem treuen Anhänger Hussens, machte. Sein Verfahren in dieser Sache war vollkommen aus Einem Stücke mit dem, wodurch Huß war auf den Scheiterhaufen gebracht worden.

Hieronymus von Prag, ein Laie, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als Hussens Lehren gebilligt zu haben, war deshalb schon früher zur Verantwortung gezogen worden; und da er, in einer Anwandlung von menschlicher Schwäche, widerrufen hatte, so waren seine Richter billig genug gewesen, ihm die Todesstrafe zu erlassen. Inzwischen hatte man ihn ins Gefängniß zurückgeführt, und hier, seiner Freiheit beraubt, bereuete er seine Feigheit in so beleidigenden Ausdrücken für das Concilium, daß er aufs Neue vorgefordert werden mußte. Jetzt nun, ohne sich auch nur einen Augenblick zu entstehen, erklärte er, daß Hussens Andenken ihm theuer sei und bleiben werde, weil er das unbescholtenste Leben geführt habe und nie von dem Pfade der Wahrheit ge-

wichen sei. Betroffen von dieser Erklärung, ließ das Concilium ihn enger einschließen und seine Bekehrung versuchen. Doch Hieronymus spottete seiner Bekehrer; und seine selbst scherzende Geistesmunterkeit in den Verhören, so wie seine Entschlossenheit zum Märtyrer-Tode, machte auf die schon erbitterten Gemüther der Versammlung einen nur allzu starken Eindruck. Sein Flammentod wurde demnach beschlossen, und der Advokat des Conciliums setzte das Endurtheil auf, nach welchem er als ein zurückgefallener, reueloser, keiner Besserung fähiger Ketzer dem weltlichen Arme überliefert werden sollte. Die Obrigkeit von Kostnitz nahm ihn in Empfang, und übergab ihn dem Nachrichter, der ihn ungesäumt auf den Richtplatz führte. Hier wurde er in demselben Anzuge, worin man in Spanien und Portugal verurtheilte Juden zu verbrennen pflegte, an den Pfahl gebunden. Als sich nun der Henker hinter seinem Rücken dem Scheiterhaufen näherte, um ihn anzuzünden: da rief Hieronymus ihm zu, daß er vorwärts treten und das Werk vor seinen Augen verrichten möchte; „denn, sagte er, hätt' ich mich gefürchtet, so würd' ich nicht an diesen Ort gekommen seyn.“ Schon stand der Scheiterhaufen in Flammen, als er noch mit lauter Stimme rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Die Flamme allein vermochte, ihm den Mund zu verschließen. So viel Standhaftigkeit machte auf die Umstehenden den lebhaftesten Eindruck. Am meisten erstaunten die Italiäner darüber; denn sie am wenigsten begriffen die Erhebung des Gemüths, worin die Liebe

zum Leben von einer übermächtigen Idee beherrscht wird *). Der Protestantismus, obgleich noch wenig entwickelt, hatte seine Märtyrer gefunden, und hierauf beruheten seine Fortschritte, die man nur fürchten konnte.

Erst im Januar des Jahres 1417 kam Sigismund von seiner Reise zurück. Die Sitzungen, welche seit der Verurtheilung des Hieronymus von Prag waren gehalten worden, hatten sich durch nichts ausgezeichnet. Es kam jetzt nur noch auf eine förmliche Absetzung Benedicts des Dreizehnten an. Alles war dazu vorbereitet; denn Abgeordnete der Könige von Navarra, Aragon und

---

*) Es ist sehr anziehend, zu lesen, wie Aeneas Sylvius, Theoderich von Niem und Poggius von Florenz sich über den Tod des Hieronymus von Prag erklären. Der letzte von diesen Schriftstellern, der, als Sekretär Johanns des Dreiundzwanzigsten, den größten Theil seines Lebens am römischen Hofe zugebracht hatte, sagt in seinem Schreiben an Leonard Aretin: „So starb dieser Mann auf eine allen Glauben übersteigende Weise. O, ein preiswürdiger Mann, eines unsterblichen Andenkens werth! Hat er Meinungen behauptet, die den Lehren der Kirche widersprechen; so kann ich zwar seine Absichten nicht loben, aber ich bewundere seine erstaunlichen Einsichten und seine Beredsamkeit. Ich selbst bin Zeuge seines Todes gewesen. Man beschuldigt ihn der Falschheit und des Eigensinnes — immerhin! nie war ein Tod philosophischer. Wie sehr ist zu beklagen, daß ein so trefflicher Kopf sich vom Glauben verirrt hat, wenn anders das wahr ist, was von ihm gesagt wird! Mir kommt es nicht zu, eine Sache von so großer Wichtigkeit zu beurtheilen; ich überlasse dies Denen, welche mehr davon wissen, als ich." — So schrieb ein Sekretär des Pabstes, nicht ahnend, daß es unmöglich ist, in einer Sache etwas zu wissen, deren erster Charakter das Uebernatürliche ist. Keins von den Mitgliedern des Conciliums wußte mehr, als Poggius; jeder aber vertheidigte seinen Privat-Vortheil.

Castilien, so wie der süd-französischen Magnaten, waren zu Kostnitz erschienen und hatten die Bereitwilligkeit ihrer Gebieter, der Obedienz jenes Pabstes zu entsagen, kund gethan. In der sieben und dreißigsten Sitzung also wurde durch den Cardinal von St. Marcus, Wilhelm Fillastre, am 26. Juli 1417 ein Decret abgelesen, nach welchem „Petrus de Luna, sonst in seiner Obedienz Benedict der Dreizehnte genannt, als Störer des Kirchenfriedens, als Förderer des Schisma, als Meineidiger und als offenbarer, nicht zu bessernder Ketzer aller Ehre und Würde beraubt, und als ein faules Glied von dem Leibe der Kirche abgeschnitten wurde." Diesem Decrete waren Vorforderungen vorangegangen, auf welche Benedict keine Antwort gegeben hatte. Jetzt förmlich abgesetzt und als Ketzer gebrandmarkt, schleuderte er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit von seiner Felsenburg zu Peniscola ein Anathema über das andere auf die schismatische Versammlung zu Kostnitz und auf alle ihr beiwohnende Fürsten, als auf Solche, die in der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche Zwiespalt und Trennung erhalten wollten. Nach ihm befand sich diese heilige, katholische und apostolische Kirche nur zu Peniscola bei ihm und den ihm treu gebliebenen Cardinälen; und gerade hierin offenbarte sich, bis zu welcher Höhe der Unsinn getrieben werden kann, wenn es auf nichts weiter ankommt, als eine gränzenlose Herrschsucht zu befriedigen. Kaum kann man sich des Mitleids bei so viel Verrücktheit erwehren!

Wie wenig die Väter des Kostnitzer Conciliums die Natur der theokratischen Universal-Monarchie begriffen,

dies zeigte sich in einer der nächstfolgenden Sitzungen, wo beschlossen wurde, daß fünf Jahre nach Beendigung der gegenwärtigen Synode eine neue allgemeine Versammlung, und, von dieser an, regelmäßig alle zehn Jahr ein Concilium gehalten werden sollte. Man wollte also die gegenwirkende Kraft in ein Regierungs-System einführen, das nur in so fern einen Werth hatte, als es sich in seiner bisherigen Unumschränktheit behauptete; und man ahnete nicht, wie sicher man dadurch das herbeirief, was man abzuwenden gedachte: die Opposition gegen das Pabstthum, d. h. den Protestantismus. In derselben Session — es war die neun und dreißigste — entwarf man ein Glaubensbekenntniß für die zukünftigen Päbste; es lautete dahin, daß jeder neue Pabst vor Bekanntmachung seiner Wahl mit Herz und Mund vor dem allmächtigen Gotte versprechen sollte, den heil. katholischen Glauben bis auf den kleinsten Artikel unverletzlich halten zu wollen. Man begreift nicht wohl, zu welchem Endzwecke dieser Beschluß gefaßt wurde, es sei denn, daß man voraussetzt, die Väter des heil. Conciliums seyen unwissend genug gewesen, um nichts von dem wahren Zweck der kirchlichen Regierung zu fassen. Auf diesem Wege würde man wenigstens ihre Ehrlichkeit retten, indem man ihren Verstand anklagte.

Ein Pabst hatte freiwillig abgedankt, die beiden anderen waren abgesetzt worden, und nebenher hatte man zwei sogenannte Ketzer gebraten. Mit diesen Heldenthaten zufrieden, wünschte das Concilium sich aufzulösen. Nur sollte vorher das kirchliche Regiment durch die Wahl eines neuen Christenvaters festgestellt werden.

Sie zu treffen, gingen die Cardinäle aller drei Obedienzen, in der Voraussetzung, daß ihre Rechtmäßigkeit keinem Zweifel unterliege, auf dem Rathhause zu Kostnitz, mit dreißig Abgeordneten der Nationen, in ein Conclave. Man machte sich darauf gefaßt, daß dieses Conclave von langer Dauer seyn, d. h. wenigstens einige Monate dauern werde; aber gegen die allgemeine Erwartung war schon am Abend des dritten Tages der Cardinal-Diakonus, Otto von Colonna, durch eine große Stimmenmehrheit gewählt. Kostnitz hatte also dies Mal die Ehre, der Welt einen Pabst gegeben zu haben. Sein Jubel darüber entsprach der Seltenheit der Sache. Noch am Abend der Wahl begleiteten der Kaiser und das Concilium den Neugewählten in die Kathedral-Kirche, wo er mit lautem Freudengeschrei eingethront wurde. Er nahm den Namen Martin der Fünfte an, weil seine Wahl am Tage dieses Heiligen, d. h. den 11. November, geschehen war.

Die Kirche hatte also wieder Einen Pabst, und noch dazu einen r e c h t m ä ß i g e n, in der Voraussetzung, daß das Cardinal-Collegium und das ganze Concilium jemals diesen Charakter erwerben konnte. Am wenigsten nun war jenes gleichgültig in Beziehung auf die Versammlung, von welcher der Pabst ausgegangen war; denn ihre bisherige Richtung mußte sich auf das Wesentlichste verwandeln. Martin der Fünfte, in die Geheimnisse der päbstlichen Politik viel zu gut eingeweihet, um irgend einen Vortheil, der noch gerettet werden konnte, gutwillig aufzuopfern, bemächtigte sich vor allen Dingen des Vorsitzes, damit nichts zur Sprache gebracht

werden möchte, worauf er einzugehen nicht geneigt wäre. Die letzten Sitzungen des Conciliums waren so langweilig, daß Niemand dabei aushalten konnte; und, wie es scheint, rührte diese Schläfrigkeit von dem wohlberechneten Betragen des Cardinal-Collegiums her, welches so viel Ursache hatte, alle Anträge auf eine Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern zu beseitigen. Es wurde zunächst die Frage aufgeworfen, was aus Baltasar Cossa (Johann dem Dreiundzwanzigsten) werden sollte; und das Concilium stimmte sogleich für dessen Auslieferung an den Pabst, damit der Vortheil der Kirche nicht gefährdet werden möchte. In der drei und vierzigsten Sitzung wurden endlich zwar die Punkte verlesen, welche die Reformation ausmachen sollten; sie betrafen die erkauften Präsentationen, die Reservationen, die Annaten, Expectativen, Commenden, Dispensationen, Appellationen, mit Einem Worte: die Geldquellen der theokratischen Universal-Monarchen. Allein es zeigte sich auf der Stelle eine entschiedene Abneigung auf Seiten des Pabstes und der Cardinäle, in die deshalb gemachten Vorschläge einzuwilligen. In der That hatte der Kaiser einen bedeutenden Fehler dadurch begangen, daß er vor Berichtigung aller dieser Dinge eine Pabstwahl gestattet hatte; denn, was in Hinsicht einer Reformation erreicht werden konnte, das mußte vor der Pabstwahl erreicht werden, damit es als Bedingung dienen konnte. Alle Bemühungen der Engländer und Deutschen eine Reformation zu bewirken, waren um so vergeblicher, da das Concilium bereits ins dritte Jahr dauerte, und jeder sich nach der Beendigung desselben

sehnte; vielleicht fühlte man aber auch dunkel, daß man einem Universal-Monarchen nicht die Geldquellen verstopfen könne, ohne ihn in seiner Wirksamkeit zu lähmen, und daß, wenn man einen Pabst haben wolle, die mit seinem Daseyn enge verbundenen Mißbräuche ertragen werden müßten. Die Franzosen waren über diesen Punkt nachgiebiger, als die Engländer und die Deutschen, denen nichts so sehr im Sinne lag, als die Beschränkung der Obergewalt. Kurz, die Reformation der Kirche mußte aufgegeben werden, und alles, was man an der Stelle derselben erhielt, waren leidige Vertröstungen auf das Concilium, das sich nach fünf Jahren versammeln sollte, und zu dessen Sammelplatze der Pabst Pavia bestimmte.

In der fünf und vierzigsten Sitzung hielt der Pabst eine Danksagungsrede, welche der Cardinal Brancuccio mit den Worten beendigte: „Meine Herren, gehen sie in Frieden." Die ganze Versammlung sagte: Amen. Den 16. November 1414 begonnen, endigte das Concilium den 22. April 1418. Martin der Fünfte verweilte bis zum 16. Mai zu Kostnitz, an welchem Tage er mit großem Gepränge nach Genf ging. Wir halten uns nicht dabei auf, den Vortrab zu schildern, in welchem das Sacrament sich zwischen zwei goldenen Kreuzen bewegte. Im päbstlichen Schmuck, die dreifache Krone auf dem Haupte, ritt der Pabst auf einem weißen Pferde unter einem tragbaren Himmel, von vier Grafen gehalten. Zur Rechten hielt der Kaiser den Zaum des Pferdes, zur Linken der Kurfürst von Brandenburg; beide zu Fuß. Der Herzog von Baiern, nebst vier andern Reichsfürsten

auf der einen, und der Herzog von Oesterreich nebst vier andern Reichsfürsten auf der andern Seite, hielten das reiche, bis auf die Erde herabhangende Tuch, womit das Pferd bedeckt war. So durchzog man die Stadt. Am Thore stieg der Pabst von dem Pferde, gab der zahlreichen Menge seinen Segen, wechselte die Kleider, und begab sich darauf, begleitet von dem Kaiser und den Fürsten des deutschen Reichs, erst nach Gottleben, und von da zu Wasser nach Schafhausen. Von Gottleben aus eilte der Kaiser ins Reich, das von den Bewegungen der Hussiten in Böhmen nicht wenig beunruhigt war. Der Pabst ging über Bern nach Genf, und von da über Mailand, Ferrara, Ravenna und Forli nach Florenz, wo er fast zwei Jahre verweilte, indem die kleinen Tyrannen des Kirchenstaates ihm nicht erlaubten, nach Rom zu gehen. Zu Florenz warf Balthasar Cossa sich ihm zu Füßen, mit Verzichtleistung auf alles, was er früher besessen hatte. Dafür ernannte ihn der Pabst zum Cardinal = Bischof von Tusculum, mit dem Vorrecht, seinen Sitz neben dem Pabst zu haben: eine Ehrenbezeigung, die er nicht lange genoß, weil er bald darauf starb.

Das Schisma war allerdings beendigt; aber das, was das Schisma herbeigeführt hatte, so wie auch das, was durch das Schisma entwickelt war, dauerte fort, und so zeigte sich denn in allen Erscheinungen des funfzehnten Jahrhunderts, daß die Wiederherstellung der alten Formen zu nichts hilft, wenn der Geist sich einmal von denselben getrennt hat. Vergeblich sandte Martin den Cardinal von Ragusa, Johann Dominici, nach

Böhmen, um die daselbst ausgebrochenen Unruhen durch die Autorität des apostolischen Stuhles beizulegen. Der päbstliche Legat hielt sich nur so lange für sicher, als er Hoffnung hatte, Wenzeln oder Sigismund zu gewinnen; denn als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, begab er sich nach Ofen, wo er bald nach seiner Ankunft starb. Die Hussiten waren also die ersten Reformatoren, wenn gleich ohne Plan und ohne alle Klarheit des Verstandes. In diesen Zeiten war es genug, dem sittlichen Instincte zu folgen, der, was in seinen Folgen verderblich ist, in seiner Quelle nicht für gut erkennen will. Doch ehe wir dies weiter verfolgen, wird es nöthig seyn, einen Blick auf den Osten zu werfen, dessen eigenthümliche Erscheinungen den stärksten Einfluß auf die Entwickelung des Westen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie Ludwigs des Vierzehnten Monarchie sich in sich selbst auflösete;

ein Auszug aus Lemontey's Essay sur l'établissement monarchique de Louis XIV. *)

(Siehe das vierte und fünfte Heft dieser Monatsschrift.)

Kaum hatte Ludwig der Vierzehnte seinen politischen Bau vollendet, als bereits eine neue Ordnung der Dinge eintrat: Unglücksfälle und Grausamkeiten verdunkelten die letzte Hälfte dieser großen Verwaltung. Dies hing auf folgende Weise zusammen.

Die

---

*) Ich gebe hier einen zweiten Auszug aus Lemontey's lehrreichem Werke; und ich gebe ihn mit um so größerem Vergnügen, weil ich bemerkt habe, daß der erste die Aufmerksamkeit meiner Leser gefesselt hat. Vielleicht läßt sich nichts auffinden, was noch unterrichtender wäre für alle Diejenigen, die sich über die Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit zurecht finden wollen; denn Ludwigs des Vierzehnten Schöpfung beschränkte sich keinesweges auf Frankreich: sie ging mit geringen Abänderungen auf das ganze westliche Europa über. Was nun die Epoche dieses französischen Selbstherrschers betrifft, so ist ihre Eigenthümlichkeit, nach unserem Urtheil, von Keinem vollständiger aufgefaßt worden, als von Lemontey, der sie eben so sehr zum Gegenstande eines besonderen Studiums gemacht hat, wie Tacitus die Geschichte der acht ersten römischen Imperatoren. Auch dürfte es keine Uebertreibung seyn, zu sagen, daß, wenn der Geist des größten unter den römischen Geschichtschreibern sich auf einen Franzosen herabgelassen habe, dies kein anderer sei, als Lemontey.

Der Herausgeber.

Die neue Monarchie hatte zwei Grundlagen: Bewunderung und Furcht. Nun können Unglücksfälle, mit Standhaftigkeit ertragen, die erstere verstärken, und eine selbst schlecht berechnete Strenge darf die zweite nicht schwächen. Wir werden deshalb den Einfluß jener Unfälle und dieser Strenge nur in den zweiten Entwurf des Gemähldes bringen. Das wahre Auflösungsmittel dieser Monarchie wird also alles Dasjenige seyn, was die Meinung von ihrer Stärke, als Princip der Furcht, und die Meinung von ihrer Größe, als Princip der Bewunderung, vermindert. Oft sind die Quellen dieses Giftes verlarvt: traurige Störungen rühren von Ursachen her, die an und für sich löblich sind; denn die erste Noth gewisser Regierungen besteht darin, daß sie weder großmüthige Verwalter seyn, noch das Gute ertragen können, das sie stiften möchten. Dazu kommen denn Mißbräuche, welche das Nachdenken entschuldigen muß, sei es als Entwickelung des Princips, welches die Staatsverfassung zusammenhält, oder als ein Gegengewicht, welches die unumschränkte Macht aus Versehen sich selbst gegeben hat. Diese Veränderungen wachsen beinahe beständig im Schatten: sie reifen, ohne daß dabei etwas gedacht wird; sie stocken und gehen zurück, und wenn sie fortschreiten, so geschieht dies weniger stoßweise, als durch Verderbniß. Ludwigs des Vierzehnten Monarchie gleicht einem Schiffe, das, nachdem es, allen Stürmen trotzend, die Reise um die Welt gemacht hat, in dem Hafen untergeht, zernagt von den Insecten eines stillen Gewässers.

Die neue Ordnung nährte einen ersten Zwietrachts-

keim, welcher um so gefährlicher war, je entfernter die Wirkung schien. Indem der König die Plebejer auf dem Felde des Handels und der Gewerbe versammelte, wo der Adel nicht erscheinen mochte, brachte er zwei Völker an einander, die an Sitten, Geist und Interesse nur allzu verschieden waren. Die Leitung des einen wurde an Louvois, die des andern an Colbert übertragen, und Frankreich sah sich, wie die Welt der Manichäer, von zwei entgegengesetzten Principien regiert. Louvois Volk liebte Müßiggang und Verschwendung, athmete nur Krieg, achtete nichts als die Gewalt, weigerte sich der Steuer, und quälte und erschöpfte den Staat durch seine Ansprüche und seine Bedürfnisse; Colberts Volk hingegen war arbeitsam, haushälterisch, ein Freund des Friedens und der Gerechtigkeit, zahlte um so mehr, je mehr es hervorbrachte, und bereicherte den Staat durch seine Privat=Reichthümer. Jenes, auf der Neige, richtete den Blick nach hinten, blähete sich mit der Vergangenheit, und gründete Forderungen auf Verluste, die vom Schicksal herrührten; aus Vorurtheil, aus Stolz, aus Eigennutz ging es immer weiter zurück. Dieses, jung, voll Hoffnung, vergaß seine armselige Wiege, erfand aus Noth, klärte sich auf, ohne es zu ahnen, und erhob sich im Gefühl seiner Nützlichkeit zu anderen Leidenschaften; sein Gang war, wie sein Glück, wesentlich vorschreitend. Zwischen beiden Völkern hielt eine partheiische Hand den Schlauch, welcher die Kraft des einen dem anderen zuführte. Colbert, dessen Ansehn auf der Weisheit des Königs beruhete, war Zeuge von Verschwendungen, die er nicht zu verhindern vermochte,

und starb, halb verlassen und an der Vollendung seines Werks verzweifelnd, während Louvois, von den Leidenschaften seines Gebieters gehalten, seinen Nebenbuhler lange überlebte, und über Frankreich alle Plagen eines falschen Ruhmes ausgoß. Das Genie des Ersteren wurde von den Neulingen verkannt, deren Glück er gegründet hatte, und nur die Nachwelt hat ihn groß genannt. Der Letztere, verschwenderisch mit den Staatsschätzen zum Vortheil Derer, welche damals die öffentliche Meinung bildeten, erhielt dafür einen raschen und glänzenden Ruf. Colbert hatte alle Theile seines Ministeriums sorgfältig geordnet; Louvois, rastlos thätig, ordnete nichts, und ließ die Verwaltung des Krieges in einem nicht zu entwirrenden Chaos zurück, sei es, weil das Geheimniß seines Talents mit ihm gestorben war, oder weil dies Talent nur Tyrannei und Gewaltthat in sich schloß. Der Pöbel wollte die Gebeine des Volkswohlthäters zerstreuen; Künste zierten das Grab des Adelswohlthäters. Ueberflüssige Arbeit! das wahre Mausoleum Louvois waren die Trümmer der Pfalz. Und um diesen Gegensatz zwischen dem Minister der Fabriken und dem der Schlachten durch einen seltsameren Zug zu vollenden, sagt uns St. Simon, daß Colberts Muth und Le Telliers Feigherzigkeit bei Hofe zum Sprichwort geworden wäre.

Aus derselben Quelle floß noch ein zweiter Irrthum. Frankreich zum Range gewerbthätiger Nationen erheben, und dasselbe Frankreich einer unumschränkten Regierung unterwerfen wollen, wie es Ludwigs des Vierzehnten Absicht war, hieß in einen offenbaren Widerspruch fallen und ein

unmögliches Verschmelzen versuchen. Abgewichene Jahrhunderte liefern davon kein Beispiel, und selbst in denjenigen Republiken, wo die Aristokratie den Handel hätte scheu machen können, hat man immer bemerkt, daß die Staatschefs die Gewalt verhüllten und sich dem Stande der Kaufleute anschlossen. Wenn eine Bevölkerung von Ackerbauern, an den Boden gefesselt und über eine große Oberfläche verbreitet, die unruhige Herrschaft der polnischen Pospolite, oder die habsüchtige Unterdrückung türkischer Paschas, oder den väterlichen Despotismus . . . scher Fürsten erträgt: so begreift man dergleichen: Vereinzelung, Eigennutz und Gewohnheit machen sie geschickt zur Ertragung dieses Joches. Allein versetzt diese Bevölkerung aus ihrem eintönigen Daseyn in die Werkstätten, und fordert von ihr die Arbeiten der Künste und die Berechnungen des Handels; und die Verwandlung wird sogleich beginnen: auf Gewohnheiten werden Leidenschaften, auf Vereinzelung Verein, auf Starrheit Nacheiferung, auf Dumpfheit neue Fähigkeiten, auf den beengten Kreis ein politischer Horizont folgen. Der Handel besteht durch Erfindung, Kapitalien, Kredit. Allein man erfindet nicht, man vervollkommnet nicht, ohne Freiheit; man schafft nicht neue Kapitalien ohne Sicherheit, und Kredit giebt es nur gegen Gewährleistungen. Nun aber sind Freiheit, Sicherheit und Gewährleistungen von einer Regierung ausgeschlossen, die sich in dem Eigensinn eines Einzigen auflöset. Ein Hafen und eine Halle reichen nicht aus für den Handel. Für ihn bedarf es eines Vaterlandes im aufrichtigsten Sinne des Wortes; und da sein Eigenthum beweglich

ist, so wird er sich jenes suchen, im Falle ihr es ihm versagt. Ihn regieren wollen, heißt etwas sehr Ueberflüssiges unternehmen; denn er liebt die Ordnung und die Gesetze. Der Hauptpunkt ist, ihn durch Gerechtigkeit und Treue festhalten. Die Natur der Dinge hat den Wechselfall so gestellt: entweder Knechtschaft ohne Handel, oder Handel ohne Knechtschaft; denn spät oder früh wird die Willkühr den Gewerbfleiß, oder der Gewerbfleiß die Willkühr zerstören. Die letztere Entwickelung ist die wahrscheinlichere, und für Den, welcher Europa schärfer beobachtet, bereitet die Vorsehung einen neuen Beweis. Seit dreißig Jahren nagt der griechische Einfluß ohne Geräusch an dem otomanischen Herrscherstab; als Besitzer von Flotten und Reichthümern werden die Ueberwundenen in kurzer Zeit mehr die Herren der Propontis seyn, als die Eroberer. So will es das Weltgesetz. Es springt also in die Augen, daß Ludwig der Vierzehnte, als er die Vereinigung unverträglicher Elemente wollte, sich auf eine falsche Fährte begab und nur eine lahme Regierung einführte, welche ihrem Falle zwischen zwei unvereinbaren Führern immer nahe war.

Ich muß noch einen zweiten Widerspruch zwischen dem Verfahren und dem System dieses Monarchen geltend machen. Nie war ein Fürst eifersüchtiger auf den Ruf, alles persönlich zu regieren, und allein zu regieren. Er trieb diese Anforderung bis zur Schwachheit; und nicht ohne Grund hat man gesagt, er sei regiert worden durch die Furcht, es zu scheinen. Indeß sündigte er durch diesen in vieler Hinsicht lobenswerthen Eifer an der ersten Bedingung der unumschränkten Gewalt, deren

Wesen darin besteht, daß sie durch Minister wirkt, welche alle Unfälle auf sich nehmen, und welche man für das Wohl des Fürsten allenfalls dem Volke zum Opfer bringen kann. Zweifelsohne wird man bemerken, daß diese Combination, welche die Unverletzlichkeit des Throns durch die Verantwortlichkeit der Minister sichert und die man als das Meisterwerk der Repräsentativ-Regierung betrachtet, nichts weiter ist, als eine regelmäßigere Entwickelung dessen, was der einfache Selbsterhaltungstrieb den rohesten Sultanen eingegeben hatte. Ludwig der Vierzehnte befreite sich von dieser Regel; und da er allen Ruhm in Beschlag nahm, so schrieb man ihm auch alle Uebel zu. Es ist nur zu wahr, daß das Volk seiner Regierung überdrüssig wurde und seinen Leichenzug profanirte. Manche andere Ursachen hatten zu dieser Abkühlung alter Anhänglichkeit beigetragen. So lange die Feudalität in ihrer Strenge bestand, waren die Völker gewohnt, den Monarchen als ihren natürlichen Vertheidiger anzurufen. Sobald nun die Steuern, die Milizen und die Frohnen nur für den König gefordert wurden, ward der königliche Schutz der großen Menge minder fühlbar; er wurde zu einem abstracten Begriff, der nur für wenige unterrichtete Leute einen Sinn hat. Das berühmte Geschrei: Wenn der König es nur wüßte! machte Volks-Sarkasmen Platz, die sich auf Beschlüsse des Staatsraths und Bursal-Edicte bezogen. Eine boshafte Unruhe bespähete die Könige, und controlirte die Schwachheiten, die man bezahlen sollte. Die Einführung der Polizei zum Ersatz für richterliche Formen brachte eine ähnliche Wirkung hervor. Der Bürger, den das Gesetz

verfolgt, ergiebt sich in sein Schicksal; er weicht, so zu sagen, einer metaphysischen Macht, welche der Empfindlichkeit nicht Raum giebt, während die Polizei in ihren Wirkungen einer Beleidigung gleich sieht, und die unumschränkte Gewalt in ihrer Nacktheit zeigt. Beleidigt die Zerstörung der Freiheit doch zuletzt sogar Die, welche Vortheil davon ziehen; denn sie läßt eine Demüthigung zurück, welche die menschliche Natur unwillkührlich beunruhigt. Könnte ein unumschränkter Suverän das Herz der willenlosesten Hofleute durchdringen: er würde das Verdrießliche des Gehorsams, das Bittere der Schmeichelei empfinden. Für alle getreue Franzosen mußte es ein lebhafter Schmerz seyn, einen jungen König, den Natur und Glück ausgezeichnet hatten, auf dem Thron Karls des Fünften, Ludwigs des Zwölften und Heinrichs des Vierten ein so heiliges und so sicheres Erbtheil durch unbesonnene Neuerungen gegen die National-Freiheiten in Gefahr bringen zu sehen. In einem politischen Bau hält sich alles gegenseitig; und die Zerstörung des einen Theiles macht alle übrigen wanken. Nach der Abschaffung der Stände und nach den erzwungenen Eintragungen in die Register des Parlements blieb nichts weiter gesetzlich, als was der König dafür anerkannte, und weil er es so wollte. Eine gefährliche Lage, welche die Herrschaft der Gesetze durch die der Thathandlungen ersetzt, und den Institutionen nichts weiter läßt, als einen phantastischen Schein, über welchen selbst die Leichtgläubigsten leicht ins Klare kommen!

Es ist nothwendig, die Folgen dieses Mißgriffs einen Augenblick zu erwägen.

Die erbliche Thronfolge, welche die Gewalt in die Hände der Kindheit, des Greisenalters und der Gebrechlichkeit legt, leitet ihre Vortrefflichkeit gerade von diesem seltsamen Umstande her. In Wahrheit, je blinder sie ist, desto mehr bedarf sie der Stütze; und wenn sie dem Throne die mannichfachsten Charaktere zuführt: so sind unveränderliche Institutionen, welche Diejenigen beschränken, die allzu stark seyn könnten, zugleich aber die Schwachen stärken, ihm nur um so nothwendiger. Will man im Gegentheil das Absolute des Despotismus mit dem Ungewissen der Erblichkeit vereinigen: so heißt dies, den Zufall zum einzigen Gebieter der Welt machen. Die Regierungen sind alsdann eben so viele lebenslängliche Monarchieen, welche auf einander folgen und sich nicht verketten. Man erwarte weder Grundsätze, noch Folge, noch Festigkeit von einer Scenerie suveräner Willen, welche der Stolz, die Eifersucht, der Geschmack für das Neue, die Liebe für das Bessere, die Verschiedenheit der Geister und Temperamente, mit Einem Worte die Tugenden wie die Gebrechen, unaufhörlich sich selber ungleich machen werden. Die Kraft der Dinge hat es also gewollt; und, ohne den Zeitraum, von welchem wir reden, aus dem Auge zu verlieren, bieten doch die Annalen des menschlichen Geschlechts gewiß nicht drei unmittelbare Nachfolger auf demselben Throne dar, welche mit Ludwig dem Vierzehnten in seinen sittlichen Verhältnissen zu vergleichen wären. Oft ist sogar die große Ueberlegenheit eines königlichen Charakters dem Geschlechte nachtheilig; er steht alsdann in der Mitte seiner Dynastie da, wie jene Felsen, welche das

Bette des Flusses verengen, und an deren Fuße sich gewöhnlich die Abgründe bilden. Zerriß man nicht, unmittelbar nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten, die Acte seiner Hand, welche den Tag vorher noch die größte Hochachtung einflößte? Diese Ungewißheit verdirbt den öffentlichen Geist auf eine auffallende Weise, und während ein mangelhaftes Nachdenken die Veränderungen in den Regierungen dem Eigensinne des Volkes beimißt, sehe ich, daß weit öfter die Beweglichkeit der Regierung die Unbeständigkeit der Völker belebt. Das Beispiel von Gegenden, wo ein eingewurzelter Despotismus sich mit dem Blute fortpflanzt, leidet hier keine Anwendung; denn indem man dieselbe Dynastie beibehält, wird die Erbfolge-Ordnung häufig umgekehrt, und erhält sich nur durch Ermordung, Verstümmelung und Gefangenschaft der meisten Glieder des regierenden Hauses; außerdem aber haben diese Gegenden, indem sie der hervortretenden Institutionen beraubt sind, von der Natur einen Ersatz dafür erhalten, welcher uns fehlt, d. h. eine Trägheit der Organe, eine Tiefe des Aberglaubens und eine Zähheit und Unbeweglichkeit des Charakters, welche den Bewohnern gemäßigter Zonen fremd ist. Der französische Monarch verrechnete sich also in jeder Beziehung. Was er dem Dogma der unumschränkten Gewalt hinzufügte, wurde einem weit köstlicheren Erhaltungs-Prinzip genommen. Dieser unüberlegte Tausch muß als der dritte Widerspruch seiner Monarchie betrachtet werden. Man täusche sich nur nicht; Rechtmäßigkeit gehört nicht zum Wesen des Despotismus. Die Knechtschaft, selbst die freiwillige, kann nur einen höchst

unvollkommenen Vertrag hervorbringen; denn wenn als=dann nicht Gewaltsamkeit in dem Unterdrücker ist, so ist Aberwitz in dem Unterdrückten.

Indem Ludwig der Vierzehnte sich vorsetzte, seinen Adel zu unterjochen, wußte er sehr wohl, wie stark seine kühnsten Vorgänger diese Classe gefürchtet hatten *). Er sorgte also dafür, daß die großen Theile der Gewalt Emporkömmlingen anheim fielen, die man ohne Gefahr ein= und absetzt, und er zog die Obrigkeiten vor, welche eine Mittelklasse zwischen den Edelleuten und dem dritten Stande bildeten. Seine Klugheit wurde indeß betrogen: er sah die Schwächen der Selbstliebe nicht genug vorher. Mazarin, sagte man, suchte im Himmel Nester für seine Nichten. Seine Nachfolger fanden dergleichen ohne Mühe für sich selbst in den ersten Familien des Königreichs. Einem Ober=Intendanten ward es leichter, vornehme Verwandte zu finden, als auf grausame Beischläferinnen zu stoßen. Nicht ohne Verwunderung bemerkt man, wie die bescheidenen Bürgerlichen, welche in das Ministerium eintraten, z. B. Fouquet, Le Tellier, Colbert, Phelippeaux, Desmarets gar nicht viel Zeit gebrauchten, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Kinder, Prinzen, Herzoge und Grafen unter den angenommenen Namen von Belle=Isle, Louvois, Seignelay, Maurepas, Lavrillere und Mailleboïs

---

*) „Le Roi François soulait dire, qu'il n'y avois animal si furieux et dangereux qu'un gentilhomme français desdaigné, despité, et malcontent.“ Brantôme, vie du Connétable de Bourbon.

auszuhecken. Einige warfen sich in das ritterliche Leben der großen Herren, und man sah Seignelay und Barbesieux in der Blüthe ihres Alters von der Ausschweifung hingerafft. Vor allen Dingen suchten sie sich des Geistes und der Maximen des Adels zu bemächtigen; sie zeigten dabei die Wärme von Novizen und den Eifer von Emporkömmlingen. Diese kleine Oligarchie von Minister-Familien schmolz sehr bald mit dem Hofadel zusammen, und dadurch verlor Ludwigs des Vierzehnten Maschine schon beträchtlich in ihrem Gleichgewicht. Was aber bei dieser Verwandlung am meisten in Erstaunen setzen muß, ist die Eilfertigkeit, womit Colberts Sohn und Neffe die Plane dieses weisen Ministers aufgaben. In der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird es mir nicht an Gelegenheit fehlen, zu bemerken, wie sehr Seignelay unsere Seeverfassung verdarb. Torcy seiner Seits erfand das Mittel, fleißige Männer in der diplomatischen Laufbahn durch große Herren zu ersetzen. Zu diesem Endzweck errichtete er im Louvre eine politische Akademie zur vorrechtlichen Unterweisung einiger jungen Günstlinge. Sein Plan wurde beschränkt. Er dehnte sich nicht zu dem erhabenen und gründlichen Unterricht aus, vor welchem alle Regierungen Frankreichs einen geheimen Abscheu empfunden haben, und zu dem man noch in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, genöthigt ist, seine Kinder nach Schottland oder nach Deutschland zu schicken. Er beschränkte sich auf das finstere Metier eines Unterhändlers und auf einige geheime Ueberlieferungen des Cabinets. Uebrigens war Herrn Torcy's Anstalt sehr vergänglich; nur daß sein Zweck

erreicht wurde. Die Söhne großer Familien waren nicht so einfältig, Stellen, welche ihre Geburt und ihr Ansehn ihnen versprach, durch Arbeitsamkeit zu erkaufen. Sie vernachlässigten die Schule, und erhielten deshalb nicht weniger Gesandtschaftsposten. Die Regierung gelangte ohne Akademie zu dem auffallenden Widerspruch, den Kriegsleuten die Friedensbotschaften anheim zu geben.

Diese Mißgriffe hatten eine, dem Anscheine nach leichte, der Wirkung nach aber sehr mächtige Ursache; ich sage mächtige, weil sie alle übrigen befestigte, und ich meine darunter die besondere Constitution des Hofes. Unstreitig muß ein Hof, wie jeder andere Verein, seine Ordnung und Polizei haben. Allein diese Disciplin ist der Mißbräuche und der Uebertreibung fähig; denn nichts sieht sich so unähnlich, als der Hof des Augustus und der des Justinian. Diese Ubertreibung zu bezeichnen, bedurfte es eines neuen Worts; und man hat das Wort Etiquette erfunden: ein Ausdruck, der zugleich die Hierarchie des Hofes, das Ceremoniel und sein unvermeidliches Gepränge umfaßt. Die Etiquette ist eine Umwallungs-Linie, worin die Höflinge ihren König gefangen und außer dem Bereich des Volkes und der Wahrheit erhalten. Durch diesen eintönigen Zwang in jeder Hinsicht geschwächt, erhält der Gefangene über Menschen und Dinge sehr unrichtige Begriffe: er kennt sogar seine Schließer sehr unvollkommen, weil sie ihm nur verlarvt dienen; und die Folge von dem allen ist, daß, wenn ein unvermutheter Stoß ihn von seinem Gefolge trennt, er sich weit unter dem gemeinen Menschen-

schlag fühlt, so wie weit unter der Kraft und dem Verstande, welche seine Seele in einem ausgebreitetern und mannichfacheren Leben würde gewonnen haben. Die Etiquette wurde in Europa geboren, als der Sitz der römischen Regierung nach Byzanz verlegt ward, und die Imperatoren von den Satrapen des Orients jene Beherrschungsformen und jene zahllose Menge von Aemtern annahmen, womit sie ihren Palast erfüllten. Die Fürsten Deutschlands eigneten sie sich an, als sie das römische Reich ausgegraben zu haben vermeinten. Sie ließ sich hierauf mit ihnen auf dem spanischen Thron nieder, von wo die Mutter und die Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten sie nach Frankreich brachten. Dieser König, von seinen Höflingen unterstützt, machte sie einheimisch. Er vererbte die ganze Last derselben auf seinen Nachfolger, und ich behalte mir vor, in dem Laufe dieser Geschichte die verschiedenen Folgen davon zu bezeichnen. Was ihn selbst betrifft, so bewahrte ihn die Anarchie der Fronde und die Freiheit, worin er bis zu Mazarins Tode lebte, zum Theil vor den Einflüssen derselben. In Wahrheit, die Etiquette ist sehr zanksüchtig, und man sieht, nicht ohne einiges Bedauern, wie Ludwig der Vierzehnte einen großen Theil seiner Zeit in diesen häuslichen Kindereien verlor, welche mittelmäßige Fürsten ergötzen mögen, aber großen Seelen beschwerlich fallen.

Das große Bestreben der Etiquette ist, die Suveräne, deren Folter sie ausmacht, zu bereden, daß sie ihnen nothwendig sei, d. h. daß das Königthum nicht fortdauern könne, ohne durch einen übernatürlichen Glanz zu blen-

den, und daß der Landesvater sich nicht anders zeigen dürfe, als umgeben von dem Gepränge der Macht. Eigennützige Stimmen widerholten Ludwig dem Vierzehnten diese Maximen, welche den Fehler haben, nur eine bezügliche und vorübergehende Wahrheit in sich zu schließen, und sich gleichwohl in unumschränkte und bleibende Vorurtheile zu verwandeln. Unstreitig giebt es kindische Völker, welche das Schauspiel begeistern, oder auch abgenutzte Völker, welche nur der Schrecken anregen kann; allein soll man nicht auch die männlichen Völker zählen, deren Leidenschaften der Berechnung Platz gemacht haben, und bei welchen dieselben, einst für prächtig erklärten Handlungen durch den bloßen Fortschritt der Zeit eine Veranlassung zu entgegengesetzten Urtheilen geworden sind? Ich begreife, daß zarte Seelen alsdann die ersten Eindrücke zurück wünschen; ich begreife auch, daß speculative Geister den alten Zauber zurückführen möchten: allein die Weisen finden sich in eine unwiderrufliche Reife, welche, unveränderlich in ihren Neigungen und minder stürmisch in ihren Ergebnissen, sich sehr wohl mit einer achtungsvollen Liebe für die Suveräne verträgt, mit einer Liebe, die in der politischen Ordnung auf Vernunft gegründet ist. Ehe Ludwig der Vierzehnte seine Augen geschlossen hatte, waren die Klippen seiner Bahn bezeichnet. Die Etiquette ist eine kostspielige Geliebte, von welcher sich ein verderblicher Aufwand nicht trennen läßt; und die Verschwendungen, zu welchen sie den Sohn Anna's von Oesterreich fortriß, überstiegen alle Begriffe. Nur allzu bald bildete sich der Glaube, es sei keine Nothwendigkeit vorhanden, die Unterwerfung einer

Caste, welche die öffentliche Vernunft in Schrecken zu halten hinreichend sei, so theuer zu bezahlen, wie Er es that. Da der König seit längerer Zeit seine Hauptstadt verlassen hatte und in einem so mittelmäßigen Flecken lebte, wie St. Germain und Versailles damals waren: so sah man in dem Glanze seines Thrones nicht den Vortheil, der großen Menge zu gebieten. Die Meinung der Zeit brach durch die Dichtungen des Telemach, und ganz allgemein begannen die Geister, den Prunk der orientalischen Höfe als das sinnloseste der eingebildeten Bedürfnisse zu betrachten *). Zufolge den Gesetzen einer

*) Es war Kaiser Karl der Sechste, der, um seiner Tochter die Erbfolge in seinen Erbstaaten zu sichern, zuerst die Gemüther dadurch zu gewinnen suchte, daß er der strengen Etiquette entsagte. Die Kaiser aus dem Hause Lothringen, welche auf ihn folgten, waren aus einem populären Hause, und schüttelten ein veraltetes Joch noch mehr ab. Wie Friedrich der Große und sein Vater es unter die Füße traten, ist allgemein bekannt. In unseren Tagen gehen der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, ohne Wachen und ohne Bedeckung, wie bescheidene Privatpersonen einher, und besuchen vertraulich ihre Unterthanen. Kaum daß sich alle Jahre an zwei bis drei Tagen ein Schatten von Etiquette an ihren Höfen zeigt. Diese zur Gewohnheit gewordene Einfachheit, welche in dem Norden und in den beinahe unumschränkten Regierungen mit keinem Nachtheile verbunden scheint, giebt ihnen eine Popularität, deren Vortheile die Begebenheiten der Jahre 1813 und 14 ins Licht gesetzt haben. Sie macht sie zu glücklicheren Menschen und zu stärkeren Königen. Sie bereichert sie besonders durch eine solche Verringerung der Ausgaben, an welche man nicht glauben würde, wenn ich das, was darüber zu meiner Kunde gekommen ist, mittheilen wollte. Ich dringe bei jeder Gelegenheit auf die Nothwendigkeit der Ersparung, weil ich die politischen Umkehrungen verabscheue, und weil jene, nach meiner Ueberzeugung, das sicherste Gegenmittel ist. War Ver=

gewissen Harmonie, welche sich in allen Zweigen der Civilisation feststellte, fand sich dieselbe Einfalt, die eine gesunde Politik den Suveränen empfahl, durch die Fortschritte des Geschmacks in den Künsten, durch die Anmuth der Manieren in den Sitten, und durch die Vervollkommnung der Methoden in den Wissenschaften gleichzeitig ein. Uebrigens kann ich diese Betrachtungen nicht beendigen, ohne zu bemerken, in welcher nahen Verwandtschaft die Sache, von welcher hier die Rede ist, mit der Stellung stand, welche Ludwig der Vierzehnte genommen hatte; denn in den Monarchieen, welche durch eine repräsentative Regierung begünstigt sind, wo der König ein feststehendes Einkommen hat und das Königthum eine Gewalt bildet, welche mit anderen Gewalten harmonisch wirkt, sieht das Vaterland ruhigen Blicks, die Hofsitte, ihren Zwang, ihre Ausschließungen und ihre Ausgaben. Dies alles wird zu einem Gegenstand der Unruhe nur dadurch, daß der Fürst, als einziger Gesetzgeber, dahin gebracht ist, die Bedürfnisse, denen er abhelfen soll, allein gar nicht zu kennen.

Nach dem Beispiele des Thrones wollte sich auch das Ministerium vereinzeln. Auch dieses hatte seine Etiquette, welche man nur durch das neue Wort „Bureaukratie" hat bezeichnen können. Abscheu vor plebejischen Massen hatte die Hof-Etiquette erzeugt; Haß gegen das

---

schwendung die Seele der ritterlichen Monarchieen, so sind Ordnung und Sparsamkeit das erste Bedürfniß bei der gegenwärtigen Organisation der Staaten Europa's. Vermengung dieser beiden Principe würde große Folgen nach sich ziehen.

das Familien-System der Gemeinen und der Provinzen erzeugte die Ministerial-Etiquette. Um die Geburt derselben zu rechtfertigen, vermengte man Regierung mit Verwaltung, und wendete das Princip der Einheit, welches jener allein zukommt, auf diese an. Man behauptete also, daß, wenn man den Provinzen die Verwaltung anvertrauen wollte, man dadurch nur ihre Unabhängigkeit und Trennung vorbereiten würde. Allein dieses Argument hatte nur dadurch etwas für sich, daß die General-Staaten abgeschafft waren; denn man fühlt wohl, daß die Einheit des Staats unzerstörbar ist in jedem Lande, wo eine Deputirten-Kammer, unzertrennlich von dem Monarchen, zusammen berufen und aufgelös't durch ihn, zugleich die Quelle, der Mittelpunkt und die Gränze aller Volksbewegung ist. Die auf obige Weise in einer ausschließenden Gruppe dargestellte Verwaltung hatte Leidenschaften und Interessen angenommen, welche von denen der Nation aufs Wesentlichste verschieden waren. Dieser ansteckende Punkt war hinreichend, um alles, was Colberts Theorieen Großmüthiges und Nützliches darboten, zu verändern; und Frankreich wurde auf diesem Wege eine tiefe, und, ich möchte beinahe sagen, unheilbare Wunde versetzt. Je mehr die zusammen geengte Verwaltung genöthigt war, in die Ferne zu wirken, desto härter und gespannter mußten ihre Triebfedern seyn. Ihre Unterdrückung wurde unruhig, weitschweifig, kleinlich, und verlor sich in ein solches Gezücht von Verordnungen, daß z. B. der bloße Codex der Holzhändler von Paris dem ganzen Corpus juris romani gleichkam. Die Wuth, alles zu regieren, wurde ein National-Tik.

Von diesem Augenblick an ließ sich vorhersehen, daß, wenn jemals eine Bewegung die Zäune der Bureaus durchbrechen und ihr Monopol verzetteln sollte, Myriaden von Gesetzen Myriaden von Beamten erzeugen würden, welche das öffentliche Domän verschlängen, wie jenes Heer des Xerxes, bei dessen Uebergange die Ströme versiegten.

Sei es Anmaßung, oder Furcht, oder Trägheit, die Verwaltung machte ihre Kunst zu einem Geheimniß, drehete sich um in falschen Systemen, die in Routine ausgeartet waren, verschloß ihre Augen gegen das Licht, das ihr von allen Seiten zuströmte, wurde stätig, als alles vorschritt, nannte Erfahrung, was nur Fortdauer von Uebeln war, und billigte nur die Geduld in der Knechtschaft. Eine verderbliche Nebenbuhlerei bewaffnete sie vorzüglich gegen das Gute, das ohne ihren Beistand geschehen konnte. Während anderwärts das Gesetz sich beeilt, nützliche Gesellschaften einzukörpern, war der erfindsame und hülfreiche Franzose dieser freien und sich selbst hervorbringenden Institutionen beraubt, welche eine eifersüchtige Autorität nur zu zerstören oder zu hemmen verstand. Wie sie Mißtrauen gegen alles hegte, so mißtraute man auch ihr von allen Seiten. Der Intendant einer von den ärmsten Provinzen des Königreichs wollte die Bienenzucht fördern, und hielt zu diesem Endzweck Nachfrage nach den Stöcken, die bereits in jedem Kirchspiel vorhanden wären. Als diese Neugierde des Intendanten bekannt wurde, zerstörten die Leute, in der festen Ueberzeugung, daß ein Intendant nur übelwollende Absichten haben könne, eiligst ihre

Schwärme. Diese Thatsache könnte als Apolog gebraucht werden, so einfach drückt sie die Unmöglichkeit aus, das Gute zu thun: diese Strafe, ja man möchte sagen, diese bürgerliche Herabsetzung einer vom Volke gesonderten Verwaltung. Die, welche aus dem unumschränkten System Ludwigs des Vierzehnten hervorging, war ein offenbarer Krieg gegen die öffentliche Wohlfahrt. In Wahrheit, wie fehlerhaft und von Feudalität entstellt die Provinzial-Stände in ihrer Zusammensetzung auch seyn, und wie sehr sie auch in ihrem Gange von einer neidischen Autorität gehemmt werden mochten: so bewiesen sie in ihren Resultaten doch eine unbestreitbare Ueberlegenheit über das willkührliche Verfahren der Intendanten und über die Aufkäuferei der Laboratorien von Versailles. Selbst der flüchtige Beobachter bemerkte zwischen den Generalitäten und den Stände-Ländern *) denselben Unterschied, welche den in der Schweiz oder in Deutschland Reisenden zwischen den katholischen und den protestantischen Gegenden auffällt.

Ich mag nicht vorenthalten, daß, auf die geringste Erschlaffung der Autorität, mehrere Umstände den Gang der Verwaltung höchst peinlich und zänkisch machten. Die seltsame Absonderung von Provinzen, welche zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Rechtstiteln

*) Im alten Frankreich, d. h. in Frankreich vor der Revolution, wurden Generalitäten alle die Provinzen genannt, welche man als zum Domän des Königs gehörend betrachtete; Stände-Länder hingegen die, welche, nachdem sie an die Krone gekommen, ihre Stände oder ihre alte Verfassung behalten hatten. Jene wurden rein monarchisch verwaltet. Anm. d. Herausg.

mit der Krone vereint waren, die Ueberreste von alten Capitulationen, die auffallende Verschiedenheit der Gewohnheiten, die Mannichfaltigkeit der Steuern und der Münzen, der Maße und Gewichte, die Competenzen der Ausnahme-Gerichtshöfe, die Eifersüchteleien der Städte, der Magistraturen, der Corporationen — dies alles war Hinderniß, das sich jeden Augenblick geltend machte. Nicht daraus möchte ich Ludwig dem Vierzehnten einen Vorwurf machen, daß er es nicht fortschaffte; denn ich bin überzeugt, daß er den guten Willen dazu hatte, und nur durch seine anhaltenden Kriege davon abgehalten wurde. Allein würde diese Vervollkommnung den Franzosen Ursache gegeben haben, sich darüber zu freuen? Gedrängt von dem Angriff einer zügellosen Gewalt, verschanzte sich Frankreich hinter einer Reihe von Mißbräuchen, und bediente sich seiner zertrümmerten Rechte, als wären sie Kriegswerkzeuge, die man fliehend von sich wirft, um die Verfolgung des Siegers zu hemmen. Das alles war nicht Freiheit; es war nicht einmal ernstlich gemeinter Widerstand. Indeß, der Fiscus und die Willkühr wurden darüber unruhig, und glaubten sich genöthigt, mit Vorsichtigkeit vorzurücken, ihre Flügel zu schließen und langsam zu schaden. Die hinfälligen Privilegien der Provinzen auszufegen, und Frankreich wie ein Schachbrett abzutheilen, erforderte weder Scharfsinn noch Genie; die Gewalt reichte dazu aus. Allein die Folgen einer solchen Operation sind groß und entscheidend; denn auf dieser aufgedeckten und vollkommen geebneten Bergfläche wird alles allgemein, leicht und gleichzeitig. Weder Gutes noch Böses kann alsdann

zur Hälfte geschehen, und das Feld der Verwaltung ist eben so bequem eingerichtet für die Wohlthaten einer gesunden Politik, wie für die Gewaltstreiche der Tyrannei. Ich zweifle, daß unter Ludwigs des Vierzehnten Regierung schon der Augenblick gekommen war, wo dieses furchtbare Experiment Gewährleistungen für die öffentliche Wohlfahrt dargeboten hätte. Wahrlich, es giebt Mißbräuche, deren Beibehaltung eben so rathsam ist, als für gewisse Völker Felsen und Wüsten, welche ihre Unabhängigkeit beschützen.

Dieselbe Macht, welche sich weigerte, einem erkenntlichen Volke die mindeste Ausübuug seiner Rechte zu gestatten, verleugnete, vermöge einer sonderbaren Folgewidrigkeit, sehr häufig ihre Grundsätze, und verstümmelte sich selbst um schnöden Gewinstes willen. Die Verkäuflichkeit setzte ihren Rost an die Triebfedern der Monarchie. Gränzenlos waren ihre Mißbräuche in einer Regierung, welche Krieg und Prunk unablässig erschöpften. Das Heer, der Hof, die Finanzverwaltung, die große und die kleine Verwaltung, ja selbst die Polizei, wurden davon heimgesucht. Ein Schwarm von vierzig tausend neuen Aemtern bedeckte Frankreich, und als es ihm an Platz fehlte, da verirrte man sich bis zum Verkauf des Lächerlichen und des Müssigganges in Adels-Diplomen. Solche Briefe wurden sogar umschichtig zurückgenommen und wieder verkauft; denn bei Käufern, welche über ihre Einfalt nicht errötheten, brauchte sich der Verkäufer seiner Unredlichkeit nicht zu schämen. Sobald nun das Gold die Bahn der Ehren eröffnet hatte, verdarb die natürliche Liebhaberei der Franzosen für Aus-

zeichnungen — eine Liebhaberei, welche dem monarchischen System Ludwigs des Vierzehnten so sehr entsprach — durch einen Zusatz an schmutzigen Leidenschaften. Die Geister erniedrigten sich in einer Richtung, deren Spuren erst nach dem Tode des Monarchen recht sichtbar wurden. Und ist denn die Verkäuflichkeit nicht außerdem die Entäußerung eines Theiles der Suveränetät? Alles, was in diesem Vertrage zu Eigenthum wird, geht für die königliche Macht verloren. Zwischen dem Eigenthum und der königlichen Macht stellt sich ein Kampf ein, dessen Vortheil nicht für die letztere ist; denn diese ist nur die Grundlage der Monarchie, während das Eigenthum die bürgerliche Gesellschaft von selbst constituirt. Man hat kleine Staaten sich bis auf den letzten Fetzen an Bank- oder Handels-Compagnieen verkaufen gesehen. Noch muß man bemerken, daß die Verkäuflichkeit die Corporationen in Frankreich ungemein vervielfältigte; und wenn der öffentliche Geist bei dem Corporationsgeiste nichts zu gewinnen hat, so hält es schwer, daß die oberste Macht nicht dabei verlieren sollte. Alle schwache Wesen werden durch den Instinkt getrieben, sich bei der Annäherung eines höheren Wesens zu vereinigen. Der Bürger, der sein Asyl in der königlichen Autorität finden sollte, gewöhnt sich im Gegentheil, in seiner Corporation einen Schutz gegen eben diese Autorität zu suchen, von der sich sein Vertrauen immer weiter entfernt. Gemeinschaftlichkeit der Interessen giebt Leidenschaften, welche in der Vereinzelung nichts gewesen wären, einen Werth, und die Regierung erstaunt über einen Widerstand, den sie selbst geschaffen hat. Die

Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten fühlten seinen Fehler mehr, als sie ihn verbesserten; sie blieben in Hinsicht der Verkäuflichkeit in einem anhaltenden Schwanken. Aus Politik wollten sie nichts damit zu schaffen haben; aus Dürftigkeit kehrten sie immer dahin zurück.

Außer diesen Zerstörungskeimen, welche durch allgemeine Wirkungen thätig waren, enthielt Ludwigs des Vierzehnten Schöpfung noch andere, welche schneller und in besonderer Richtung wirkten. Es ist zu bedauern, daß mittelmäßige Menschen nichts gründen; denn sie würden sich die Zeit und die Schwächen der großen Menge gewissermaßen aneignen. Ueberlegene Geister fühlen zu sehr, daß sie stark, nicht genug, daß sie sterblich sind. Heinrich der Vierte hatte nicht die Zeit, seine Monarchie zu ordnen; Richelieu befaßte sich nur mit der zweiten Stelle, und Ludwig der Vierzehnte dachte zu viel an die erste. Er machte aus dem Königthume eine Last, welche menschliche Kräfte übersteigt: eine Last, die er selbst nur zwanzig Jahre tragen konnte. Aus diesem ursprünglichen Fehler seiner Institution entsprang, daß seine großen Eigenschaften für seine Nachfolger gefährlich wurden, und daß seine Irrthümer es nicht minder für die Institution selbst waren. Dadurch daß er den Staat in seiner Person zusammen engte, hatte er ihn wirklich den Gebrechen der menschlichen Natur unterworfen. So geschah es auch, daß sein Privatleben das Erbtheil der Geschichte wurde, und daß man den ersten Verfall der Monarchie in dem Verfalle des stolzen Hauptes aufsuchen muß, das ausschließlich die Last derselben tragen wollte. Nicht das Urtheil der Nachwelt über das hö-

here Alter dieses Fürsten, sondern die Meinung seiner Zeitgenossen muß man hierbei zu Rathe ziehen. Jenes, billiger für das Andenken der Monarchen, gehört in das Domän seiner Geschichtschreiber; aber diese, mächtiger auf den Credit seiner Einrichtungen, gehört besonders den Publicisten an, welche, so wie wir, den Ursprung und den Verfall derselben verfolgen und erforschen.

Vor allen Dingen würde es ungerecht seyn, zu den Stützen der neuen Monarchie nicht die persönlichen Attribute des Stifters zu rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Mösers Grundsatz, den Adel auf den Erstgebornen zu beschränken, wie in England.

(An den Herrn Doctor Hegewisch zu Kiel.)

Möser hat in seinen patriotischen Phantasieen eine treffliche Abhandlung über diesen Gegenstand geliefert, die noch neulich in der Monatsschrift für Deutschland aufs Neue abgedruckt ist.

Die Hauptschwierigkeit bei Ausführung des Möserschen Vorschlags lag wohl darin, daß bis jetzt die Arbeit des Ackerbaues in vielen Ländern Deutschlands nicht geehrt war in der Meinung, weil der Acker von Unfreien bestellt wurde. Ebenfalls waren die bürgerlichen Gewerbe wenig geehrt, da sie kleinlich betrieben wurden. Erst, seit in neueren Zeiten sich große Gewerbeanlagen gebildet haben, die von angesehenen Fabrikherren besessen und betrieben werden, hat sich dieses geändert; und dadurch, daß die Leibeigenschaft durch die neuere Gesetzgebung überall aufgehoben worden, ist auch die Landarbeit wieder zu Ehren gekommen, und der Stempel, mit dem sie gebrandmarkt war, als sie von Unfreien betrieben wurde, verschwunden. In dieser Veredelung der Gesellschaft, die aus der Veredelung der Gewerbe der Landarbeit hervorgegangen, liegt der Hauptgrund, daß dasjenige jetzt möglich wird, was Möser vor funfzig Jahren schon vorgeschlagen hat.

In England fand keine Gutssklaverei Statt: der König herrschte über ein freies Volk; der Ackerbau und die Gewerbe wurden durchaus von freien Leuten betrieben, und waren daher auch in der Meinung ehrenvolle Beschäftigungen. Der Adel beruhte auf der Erstgeburt: er haftete auf dem Erbe, und war ein Kronlehn, nach dem Derjenige sich nannte, der es besaß. Da nur Einer es besitzen konnte, so wählten die jüngeren Söhne andere edele Beschäftigungen, nemlich solche, die in der Meinung dafür galten. Der Sohn eines Lords wird kein Krämer werden; auch kein Ausrufer, kein Tagelöhner. Allein er wird Officier in der Armee, oder in der Flotte; er wird Rechtsgelehrter, er wird Kaufmann, der Seegeschäfte betreibt, er wird Fabrikherr.

In Deutschland hat dasselbe Statt gefunden, aber nach einem anderen Maaßstabe. Die jüngeren Söhne der Adeligen wählten la noble profession d'armes, oder den geistlichen Stand, oder den Staatsdienst. — Sich auf Seegeschäfte zu legen, dazu war die Lage Deutschlands weniger günstig, als die Lage Englands. Große bürgerliche Gewerbe, große Fabrik-Unternehmungen entstanden später bei uns, meistens erst in den letzten dreißig Jahren, und die Rechtskunde führte bei uns nicht zu dem Ansehen, wie in England, wo die Gerichte öffentlich sind, und wo sie die Vorschule für die Gesetzgebung des Reichs bilden, und öfter in die ersten Stellen des Staats einführen.

In England war also den jüngeren Söhnen ein größeres Feld für edele Beschäftigungen geöffnet. Und daß sie dieses Feld anbauen konnten, wurde ihnen da-

durch erleichtert, daß der Name des Kronlehns auf dem Kronlehn haftete, und bloß von dem Inhaber dieses Kronlehns geführt wurde, wogegen sie selber einen Familien-Namen führten, der von jenem verschieden war. Sie trugen nun nicht schwer an einem berühmten Namen, und dieser stand ihnen bei ihrer neuen Laufbahn nicht überall im Wege. Der jüngere Sohn, der Seegeschäfte treiben oder Fabrik-Unternehmungen machen will, muß diese lernen, wie jeder Andere, und seine Lehrjahre gehörig auf dem Comptoir eines Mannes bestehen, der solche Geschäfte betreibt. Der Name eines Grafen oder Lords würde ihm aber hierbei überall im Wege seyn, und ein Fabrikherr oder Banquier würde Bedenken tragen, ihn in die Lehre zu nehmen.

So wie das öffentliche Leben in Deutschland immer edler wird, so wie es sich dem öffentlichen Leben Englands immer mehr nähert, so werden auch der Hindernisse immer weniger werden, die sich dem Möserschen Vorschlage entgegen stellen, und man wird endlich dahin gelangen, den Adel so constituiren zu können, wie er in England constituirt ist, — d. h. der Familienadel wird auf Familiengütern haften, welche jedes Mal vom Haupte der Familie besessen werden. Dieser trägt dann den Namen des Guts, und ist Graf oder Freiherr. Die Anderen, die ein solches Gut, auf dem der Titel haftet, nicht besitzen, tragen auch diesen Titel nicht, sondern einen anderen Familien-Namen, mit dem sie sich in den edeln Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens versuchen, gerade wie in England.

Je mehr es dieser edeln Beschäftigungen giebt, desto leichter wird es ihnen, eine zu finden; und wenn der Landbau mit zu diesen gehört, so ist das Domän ihrer Thätigkeit fast ohne Gränzen, da dieser immer das Hauptgewerbe der Nation ist. Daß der Landbau aber mit in die Reihe der edeln Beschäftigungen treten wird, auch in der öffentlichen Meinung: dieses folgt aus zwei Ursachen. Zuerst wird er jetzt bloß von freien Menschen betrieben; die Landarbeit ist also nicht mehr in der Meinung fletrirt. Dann ist der Landbau durch die Fortschritte, die er seit dreißig Jahren gemacht, ungemein in der Meinung gestiegen; die Verbesserung der Viehzucht, die Veredelung der Schäfereien, die Vervollkommnung der ländlichen Gewerbe, wie z. B. die Branntweinbrennereien, setzen schon einen solchen Grad von Intelligenz und Bildung bei dem Landwirthe voraus, der diese betreibt, daß sich nothwendiger Weise der Stand der Landbauer ebenfalls veredeln und in der Meinung heben muß.

Die neuere Gesetzgebung wird auf den Ackerbau im nördlichen Deutschland denselben Einfluß üben, den sie auf den Ackerbau am Rheine geübt, wo der Boden seit länger als tausend Jahren von freien Bauern besessen worden, und wo er sich theilen und bewegen konnte, wie es ihm genehm, da er in keinen Gutsnexus verstrickt war.

Eine größere Bevölkerung und ein Steigen im Werthe des Bodens ist die erste Folge davon. Eine zweite Folge davon ist die, daß die großen Güter sich

theilen. Die jüngeren Söhne wollen auch etwas haben, und der Schwiegersohn sagt: „ich will die Tochter zwar heirathen, aber ich muß 500 Morgen als Aussteuer haben.“ Von diesen verkauft er 100 parcellenweise an die kleinen Bauern, und mit dem erlös'ten Gelde baut er sich auf den übrigen 400 Morgen einen Bauerhof. Auf diese Weise sind jetzt die großen Ackerhöfe schon getheilt, die die Geistlichkeit sich im Laufe der Jahrhunderte am Rheine zusammengekauft hatte. Und da man die Brache abgeschafft hat, weil man des Landes weniger hatte, und alles ums Gehöfte lieget: so wächst auf den getheilten Höfen viel mehr Frucht, als früher auf den ungetheilten.

Dieses ist der Weg, auf dem die neuere Gesetzgebung den Möserschen Ideen entgegen kommt, und ihre Ausführung wird leicht, sobald man eine große Anzahl von Gütern von mittler Größe in der Landschaft hat. Die jüngeren Söhne auf diesen Gütern sind an die Arbeit gewöhnt, gerade wie die reichen Gutsbesitzer-Söhne in Brabant; und eben weil sie an die Arbeit gewöhnt sind, so gehen sie leicht in einen anderen Kreis bürgerlicher Thätigkeit über, — seyen es Gewerbe, oder Handelsgeschäfte, oder auch andere ehrenvolle Beschäftigungen.

Die Ausführung der Möserschen Ideen findet nur da große Schwierigkeiten, wo man bloß Ministerial- oder Dienstmanns-Adel hat, wie am Rheine, und wo die Geschlechter, die zu den edeln Dienstmannschaften gehören, so sehr erloschen, daß nur noch wenige vor-

handen sind, wie z. B. im Herzogthum Cleve, wo nur noch zwei sind, von denen das eine auch dem Erlöschen nahe ist.

In solchen Ländern muß man freilich darauf Verzicht thun, den Adel nach den Möserschen Ansichten neu constituiren zu wollen.

Dieses Erlöschen der Geschlechter scheint aus Ursachen herzurühren, welche mit den jetzigen Einrichtungen der Gesellschaft zusammenhangen: mit der Lebensweise der Städte, mit dem Aufenthalte in den Bädern, und mit verschiedenen anderen Dingen, die alle aufzuzählen hier zu weitläuftig seyn würde. In wie fern diese Ursachen constant sind, wird es schwer halten, solche Einrichtungen zu treffen, wodurch die Familien erhalten werden; und dieses ist denn doch wohl einer der Zwecke, derentwegen Geburtsadel gegründet wird. Denn das hat man überall erkannt, daß ein zu schneller Wechsel der Familien nachtheilig für die bestehenden Einrichtungen des Staates ist.

Indeß, wie dem auch sei, und wie sich auch die bürgerliche Gesellschaft in den nächsten funfzig Jahren bilden und gestalten mag: so viel ist sicher, daß Möser, wenn er jetzt wieder aufstände, würde bekennen müssen, daß vieles, was er in seinen patriotischen Phantasieen als Wunsch vorgetragen, sich bereits realisirt habe, und daß Anderes, wenn auch noch nicht erreicht, doch um einen guten Schritt dem Ziele näher gerückt sei.

Uebrigens muß man bei allen diesen Vergleichungen zwischen dem unsrigen und dem englischen Adel nicht

vergessen, daß der unsrige nicht jenes colossale Vermögen besitzt, das der englische hat; denn es ist aus den Registern der Einkommen-Taxe bekannt, daß von den sämmtlichen Einkünften der Nation 400 reiche Familien ein volles Drittel besitzen. Von 175 Mill. Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte hatten diese allein 58½ Million. Der Herzog von Bedford allein besitzt 120,000 Pf. Sterling Revenuen; also so viel wie der Großherzog von Baden und der Großherzog von Darmstadt aus den Domänen beziehen, die zur Bestreitung ihres Hofhaltes bestimmt sind. Der englische Adel hat die meiste Aehnlichkeit mit unserem Dienstmannsadel in Deutschland, nemlich in Hinsicht der Größe des Besitzes und des Einkommens. Wenn wir ihn mit unserem kleinen Landadel vergleichen, so irren wir uns. Eine englische Lordsfamilie hat gewöhnlich so viele Güter beisammen liegen, daß sie eine Reise machen kann, ohne von ihrem Boden abzukommen. Wegen dieses großen Besitzthums in Grund und Boden, ist es auch begreiflich, daß 160 von diesen Familien 389 Deputirte ins Unterhaus senden, woher denn der Grundcharakter der englischen Staatsverfassung durchaus aristokratisch ist; denn dieselbe Aristokratie, die, im Oberhause, in den mächtigen Lordsgeschlechtern herrscht, herrscht durch die 389 Stimmen, die sie im Unterhause zu ihrer Verfügung hat, auch in diesem.

Nach der Urkundensprache des Mittelalters ist jeder Freie ein edler Mann. Da nun die neuere Gesetzgebung alle Unfreiheit und Gutssklaverei aufgehoben hat, so giebt

es in Zukunft nur freie Männer, die auf dieselbe Weise Edelleute sind, wie die Edelleute in Polen, welche auch die Freien der polnischen Nation bilden. Jeder, der beweisen kann, daß seine Eltern und Großeltern von freier Abstammung sind, kann Ahnenprobe leisten, im Sinne des Mittelalters.

Wenn in einer Nation, die durchaus aus freien Männern zusammengesetzt ist, Adel bestehen soll, so muß dieser aus freien Männern bestehen, die mehr sind, als die anderen. — Allein worin soll nun dieses Mehr bestehen? — Es kann nur in größerem Besitz oder in höheren Ehrenstellen liegen, die sie vor ihren Mitbürgern auszeichnen.

Der größere Besitz kann nur in Grundeigenthum bestehen; denn Geldreichthum ist allzu veränderlich, und geht allzu schnell aus einer Hand in die andere, als daß hierdurch ein Familienadel entstehen könnte, da die geldreichen Familien in einem beständigen Steigen und Fallen sind. Also nur Besitz von bedeutendem Landeigenthum wird zu diesem Land- oder Bauernadel führen, der der älteste in Deutschland gewesen, und weit älter ist, als der Lehn- und Ministerial-Adel. — Dieser Landbesitz muß aber auf Familiengütern beruhen, wenn er Familienadel begründen soll; und diese gehen als ein Familien-Fideicommiß immer auf den Aeltesten, und sind keiner Verschuldung unterworfen, so wie keinem Verkaufe. — Die jüngeren Söhne von diesen edeln Höfen legen sich dann auf edle Beschäftigungen, gerade wie in England, und hierdurch werden dann die Familien erhalten, die nun nicht so, wie früher bei unserem

serem Ministerial-Adel, immer nur auf zwei Augen stehen.

Außer diesem Land-Adel kann es nur noch jenen Dienst-Adel geben, der in den höheren Stellen des Heeres, der Verwaltung oder der Rechtsfindung erworben wird. Höhere Stellen gelten in der Meinung immer für adelig, und ein Adelsbrief spricht im Grunde nichts aus, als diese Geltung: Es ist ein Zeugniß, — welches den Adel nicht hervorbringt, sondern nur den schon vorhandenen beweist. — Durch dieses gesetzliche Aussprechen vom Landesherrn wird die Sache zu einer res judicata, und der Adelsbrief ist das Urtheil. — So führt Herr von Schlieffen in seinem trefflichen Werke über die Familie derer von Schlieben, ein solches Zeugniß an, das ein Herzog von Pommern einem Gliede derselben giebt, welches in kaiserliche Dienste zu treten gedenkt. Dieses Zeugniß des Landesherrn ist ein Adelsbrief in seiner einfachsten Form. Es gab keinen Adel, sondern es bezeugte nur den vorhandenen, und dieses Zeugniß stellte der Landesherr als judex supremus aus.

Soll dieser Dienst-Adel Familien-Adel werden, so muß er wieder auf Grundeigenthum gefestigt und folglich Landadel werden. Denn nicht jedes Mal wird der Sohn eines Ministers oder Generals wieder Minister oder General; aber der Sohn eines großen Landbauers wird wieder ein großer Landbauer. Von dem Worte „Bauer" stammt das Wort Baron: eine Ableitung, die wenige Menschen in den Ländern kennen, in denen der doppelte Social-Contrakt geherrscht hat, und wo die Landarbeit flettrirt war, weil sie von Unfreien verrichtet wurde.

Diese adeligen Baron-Familien bilden demnach die Elite unter den freien Familien der Landbewohner, und ihr Wort wird immer von großem Gewichte in der Landschaft seyn, da großer und dauernder Besitz immer zu Ansehn in der Gemeinde führt.

Von diesem Adel ist nun der Reichsadel wieder verschieden, der in der Pairskammer eine bloße Magistratur bildet. Diese Magistratur muß jedes Mal aus dem vorhandenen Land- und Dienst-Adel genommen werden, also eine Auswahl aus der Elite der Baron-Familien des Landes seyn.

Dieser Adel aber hat nichts Abgeschlossenes, so wie der frühere Ministerial-Adel, wozu nur Der gelangen konnte, dessen Großväter und Urgroßväter sämmtlich Meisterssöhne, und dessen Großmütter und Urgroßmütter sämmtlich Meisterstöchter gewesen waren, und zu der edlen Dienstmannschaft des Grafen oder Herzogs gehört hatten. Zu bedeutendem Landbesitz kann Jeder gelangen, der durch Fleiß und Glück begünstigt wird. So kann in Frankreich Jeder in die Klasse der Wähler und der Wählbaren kommen, wenn er es bis zu 300 oder bis zu 1000 Fr. Steuer bringt. Diese 20,000 Elegiblen bilden in der Meinung schon jetzt einen neuen Land-Adel; auch kann er das Recht, zu wählen und gewählt zu werden, in seiner Familie erblich machen, durch Substitution und durch Erhebung seines Grundeigenthums zu einem Familiengut. — Gilt eine Familie in der Meinung der Landschaft für adelig, so bedarf es keines besonderen Adelsbriefes; denn, über eine Sache, die jedermann weiß, bedarf man keines Zeugnisses, und da, wo man bekannt ist, be-

darf man keines Passes. Die alten Familien in Frankreich waren stolz darauf, keine Adelsbriefe zu haben und keine zu bedürfen.

* * *

Vergleicht man den englischen Adel mit dem Adel in Deutschland, und besonders mit dem am Rhein, so findet man einen merkwürdigen Unterschied in Hinsicht der Erhaltung der Geschlechter.

Im englischen Oberhause sind, mit Ausnahme der brittischen Bischöfe, 500 Pair-Familien. Von diesen reicht die väterliche Abkunft nach neueren Angaben in folgender Reihe zurück:

156	reichen	bis	ins	11te	Jahrhundert;	
51	=	=	=	12te	=	=
52	=	=	=	13te	=	=
35	=	=	=	14te	=	=
35	=	=	=	15te	=	=
60	=	=	=	16te	=	=
59	=	=	=	17te	=	=
3	=	=	=	18te	=	=

Von den übrigen 49 kann ihre Abstammung oder ihr Geschlechtsregister nicht genau angegeben werden.

Von den 156 aus den ältesten Familien befanden sich 78 vor der Ankunft von Wilhelm dem Eroberer in England, und 78 kamen mit Wilhelm nach England, und sind also Normannischen Ursprungs. Von den Vorfahren der übrigen Pairs sind nach der Eroberung 31 aus der Fremde nach England eingewandert.

Diese Erhaltung der Familien rührt wohl daher, daß die jüngeren Söhne, die nun edle Beschäftigungen

gewählt hatten, sich ebenfalls verheiratheten, und den Familien-Namen fortsetzten. Ihr Wapen ließen sie immer in dem Wapen-Amte von England eintragen, und sicherten sich so den Beweis ihrer Abstammung. Erlischt nun die Erstgeburt, die auf dem Kronlehn wohnte, so tritt der nächste der Familie in die offene Pairie, und führt das Geschlecht fort.

In Deutschland, wo die jüngeren Söhne Geistliche wurden, oder in den Officierstand traten, war dieses anders.

Die Geistlichen durften nicht heirathen, und die Familie stand daher immer nur auf zwei Augen, nemlich auf dem ältesten Sohne. Hatte dieser keine Kinder, oder starb er früh, so war die Familie erloschen.

Die, welche Officiere wurden, hatten in den unteren Graden so wenig Sold, daß sie nicht ans Heirathen denken konnten, und wenn sie in die oberen Grade kamen, waren sie so alt geworden, daß sie selten noch die Neigung zum Heirathen in dem Grade besaßen, daß sie den Muth gehabt hätten, die Beschwerlichkeiten und Sorgen des ehelichen Lebens mit einer jungen Frau zu theilen. Sie zogen es daher vor, so zu bleiben, wie sie es eben gewohnt waren, wo denn ihr Name mit ihnen erlosch.

Die zweite Ursache, daß die Familien in England länger dauerten, war die, daß der Adel sich bloß in der männlichen Linie fortpflanzte, und daß die Mütter von Adel seyn konnten oder auch nicht. Beim Dienstmanns-Adel oder bei der Ritterschaft mußten die Mütter aber ebenfalls Meisterstöchter seyn. Die Wahl war also beschränkt; und da die Fräulein nur eine mäßige Aussteuer bekamen, wenn sie nicht Erbtöchter waren: so konnte sich

eine zurückgekommene Familie nicht durch eine reiche Heirath restauriren, wie dieses bei den englischen und französichen Familien der Fall war, die reiche Kaufmanns- oder Bauquiers-Töchter heiratheten.

Hieraus wird es denn begreiflich, daß alle die Geschlechter, die zu den edlen Dienstmannschaften der Herzoge von Jülich, von Cleve, von Berg, der Grafen von der Mark, der Erzstifter von Cölln und Trier, des Stiftes von Münster, des Abtes von Herford u. s. w. gehörten, und deren mehrere Hunderte waren, so erloschen sind, daß man nur noch wenige zählt.

* * *

Wie in einem Lande, wo der Adel so constituirt ist, wie in England, die Pairie oder die weltliche Magistratur erworben wird, davon geben folgende statistische Zahlen ein deutlicheres Bild, als viele Worte.

Von den 500 Pair-Familien, die im Oberhause das Recht zu Sitz und Stimme haben, wurden zu Pairs erhoben:

56 wegen Hofdienste;
30 wegen Verdienste um den Staat;
16 wegen diplomatischer Kenntnisse;
17 wegen Seedienste;
57 wegen Dienste in der Armee;
39 wegen der gesetzlichen Erbfolge;
39 wegen ihrer Verheirathung mit den Erbinnen der Pair-Familien;
19 aus den jüngeren Söhnen der alten Pair-Familien;
227 wegen großen Landbesitzes.

Man sieht hier, wie der Landreichthum und der

Land-Adel allen anderen Adel überwiegt. Herr Wynn wird jetzt wahrscheinlich noch hinzukommen, da er einer der größten Landeigenthümer ist, und den König auf seiner Reise bei sich aufnehmen wird.

In Hinsicht der Fortpflanzung dieser Pair-Familien geben die englischen Blätter folgende Zahlen an:

Von diesen 500 Pairs sind:

92 Junggesellen;
64 Wittwer;
344 verheirathet.

Von den 64 Wittwern und den 344 verheiratheten sind 99 ohne Kinder.

Die übrigen 309 haben 1458 Kinder, und von diesen sind 755 Söhne und 703 Töchter.

Auf diese Weise haben sich in England die Verhältnisse des hohen Adels oder der Pairie ausgebildet. Es schien aber nicht ohne Nutzen, wenn man über die Vorschläge Mösers eine Discussion eröffnete, die Sache gleich von Anfang in ihrem historischen und statistischen Zusammenhange aufzufassen, und bei den Untersuchungen hierüber so viele positive Thatsachen zum Grunde zu legen, als sich darüber erhalten ließen. Auf diese Weise ist allem Reden ins Unbestimmte und ins Allgemeine gleich von Anfang der Weg versperrt, und die Meinungen sind genöthigt, sich schneller auszugleichen, weil sie sich in einem engeren Kreise bewegen müssen.

Benzenberg.

An den Herrn Doctor Johann Benj. Erhard zu Berlin.

Erlauben Sie mir, hochgeschätzter Mann, Ihnen zu sagen, daß mir seit langer Zeit nichts so viel Vergnügen gemacht hat, als Ihre Erklärung über die Ausstellungen, zu welchen Ihre Schrift über freiwillige Knechtschaft und Alleinherrschaft mich veranlaßt hatte. Es hat sich durch diese Ihre Erklärung bewährt, wie gut gegründet meine Vorstellung von Ihrer Wahrheitsliebe war; und gerade hierauf beruhet das Vergnügen, das ich empfinde. Dieses aber ist nicht wenig verstärkt worden durch den Tadel, den der Redacteur der Neckar-Zeitung in der Nummer 135 seines, Gott gebe, viel gelesenen Blattes gegen mich gesprudelt hat. An diesem Freisinnigen hat Ihre Schrift einen entschlossenen Paladin gefunden. Ob er sie gelesen hat, weiß ich freilich nicht; da ich mich aber gegen das System getheilter und ins Gleichgewicht gesetzter Gewalt erklärt habe: so bewirthet er mich mit allerlei Benennungen, unter welchen die eines Sophisten und eines Sykophanten die allerglimpflichsten sind. Ich nehme dies, wie man in unseren Zeiten Vieles nehmen muß, rechne es mir aber zu einer besonderen Ehre, dem Redacteur der Neckar-Zeitung in einem so unvortheilhaften Lichte zu erscheinen, indem ich mir selbst sage, daß, um seiner überschwänglichen Freisinnig-

keit von meiner Seite genug zu thun, nichts mehr und nichts weniger erforderlich seyn würde, als nicht bloß der gesunden Vernunft zu entsagen, sondern auch aller Erfahrung und allen positiven Kenntnissen Hohn zu sprechen, und über Menschen und Dinge in gleichem Maße zu faseln. Aus eben diesem Grunde kann es mir nicht einfallen, von Ihnen, hochgeschätzter Mann, Schmerzensgelder zu verlangen; Sie sollen bloß ein wenig lachen, indem Sie von den Sprudeleien meines Gegners und Ihres Vertheidigers hören.

Was zwischen uns Beiden verhandelt worden ist, betrachte ich als abgemacht. Da Sie aber durch die Feststellung des Begriffs von einer Constitution die Sache weiter geführt haben, so bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen meine Meinung über diesen nicht unwichtigen Gegenstand mittheilen zu dürfen; denn es kommt mir vor, als ob hierbei noch Manches zu erörtern wäre, was nicht im Dunkeln bleiben darf, wenn die in Rede stehende Sache vollständig angeschaut werden soll. Zur Sache!

Sie sagen in Ihrem Schreiben an mich:

„Ich war bisher nicht im Stande, eine mich befriedigende Erklärung von einer Constitution zu geben. Jetzt glaube ich es zu können. Eine Constitution in realer Bedeutung, ist die Bemühung, zu verhüten, daß die Urtheile der höchsten Gewalt oder Gewalten, je nachdem die Regierungsform ist, (denn diese muß da seyn, ehe nach einer Constitution die Frage seyn kann) nicht durch einzelne Interessen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden. Alle Constitutionen, die zum Vorschein kom-

men, verrathen auch deutlich diesen Zweck; aber die meisten fielen in den Fehler, aus Verzweiflung die höchste Gewalt vor dem schädlichen Einfluß einzelner Interessen frei zu machen, sie so lange lähmen zu wollen, bis sie Nichts für sie thun könnte."

Diese Erklärung einer Constitution enthält, ich gestehe es, für mich mehr als Eine Dunkelheit. Ich fasse zunächst nicht, wie die Constitution als verschieden von der Regierungsform gedacht werden kann, und woher das Streben, den allgemeinen Vortheil zu fördern, rühren soll, wenn es nicht von der Regierung in der ihr durch das Sittengesetz verliehenen Form herrührt. Ich begreife ferner nicht, wie in einer Regierungsform, der das Sittengesetz zum Grunde liegt — denn hierauf muß ich immer zurückkommen — von noch mehr als Einer Gewalt die Rede seyn kann. Es ist mir endlich unerklärlich, wie man durch die Constitution es dahin bringen will, die höchste Gewalt, (ihr Daseyn, als durch die Constitution gegeben, vorausgesetzt) dergestalt zu lähmen, daß sie nichts zum Vortheil einzelner Interessen thun könne; denn mich dünkt, das Wesen der constitutionellen Gewalt ruhe gerade darin, daß sie *in ihrer Stärke* nur das allgemeine Interesse umfassen könne.

Die Verlegenheit, worin ich mich befinde, Ihre Erklärung nicht als richtig anerkennen zu können, zwingt mich zu der Voraussetzung, daß Sie *Constitution* und *Constitutions-Urkunde* mit einander verwechselt haben; denn wenn das, was Sie aussagen, auf Constitutions-Urkunden paßt, (und zwar gerade auf diejenigen Constitutions-Urkunden, die seit etwa dreißig

Jahren zum Vorschein gekommen sind): so paßt es nicht auf Constitutionen, und am wenigsten auf die, welche aus dem Sittengesetze herrühren, weil diese, so scheint es mir, das, was sie zu leisten bestimmt sind, mit derselben Nothwendigkeit leisten müssen, womit jede Naturkraft wirkt.

Was nun die Constitutions-Urkunden betrifft, die wir seit dreißig Jahren kennen gelernt haben: so verdienen sie schwerlich, daß man sie zum Gegenstand irgend einer Definition erhebe; denn locker und lose, wie die meisten sind, enthalten sie nichts, was definirt werden könnte. Allerdings sind die meisten, (vorzüglich die erste französische und die spanische) zwar darauf ausgegangen, zu verhindern, daß die Urtheile der höchsten Gewalt nicht durch einzelne Interessen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden möchten; allein, indem sie für diesen Endzweck kein besseres Mittel kannten, als die höchste Gewalt zu lähmen, wurden sie durch das Vertrauen, welches die Unwissenheit in die Wirksamkeit dieses Mittels setzte, nur Stützpunkte für eine Umwälzung; und bedurfte es noch mehr, um ihnen das Siegel der Verwerflichkeit aufzudrücken? Von der Unwissenheit erzeugt, von der Leidenschaft genährt, leisteten sie also gerade das Gegentheil von dem, was sie leisten sollten, und ihr phantastisches Wesen verschwand eben so schnell, als es entstanden war. Sie haben ihren Lohn dahin, und von ihnen kann gar nicht die Rede seyn.

Ganz anders verhält es sich mit einer Constitution!

Bemerken wir vor allen Dingen, daß sie durch nichts weniger bedingt ist, als durch eine Urkunde. Das

menschliche Geschlecht in seinen verschiedenen Abtheilungen war unstreitig weit früher geordnet, als es Schriftzeichen gab, der Druckerpresse gar nicht zu gedenken. Ohne Zweifel haben die ersteren dazu beigetragen, daß die Ordnung leichter bewirkt wurde; allein unumgänglich nothwendig waren sie dazu nicht, wie noch jetzt das Beispiel aller der Völker beweiset, denen die Schreibekunst fremd geblieben ist. Es ist sogar denkbar, daß ein Volk vollkommen gut constituirt sei, ohne sich je zu einer Theorie von der organischen Gesetzgebung erhoben zu haben; und obgleich die Geschichte nichts von einem solchen Volke weiß, so leuchtet doch sogleich ein, daß dazu nichts weiter erforderlich ist, als eine solche Schärfe des sittlichen Gefühls, vermöge deren man nur das duldet, was dem Sittengesetz entspricht. In jedem Falle würde man ohne künstliche Hülfsmittel auf diesem Wege sehr weit kommen. Dem sei aber wie ihm wolle: zu einer Constitution im echten Sinne des Worts gelangt man nur dadurch, daß alle gesellschaftlichen Einrichtungen sich keinen anderen Zweck setzen, als das Sittengesetz geltend zu machen. Hierdurch ist alles gesagt, was gesagt werden kann. Zwar ist man von der Bahn des Wahren viel zu sehr abgewichen, als daß das Zurechtfinden ohne Mühe gelingen könnte; allein, was für den vom Sturm verschlagenen Seemann die Magnetnadel ist, dasselbe ist für den durch die Politik irre geleiteten Staatsmann das Sittengesetz. Es giebt nun einmal kein anderes Princip, sobald es darauf ankommt, menschliche Verhältnisse zu ordnen und in der Ordnung zu erhalten. Kommt es also darauf an, das Wesen einer Constitution genau

zu bestimmen, so wird man sagen müssen: eine Constitution sei eine solche Zusammenstellung der sämmtlichen Gesellschafts-Organe, daß dadurch der herrschende Zustand der Gesellschaft zu einem sittlichen werde. Ich gebe zu, daß man sich noch anders darüber ausdrücken kann; nur möchte ich die Constitution nicht von der Regierungsform trennen, und noch weniger möchte ich eingestehen, daß eine Constitution verträglich sei mit einer Theilung der Gewalt. So könnte man z. B. sehr einfach sagen: eine Constitution sei das Mittel, die Gesellschaft zur Gerechtigkeit oder zu derjenigen Gegenseitigkeit zu nöthigen, ohne welche sie nicht fortdauern kann.

Sie sehen, daß die Erklärung, die ich so eben gegeben habe, was den Zweck betrifft, mit der Ihrigen vollkommen übereinstimmt. Sie unterscheidet sich von dieser nur in Ansehung des Mittels. Denn, indem Sie sagen, die Regierungsform müsse da seyn, ehe von einer Constitution die Rede seyn könne; sondern Sie diese von jener ab, und lassen es unbestimmt, woher das Bemühen, die Urtheile der höchsten Gewalt mit dem Vortheile der Gesellschaft in Uebereinstimmung zu bringen, kommen soll. Nach mir hingegen ist dies Bemühen in der Regierungsform selbst gegeben; denn ich nehme an, sie sei nur in so fern gut und wahrhaft constitutionell, als sie diese und keine andere Tendenz in sich schließe. Die Kunst, wodurch dies bewirkt wird, nannten die Alten Politik. Sie waren unstreitig auf dem rechten Wege; nur muß man eingestehen, daß sie nicht sehr weit gekommen sind: denn wenn man die Politik des Aristoteles und die Republik des

Platon liesct, so macht man leicht die Entdeckung, daß beide Philosophen doch nicht darüber im Reinen waren, was unter allen Umständen erforderlich ist, 1) um eine gesellschaftliche Ordnung hervorzubringen, 2) um dieselbe zu erhalten. Sie waren, um alles mit Einem Worte zu sagen, in der Theorie der politischen Welt nicht bis zu einem umumstößlichen Grundsatze vorgedrungen.

Ich kann, nachdem ich mich in meiner Anschauung des Wesens einer Constitution von Ihnen getrennt habe, nichts Besseres thun, als dieselbe, so weit meine Kräfte reichen, zu rechtfertigen. Hören Sie mich mit der Gelassenheit an, die Ihnen als Arzt eigen ist; und wenn die Wahrheit nicht auf meiner Seite seyn sollte: so berichtigen Sie, Ihrer Ueberzeugung gemäß, was zu berichtigen ist, mehr um der Sache, als um meinetwillen.

Die Frage ist, wie mich dünkt, folgende:

Durch welche organische Beschaffenheit der Regierung gewinnen wir die Wahrscheinlichkeit, den allgemeinen Vortheil jedem besonderen Vortheil vorgezogen zu sehen?

Diese Frage nun kann immer nur nach Maßgabe der Bedürfnisse derjenigen Gesellschaft beantwortet werden, die sich ordnen, d. h. eine Regierung erhalten will. Wäre dies Bedürfniß an allen Orten und zu allen Zeiten dasselbe: so würde auch in der organischen Beschaffenheit der Regieruhgen kein Unterschied Statt finden. Nur weil jenes nicht der Fall ist, erblicken wir die Mannichfaltigkeit von Verfassungen, welche der Erdball darbietet. Dem Nomaden genügt ein Patriarch, dem Ackerbauer ein Fürst, hier gleich viel, unter welcher Benennung;

aber der Bürger eines civilisirten Staats verlangt ein Staatsoberhaupt, dessen Vorrechte und Pflichten in Gleichgewicht mit einander stehen. Für den Nomaden und für den Ackerbauer — beide in einer gewissen Reinheit gedacht — reicht die Sicherheit hin, welche sie dem Schutz eines Mächtigen verdanken; um die Freiheit sind und bleiben sie unbekümmert, und eben deswegen bleiben sie am gleichgültigsten gegen Gesetze, und ertragen die Willkühr mit einem Gleichmuth, der den Bürger eines civilisirten Staats leicht in Erstaunen setzt. Auch sie sind constituirt; nur nicht auf eine vollkommnere Weise. So wie indeß die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen unter ihnen zunimmt, stellt sich auch für sie das Bedürfniß einer organisch-ausgebildeteren Regierung ein; und je nachdem dies Bedürfniß befriedigt wird, gelangen auch sie dahin, daß sie den in einem vollkommneren Gesellschaftszustande Lebenden nichts zu beneiden haben. Die menschliche Entwickelungsfähigkeit bringt dies alles mit sich. Europa's Staaten haben in verschiedenen Zeitabschnitten ganz verschiedene Regierungen gehabt; und wenn man dem französischen und großbrittanischen Reiche, so wie sie gegenwärtig sind, diejenigen Regierungsformen zurückgeben wollte, die sie im zwölften und im dreizehnten Jahrhunderte hatten: so würde dies vollkommen eben so unsinnig seyn, als wenn man den Kaffernstaat nach den organischen Gesetzen Englands oder Frankreichs umzubilden versuchte. Nur Eins bleibt sich durch alle Zeiten gleich. Dies ist das Bedürfniß einer Regierung, allenthalben, wo es eine Gesellschaft giebt; und da dies Bedürfniß immer nur in so

fern befriedigt werden kann, als es allgemeine Willen, Gesetze genannt, und außerdem eine Autorität giebt, welche zur Unterwerfung unter diese Willen zwingen kann: so ist dies der Punkt, an welchem wir uns festhalten müssen, sobald von einer Regierung die Rede ist.

Was, so weit meine Beobachtung reicht, die politischen Urtheile seit ungefähr dreißig Jahren am meisten gestaltet und der Antimonarchie günstig gemacht hat, ist der unverhältnißmäßige Werth, den man auf die Gesetzgebung gelegt, und die Geringschätzung, die man der öffentlichen Autorität zugewendet hat. Es kommt hier nicht darauf an, die Ursachen zu entwickeln, welche zu dem Einen und dem Andern verführt haben; allein was man aus der Acht gelassen hat, ist, daß Gesetze ohne Magistratur in jeglichem Zustande der Gesellschaft vollkommen eben so überflüssig sind, als Magistratur ohne Gesetze verderblich seyn würde. Läge es in dem Menschen, die Gesetze, welche den besonderen Vortheil regeln, damit es einen allgemeinen Vortheil geben könne, um ihrer selbst willen zu befolgen, dann freilich würde die Magistratur das Ueberflüssigste von der Welt seyn; da dies aber niemals der Fall gewesen ist, noch jemals werden kann, so haben alle die Freisinnigen Unrecht, welche bei jeder Gelegenheit darauf dringen, daß die Magistratur nur dahin streben solle, sich entbehrlich zu machen. Nie muß sie dahin streben: die öffentliche Autorität ist in der Gesellschaft das Erste und das Letzte, und ihr Untergang würde das augenscheinliche Verderben Aller seyn. Was Gesetz genannt wird, gilt gerade so viel, als die Magistratur davon geltend macht; und

wenn erwiesen ist — und wer zweifelte wohl daran? — daß die Gesellschaft nicht ohne Gesetze bestehen kann, so ist eben dadurch erwiesen, daß man es nie darauf anlegen muß, das Ansehn der Magistratur zu schwächen oder zu lähmen.

In Wahrheit, was ist das Fürstenthum? Der Kern der ganzen Gesellschaft, der Punkt, von welchem aus sich alle Ordnung bildet, die Bedingung aller Sittlichkeit, wenigstens so fern niemand, wenn jenes fehlte, Gebieter über seine Handlungen bleiben würde.

Ich stimme, wie Sie sehen, vollkommen mit Denen überein, welche sich in unseren Zeiten zu Vertheidigern des monarchischen Princips aufgeworfen haben: nur daß meine Beweggründe vielleicht andere sind. Wie könnte ich mir nach dem, was die Geschichte aussagt, verhehlen, daß ein Fürst auch ein Despot, ja ein Tyrann seyn kann? Aber liegt die Ursache dieser Erscheinung im Fürstenthum, d. h. in der höchsten Autorität? Gewiß eben so wenig, als ein Uebermaaß von Strenge in der Väterlichkeit. Alles kommt darauf an, in welchem Verhältniß die öffentliche Macht zu der Gesetzgebung steht. Ist dies Verhältniß von einer solchen Beschaffenheit, daß der Fürst nicht der ausschließende Gesetzgeber ist, so fällt der Despotismus in sich selbst zusammen. Es kam also von je her nur darauf an, daß die rechte Art und Weise, Gesetze zu geben, ausgemittelt wurde; und ich bin der Meinung, daß, wenn dies mit Erfolg geschehen wäre, die Welt bei weitem weniger von Umwälzungen gelitten haben würde. Nicht ausschließen von der Gesetzgebung mußte man den Fürsten, wie es in dem meisten Consti-

tu-

tutions-Urkunden geschehen ist; wohl aber ihn so darein verflechten, daß das, was als Gesetz hervorgehen sollte, in seiner Ueberzeugung sogar nur als sein Wille erschien. Bei einer solchen Einrichtung wäre nie von einer besonderen Gesetzgebungs-Gewalt die Rede gewesen; und doch hätte jedes Gesetz die Meinung für sich gehabt, eine Ausgeburt des öffentlichen Willens zu seyn, vorzüglich wenn die Erörterung des Gesetzvorschlags eine öffentliche gewesen wäre. Was in unsern Zeiten in dieser Hinsicht gewünscht oder gehofft wird, betrachte ich als im engsten Zusammenhange stehend mit der erblichen Monarchie, deren angeborne Milde, wie sehr sie auch verkannt werden möge, sich nicht bloß mit einer öffentlichen Gesetzgebung sehr wohl verträgt, sondern ohne dieselbe sogar nicht fortdauern kann, nachdem sie dahin gelangt ist, alle die Hindernisse überwunden zu haben, die ihr in einem früheren Gesellschaftszustande entgegen wirkten. Es ist bis jetzt, so viel ich weiß, von Niemand bemerkt worden; allein es verdiente wohl bemerkt und erörtert zu werden, durch welche Uebergänge die europäischen Monarchen seit drei Jahrhunderten auf den Punkt gekommen sind, worauf sie sich gegenwärtig befinden, und weshalb, da einmal in der Natur kein Stillstand Statt findet, dieser Punkt nicht bleibend werden kann.

Mit einer öffentlichen Gesetzgebung aber, wenn sie einmal nothwendig geworden ist, versteht sich Vieles ganz von selbst, wovon bei einem anderweitigen Organismus der Regierung gar nicht die Rede seyn kann. Was Sie in Ihrer Schrift über freiwillige Knechtschaft und Alleinherrschaft die organisirende Gewalt nennen, indem sie

dieselbe auf das Wahlrecht beschränken, hängt mit der öffentlichen Gesetzgebung aufs Innigste zusammen; denn ohne ein Wahlrecht würde diese entweder gar nicht zum Vorschein kommen können, oder wenigstens nicht den Werth erhalten, den sie durch den Freimuth Derer gewinnt, welche daran Theil nehmen. Auf gleiche Weise steht eine andere Gerechtigkeitspflege, deren erster Charakter die Oeffentlichkeit und deren Hauptbestandtheil die Jury ist, damit in der engsten Verbindung; denn da Gesetze gegeben werden, damit sie den richterlichen Entscheidungen zur Grundlage dienen mögen: so muß es auch eine Gewähr geben, daß wirklich nach diesen Gesetzen entschieden werde; und diese Gewähr findet sich nur in der Oeffentlichkeit und in den Geschwornen. Mich dünkt also, daß das, was Sie als Bedingungen eines gültigen moralischen Urtheils aufgestellt haben, nämlich Anerkennung des Richters, Vorhandenseyn des Gesetzes, Ausspruch und Ausübung ohne Vortheile in einem solchen Organismus gegeben ist, ohne daß noch das Mindeste hinzu zu kommen braucht; und wenn ich hierin Recht habe, so ist Constitution und Regierungsform eins und dasselbe. Das Einzige also, was bei einer Constitution vorausgesetzt werden muß, ist der feste Punkt, von welchem aus sie sich allein bilden kann: das erbliche Fürstenthum, das wir als den Kern der ganzen Regierung betrachten müssen.

Ob es mir gelungen ist, mich so deutlich zu machen, wie ich es gewünscht habe, darüber werden Sie entscheiden. Hinzufügen muß ich, daß nach allen meinen Anschauungen das in der Gegenwart so viel besprochene

Verfassungswerk nur in so fern gelingen kann, als man dem trostlosen Gedanken einer Theilung der Gewalt entsagt, und von dem Grundsatze ausgeht, daß die öffentliche Macht nicht geschwächt, sondern versittlicht werden müsse, woraus ihre Stärke ganz von selbst folgt. Da ist gewiß die beste Verfassung, wo dies bewirkt worden ist; wogegen alle Theilung und Gleichwägung der Gewalten, wenn sie nicht das Mittel dazu ist — und daß sie es nicht ist, hat die Erfahrung in allen vorkommenden Fällen gelehrt — nicht nur nichts zum Vortheil der Gesellschaft leistet, sondern auch eine gränzenlose Verwirrung anrichtet. Eine Verfassung würde also in unseren Zeiten nur in so fern gut genannt zu werden verdienen, als sie sich aus dem erblichen Fürstenthum entwickelt hat, das ihr unumgänglich nothwendig ist, wenn sie Haltung und Dauer gewinnen soll. Ich kann hierüber in diesem Schreiben nicht ins Einzelne eingehen; allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie ich nichts so sehr bedaure, als daß dies von so Wenigen gefaßt wird, indem die Meisten sich einbilden, man könne mit gleichem Erfolge aus der Luft auf die Erde, wie von der Erde in die Luft bauen. Dies gerade ist der Charakter der meisten Freisinnigen unserer Zeit. Die Erfahrung aller Zeiten verachtend (wiewohl sie in sich selbst nichts anderes seyn kann, als die versuchte Anwendung des allgemeinsten Naturgesetzes auf menschliche Vereine, Staaten genannt), möchten sie die Aufgabe durch Gesinnung und Worte lösen: ein ewig eitles Unternehmen, so oft es auf eine bleibende Schöpfung ankommt. Man könnte also, wie ich glaube, sehr wohl zwischen echten

und nicht echten Freisinnigen unterscheiden. Jene würden Die seyn, welche, in der Wirklichkeit lebend, ihr Ideal von gesellschaftlicher Ordnung nur nach Maßgabe des einmal Vorhandenen zu realisiren streben. Diese, in ihren Träumen lebend, und eine vage Gesinnung für Grundsatz nnd Schöpfungskraft zugleich haltend, tragen eigentlich gar nichts in sich, was irgend einen Beruf ankündigte; und da sie nur schwatzen wollen, so ist es gleichgültig, wohin sie sich mit ihrem Liberalismus wenden: Zeitungsredaction oder Spinnstube sind in dieser Hinsicht gleich gute Erleichterungsörter. Die ersteren verhalten sich zu den letzteren, wie Diamanten zu böhmischen Krystallen.

Und nun erlauben Sie, hochgeschätzter Mann, daß ich noch hinzufüge, was in meiner Anschauung die Lehre von der Theilung und Gleichwägung der Gewalten ins Leben gerufen hat. Dies ist nichts Anderes, als die Nothwendigkeit, worin sich größere oder kleinere Gesellschaften von Zeit zu Zeit befunden haben, eine Regierung bilden zu müssen, ohne irgend eine große Autorität in sich zu tragen, von welcher die Bildung anheben konnte. Am häufigsten ist dies einzelnen Städten widerfahren, woher denn auch alles Antimonarchische unter der gemißbrauchten Benennung des Republikanischen, von ihnen ausgegangen ist. Genöthigt, die Eine große Autorität, deren es für sie bedurfte, zu e r s e t z e n, fanden sie keinen anderen Ausweg, als mehrere Gewalten zu schaffen, die sie sich fälschlich einbildeten in ein Gleichgewicht bringen zu können. An diesem grade fehlte es immer, und Freiheit wurde von ihnen nur Das genannt, was die Wirkung

des Kampfes der Gewalten war. Doch dies ist ein so reichhaltiger Gegenstand, daß ich ihn hier nicht weiter verfolgen kann; auch genügt es, Ihnen, bei dem großen Umfange Ihrer Einsichten und Kenntnisse, so Etwas anzudeuten, damit Sie selber finden, was Andern gelehrt werden muß.

B.

Ueber Napoleon Bonaparte's Tod.

Als Napoleon Bonaparte im Jahre 1815 nach der Schlacht bei Schönbundingen auf dem brittischen Linienschiffe Northumberland nach St. Helena abgeführt wurde, um fern von seinen Freunden und Feinden den Ueberrest seines Lebens auf einer Felseninsel zu verschmachten: da schien uns das über den gewesenen Kaiser der Franzosen gekommene Schicksal so außerordentlicher Art, daß wir, um dasselbe begreiflicher zu finden, eine Zusammenstellung der Hauptmomente seines Lebens wagten. Dies geschah in einem Aufsatze, der den Titel führt: der Traum des Lebens. Das Resultat war: „Napoleon Bonaparte's Leben, als eine Reihe von Abenteuern betrachtet, bietet einen Stoff dar, der, obgleich ganz historisch, alles übertrifft, was je die Einbildungskraft eines Romanschreibers sich als möglich gedacht hat." Was daraus für den Mann selbst folgte, wurde der Beurtheilung des Lesers überlassen. Der Aufsatz endigte mit der Frage: ob ein solches Leben als beschlossen betrachtet werden könne.

Beinahe sechs Jahre sind seitdem verlaufen, und Napoleon Bonaparte ist den 5. Mai dieses Jahres an einer schmerzhaften Krankheit gestorben. Politisch todt seit seiner Versetzung nach St. Helena, hat er nun auch, wie man es auszudrücken pflegt, der Natur den letzten Tribut bezahlt. Alle seine Leiden sind beendigt;

und wenn in den Gemüthern Derer, die am meisten von ihm gekränkt worden sind, irgend ein Haß zurückgeblieben seyn sollte: so ist darauf zu rechnen, daß ein so lästiges Gefühl allmählig verschwinden und Betrachtungen Raum geben wird, wie sie sich unter den außerordentlichen Umständen, worin die europäische Welt sich seit sechs Jahren befindet, dem Nachdenken ganz von selbst darbieten.

Es sei uns also erlaubt, jene Frage: ob Napoleon Bonaparte's Leben als beendigt betrachtet werden könne, jetzt wieder aufzunehmen. Vorher nur Eine Bemerkung.

Ein altes Sprichwort sagt: de mortuis non nisi bene; und an dieses Sprichwort hat man sich in England in Beziehung auf N. zuerst erinnert. Indeß scheinen die Urtheile, die man daselbst über den ehemaligen Kaiser der Franzosen gefällt hat, durch die Zurückerinnerung an das de mortuis non nisi bene nicht sehr gewonnen zu haben. Der Sinn dieses Sprichworts kann überall nicht seyn, daß man von Todten nur G u t e s sagen solle; denn dieser Sinn würde kaum noch etwas mehr enthalten, als eine Abgeschmacktheit. Was darin am wenigsten übersehen werden d a r f, ist das Adverbium. — G u t also soll man über Todte reden, wenn man sie einmal zum Gegenstande der Erörterung macht. Dies Gutreden aber schließt keinesweges die Wahrheit und Gerechtigkeit aus. Zuletzt würde alles darauf hinauslaufen, daß man u n p a r t h e i i s c h über Todte rede, was freilich keine leichte Aufgabe ist, am wenigsten wenn es einen Mann betrifft, von welchem nur Außerordentliches ausgehen konnte, weil seine ganze Lage im Leben

dies mit sich brachte. In einem solchen Falle ist es so schwer, den rechten Maßstab zu finden, weil das Außerordentliche nicht nur nicht in der Regel ist, sondern ihr sogar trotzet.

Dies zu unserer Entschuldigung, wenn das, was wir uns vorsetzen, nicht gelingen sollte. Jetzt zur Sache!

Wir glauben uns nicht geirrt zu haben, wenn wir in früheren Aufsätzen darauf aufmerksam machten, daß der Unterschied der Monarchie von der erblichen Monarchie einen großen Theil der Erscheinungen erkläre, von welchen Europa in den ersten funfzehn Jahren dieses Jahrhunderts gequält worden ist. Welche große Eigenschaften Napoleon Bonaparte auch haben mochte — und wer möchte ihm ungewöhnliche Eigenschaften streitig machen? —: immer konnten es nicht die eines erblichen Fürsten seyn, der, im Gefühl seines Rechtes lebend, nicht mehr verlangt, als was die Vorsehung ihm beschieden hat, und seine Pflicht mit der Ruhe und Gelassenheit erfüllt, welche ihre Quelle gerade in jenem Gefühl hat. In dieser Beziehung fiel alle Vergleichung weg. Seine Bestimmung war zwar zuletzt die der erblichen Fürsten; aber für diese Bestimmung weder geboren noch erzogen, mußte er sie, selbst gegen seinen Willen, verändern, und da Haß erregen, wo er Bewunderung zu finden hoffte. Es ist vielleicht gut und heilsam, daß von einer Zeit zur andern ein Mann auftritt, der, wenn alles in Verfall gerathen ist, durch die Stärke seines Charakters und die unwiderstehliche Kraft seines Willens der Versunkenheit ein Ende macht, und eine neue Ordnung der Dinge heraufführt; dies gehört zu den

Mitteln, welche die Vorsehung sich vorbehalten hat, um Reiche vom Untergange zu retten. Allein man glaube nur nicht, daß eine Reihe von außerordentlichen Geistern an der Spitze der Regierung dem Bedürfniß der Gesellschaft entsprechen würde! Nichts weniger als das! Denn, um sich selbst genug zu thun, würden diese Geister die Gesellschaft unaufhörlich mit sich fortreißen müssen; — und wie könnten sie alsdann anders, als mit Erschöpfung derselben endigen? Das Wesen der Menschen verträgt sich nur mit Mäßigung; und gerade hierauf beruhet der Vorzug der erblichen Monarchie vor jeder anderen Regierungsart.

Es lag daher in dem wohlverstandenen Interesse der europäischen Welt, die Ordnung der Dinge zu bekämpfen, welche sich seit dem Umsturz des Thrones in Frankreich festzustellen strebte; und — damit wir es gerade heraus sagen — es lag in eben diesem Interesse, Bonaparten als Wiederhersteller der Monarchie zu begünstigen. Das Einzige, was dabei nicht in Anschlag gebracht wurde, war, daß der Thron schlechtweg noch nicht die Gesinnungen und die Denkungsweise eines erblichen Monarchen giebt. Dieser Fehler — wenn es einer war, d. h. wenn er vermieden werden konnte — ist sehr schwer gebüßt worden, und vielleicht darf man sagen, daß er die einzige Quelle der großen Unfälle war, welche seit dem Jahre 1804 nach und nach über alle Staaten Europa's kamen. Bonaparte, an die Spitze von 30 Millionen Menschen gestellt, und nur den Eingebungen seines Genie's folgend, hatte keine Ursache, den Kampf zu fürchten, der sich ihm von allen Seiten

her darbot; und da an Einverständniß und Harmonie nur in so fern zu denken war, als eine gebietende Nothwendigkeit dafür sprach: so folgten Siege auf Siege; und der französische Imperator, welcher sehr wohl fühlte, daß er durch Alles, was sein Talent ausmachte, nur desto mehr beleidigte, sah sich nur allzu bald zu jenen riesenhaften Entwürfen hingerissen, welche seine Regierung vom Jahre 1806 an bezeichneten. In der That, die Sache war stärker, als er selbst; denn da er nie werden konnte, was er seyn mußte, um zu einer Ordnung der Dinge zu passen, welche ihren Grund-Charakter in der Erblichkeit hatte: so blieb ihm nichts anderes übrig, als dieser Ordnung zu spotten, während er selbst den Titel eines erblichen Kaisers führte *). Dies war es denn, was ihn allmählig zum Feinde der ganzen europäischen Welt constituirte; und dies war es zugleich, was sein Schicksal im Kampfe mit dieser Welt zur Entscheidung brachte. Was in den Jahren 1813, 14 und 15 geschehen ist, hat in unserer Ansicht keinen Sinn, wenn man es nicht durch den Triumph der Erblichkeit über ihren Gegensatz bezeichnet. Europa wollte auf dieser Grundlage fortdauern; und sonach mußte Napoleon Bonaparte, der nicht zu dieser Grundlage paßte, fallen und sich der Versetzung nach St. Helena unterwerfen.

In dem, was wir bisher über diesen außerordentlichen Mann bemerkt haben, liegt keine Art von An-

---

*) Man darf daran erinnern, daß er um diese Zeit sagte, nach 10 Jahren solle seine Dynastie die älteste in Europa seyn.

klage; denn niemand ist zuletzt dafür verantwortlich, daß er ist, was er ist, und von Bonaparte verlangen wollen, daß er mit dem Charakter eines ausgezeichneten Feldherrn, den eines guten Fürsten habe verbinden sollen, heißt kaum noch etwas anders, als das Unmögliche fordern.

Inzwischen hat dieser Mann länger als dreizehn Jahre auf dem französischen Thron gesessen, und das, was er als Staatschef eines der größten Reiche in der europäischen Welt geleistet, hat nicht verfehlen können, überall große Veränderungen hervorzubringen. Hierin nun liegt, wie es uns scheint, seine Unsterblichkeit, man mag das Wort vorläufig in einem guten oder in einem bösen Sinne nehmen. Jetzt, nach sechs Jahren, läßt sich ziemlich genau bestimmen, wie die Nachwelt über ihn urtheilen werde; und wenn wir uns herausnehmen, dies vorläufig anzugeben, so können wir keine andere Absicht damit verbinden, als das Nachdenken unserer Leser auf einen der wichtigsten Gegenstände hinzuleiten: wichtig nicht sowohl in Beziehung auf Bonaparte, als vielmehr auf die ganze menschliche Natur.

Wir haben oben bemerkt, daß das erbliche System sich durch ihn befestigt hat. Nicht daß dies in seinen Absichten gelegen habe; diese gingen vielmehr auf das Gegentheil. Allein die Sache hat sich deshalb nicht weniger gemacht; und so wie die Resultate einmal vor uns liegen, müssen sie als das Werk des Kampfes der Kraft mit der Gegenkraft betrachtet werden. Bei dem Allen ist es kein geringes Verdienst, in der Kette der Begebenheiten, welche den Entwickelungsproceß des menschlichen

Geschlechtes ausmachen, ein Glied zu bilden; sehr wenigen Sterblichen ist dies vergönnt, und nur außerordentliche Geister genießen dieses Vorrechtes. Bonaparte, der zu ihnen gehörte, konnte zwar nur anregen; aber dies hat er auf eine Weise gethan, daß der Geschichtforscher, so oft es eine Erklärung der Erscheinungen in der Gegenwart gilt, durchaus genöthigt ist, auf ihn zurück zu kommen. Nichts ist von seiner Gesetzgebung geblieben; denn sie that den Dingen allzu viel Gewalt an, als daß diese sich nicht hätten rächen sollen. Allein, wenn seit seinem Ausscheiden eine bessere Bahn betreten ist — wie will man dies erklären, ohne den Punkt ins Auge zu fassen, auf welchen er die Dinge geführt hatte? Um mehr zu leisten, als er geleistet hat, hätte er ein übermenschliches Wesen seyn müssen; und eben deswegen ist die europäische Welt ihm wenigstens die Anerkennung schuldig, daß sie sich ohne ihn nicht in der Bahn befinden würde, worin sie sich gegenwärtig auf allen Punkten bewegt.

Untersuchen wir nun im Einzelnen, wie sich das Verhältniß Europa's zu Napoleon Bonaparte in den letzten sechs Jahren gestaltet hat. Den Anfang machen wir mit Frankreich, weil dies von ihm als der Mittelpunkt des großen occidentalischen Kaiserthums gedacht war, das er stiften wollte. Frankreich muß auch deshalb vorangestellt werden, weil es der Punkt war, von welchem die allgemeine Erschütterung ausging.

Voran stehe die Bemerkung, daß ohne Napoleon Bonaparte die Bourbons schwerlich nach Frankreich zurückgekehrt seyn würden. Es bedurfte eines Mannes, welcher die Antimonarchie aufhob, die sich für eine Re-

publik ausgab. Dieser Mann nun war Bonaparte; und alles, was in dieser Hinsicht von ihm geleistet ist, konnte schwerlich von einem Anderen geleistet werden, weil kein Anderer mit so viel Genie so viel Ruf verband. Daß er als Kaiser der Franzosen keine andere Bestimmung habe, als die alte Dynastie zurückführen zu helfen: dies lag freilich nicht in seiner Berechnung; aber es lag desto mehr in den Bedürfnissen der europäischen Welt, die sich, wie wir oben bemerkt haben, von dem Charakter der Erblichkeit nicht trennen kann, ohne ihrem ganzen Wesen zu entsagen. Indem nun die Revolution auf ihn überging, und in ihm (wie man es ausgedrückt hat) Fleisch wurde, konnte keine von den Uebertreibungen ausbleiben, die ihm zur Last fallen; und indem er selbst das Opfer dieser Uebertreibungen wurde, war nichts natürlicher, als die Rückkehr des alten Herrscherstammes. Er selbst hat dies anerkannt, um Denen, die sich als die Urheber der Restauration zu betrachten geneigt waren, ein solches Verdienst zu rauben. In Wahrheit, dieses fällt nun auf ihn selbst zurück, sofern die Absicht von einer verdienstlichen Handlung getrennt werden kann. Doch dies ist das Wenigste. In einen weit höheren Anschlag muß gebracht werden, daß die Bourbons nicht nach Frankreich zurückkehren konnten, ohne bei ihrem ersten Rücktritt der Idee des unumschränkten Königthums, in welcher sie vor dem Jahre 1789 gewaltet hatten, zu entsagen. Die Folge davon war jene Charte, wodurch Ludwig der Achtzehnte bei seiner Thronbesteigung ankündigte, in welchem Geiste er regieren wolle. Allerdings war hierdurch an und für sich wenig verän-

dert; wenn man aber in Erwägung zieht, was durch das Daseyn der Charte in sechs Jahren geleistet worden ist: so muß man gestehen, daß ohne Napoleon Bonaparte's Ausscheiden Frankreich nicht zu derjenigen öffentlichen Gesetzgebung gelangt seyn würde, die seine gegenwärtige Periode von jeder früheren sondert. Napoleon's Verfahren konnte eine öffentliche Gesetzgebung zum Bedürfniß machen; er selbst aber konnte sie nicht gestatten. Mag nun Frankreichs Verfassung immerhin noch nicht vollendet seyn: wer nicht neidisch auf die Zeit ist, wird das Gute, das jener noch fehlt, von dieser erwarten, und unumwunden eingestehen, daß das französische Reich durch Bonaparte's Ausscheiden für sein inneres Wohlseyn bei weitem mehr gewonnen hat, als es durch den vergänglichen Ruf, den bloße Waffenthaten geben, je gewinnen konnte. Wiederum sind wir (wir mögen es nicht leugnen) sehr geneigt, Bonaparte's vorangegangenes Walten als eine von den nothwendigen Bedingungen desjenigen anzusehen, was in Frankreich wirklich gelungen ist; denn auch mit dem besten Willen vermag eine rechtmäßige Dynastie sehr wenig, wofern ihr nicht die Zurückerinnerung an eine überstandene Tyrannei zu Hülfe kommt. Die Franzosen sind unter den Bourbons viel freier, als sie unter Bonaparte waren; und dies rührt wesentlich daher, daß ein altes Geschlecht seiner Natur nach liberal ist, wenn es nicht durch besondere Umstände daran verhindert wird, ein angehendes Geschlecht hingegen es niemals ohne Gefahr seyn kann. Würde dies in Frankreich so allgemein anerkannt, als es wohl zu wünschen wäre, so würde es nicht nöthig

seyn, in eben dem Augenblicke, wo die Nachricht von Bonaparte's Tode sich verbreitete, einen Verschwörungs-Proceß zu entscheiden, dessen Gegenstand die Bestrafung eines verunglückten Versuchs, die Zurückberufung des ehemaligen Kaisers zu bewirken, ist.

Wir gehen von Frankreich zu Spanien über.

Hat irgend ein Reich, im Bösen wie im Guten, Ursache, Napoleon Bonaparte's Andenken nicht aussterben zu lassen: so ist es die pyrenäische Halbinsel. Wer erinnert sich nicht des Augenblicks, wo der französische Imperator, nach den Schlachten von Burgos und Tudela, vor den Thoren Madrids haltend, seinen Bannfluch über die Inquisition, das Mönchswesen und alle die Institutionen aussprach, in welchen Spanien seine schwache Eigenthümlichkeit bewahrte. Ganz gewiß war dies das Verfahren eines Despoten, der es auf sich nimmt, zu bewirken, was nur dann mit Erfolg geschehen kann, wenn es das Werk gereifter Ueberzeugung in Denen ist, welche der Gegenstand einer politischen Reformation sind. Doch die französischen Armeen blieben volle sechs Jahre in Spanien zurück, und dieser Umstand entschied mehr, als Napoleons Dekrete, über die allmählige Herbeiführung alles dessen, was Spanien zu seiner Regeneration bedurfte. Erster Urheber derselben ist und bleibt also Bonaparte, trotz dem Hasse, den die spanische Nation ihm geweihet hat. Was von ihr selbst ausgegangen, war zuletzt nur das Mittel, auf den Punkt zu kommen, wohin Napoleon sie stellen wollte. Nichts haben alle die Versuche bewirkt, welche, nach beendigtem Kriege, gemacht wurden, um den Zustand zurück zu füh-

ren, worin man sich früher befunden hatte. Spanien, für immer aus seinen alten Angeln gehoben, liegt gegenwärtig in einer Krisis, deren Ende sich nur ahnen läßt. Es wird zur Ruhe gelangen, sobald Gesetzgebung und Macht sich in der Harmonie befinden werden, ohne welche eine Regierung nicht gedacht werden kann; aber es wird sich quälen, so lange diese Harmonie nicht vorhanden ist, und die Eine Parthei in die Vergangenheit zurückstrebt, während die andere der Zeit vorgreifen möchte. Am meisten entscheidet das Verhältniß, worin das Mutterland seit dem Jahre 1810 zu seinen Colonieen getreten ist: ein Verhältniß, von Bonaparten dadurch herbeigeführt, daß er Spaniens Dynastie in dem Augenblick veränderte, wo für den Abfall der Colonieen so Vieles vorbereitet war. Welchen Schicksalen Spanien auch entgegen gehen möge — und wer könnte sich die nächste Zukunft wohl als beglückend für dies, allen Leidenschaften hingegebene, im hitzigen Fieber liegende Land denken? — hier, gerade hier wird man sich am häufigsten Napoleons erinnern, und sein Andenken wird in den Gemüthern der Spanier nicht eher erlöschen, als bis sie, durch die Gräuel einer von ihnen selbst ausgegangenen (wenn gleich durch Bonaparte beschleunigten) Revolution belehrt, begreifen, was in menschlichen Handlungen der Absicht zugeschrieben werden muß, und was nicht. Nach dreißig Jahren ungefähr wird Spanien auf demselben Punkt stehen, worauf sich Frankreich gegenwärtig in constitutioneller Hinsicht befindet; und alsdann wird es in diesem Lande nicht an einem unpartheiischen Urtheil über Napoleon Bonaparte fehlen. Bis

da-

dahin wird man berechtigt seyn, alles, was auf der pyrenäischen Halbinsel geschieht, als von ihm veranlaßt, entweder zu verdammen oder zu rechtfertigen.

Auch Deutschland wird Bonaparte's Andenken lange bewahren, und in keinem Lande wird man im Urtheil über ihn mehr getheilt seyn. Dies bringt das Wesen der Deutschen überhaupt mit sich; näher veranlaßt aber ist es dadurch, daß einzelne Staaten Deutschlands, die durch ihn vergrößert worden, keine Ursache haben, sich über ihn zu beklagen. Ob man deshalb in diesen Staaten einer unpartheiischen Würdigung näher steht, ist eine andere Frage. Genug, daß Napoleon Bonaparte dasselbe Verdienst um Deutschland hat, das ihm in Beziehung auf die übrigen Staaten des europäischen Festlandes eigen ist: das Verdienst, eine neue Verfassung, wo nicht vorbereitet, doch veranlaßt zu haben. Wir können hierüber nicht ins Einzelne gehen, ohne die unangenehmsten Zurückerinnerungen anzuregen. Durch den Receß der deutschen Reichs-Deputation vom 25. Februar 1803 begonnen, wurde der Umsturz der deutschen Verfassung im August des Jahres 1806 vollendet. Sie mußte sehr morsch seyn, diese Verfassung, und dem Bedürfnisse der Zeit sehr wenig entsprechen, da sie auf einen so geringen Stoß zusammen trümmern konnte. Auf dem Congresse zu Wien fühlte man, wie unmöglich ihre Wiederherstellung sei. Was seitdem geschehen ist, kann von Denen beklagt werden, die sich nicht von der Idee eines Besseren zu trennen vermögen, und dieser gern die Wirklichkeit mit allen ihren Ansprüchen auf Fortdauer aufopfern; tadeln werden es nur Die, welche in dem

ehemaligen Rheinbunde das Mittel zu Vergrößerungen sahen. Wie andere Länder, so ist also auch Deutschland durch Napoleon Bonaparte aus einem langen Schlummer aufgerüttelt worden. Indem er die Regierungen nöthigte, das Aeußerste für oder wider ihn zu thun, hat sich im Drange der Dinge ein neuer Gesellschaftszustand entwickelt, der ohne ihn nicht zum Vorschein gekommen seyn würde. Die Anstrengungen, welche damit verbunden waren, konnten nur einen großen Haß ins Leben rufen; da aber überstandene Anstrengungen, vorzüglich wenn sie durch einen glücklichen Erfolg gekrönt werden, kein Gefühl zurücklassen, das unbedingt unangenehm ist: so kann auch der von ihnen herrührende Haß sich nicht gleich bleiben. Daraus muß vielleicht erklärt werden, daß das Urtheil über Napoleon selbst in denen Staaten sich zur Billigkeit hinneigt, die das Meiste durch ihn gelitten haben, und daß die Nachricht von seinem Tode nirgends mit einer lebhaften Freude vernommen ist. Zurückdenken an ihn werden noch die Enkel, wenn sie erfahren, wie Deutschland geworden ist, was es zu ihren Zeiten seyn wird.

Selbst England hat nur allzu viel Ursache, Napoleons eingedenk zu bleiben. Es hat den Riesenkampf bestanden, in welchen es sich seit dem Jahre 1793 mit der französischen Revolution, und seit 1800 mit dem Vertreter derselben einließ; allein die Anstrengungen, welche dieser Kampf in sich schloß, haben deshalb nicht weniger auf sein Inneres zurück gewirkt. Wiewohl nun seine Verfassung unverletzt geblieben ist, und auch

in Zukunft, ihren wesentlichsten Eigenschaften nach, unverletzt bleiben wird: so hat sich doch seine Staatsschuld sehr bedeutend vermehrt, und der schroffe Gegensatz von Reichthum und Armuth, welcher dadurch entstanden ist, gewährt nur trübe Ansichten. Napoleon endigte als Englands Gefangener: ein großer Triumph für England! Dennoch liegt in diesem Triumph wenig Erfreuliches, und die Art und Weise, wie die öffentliche Meinung sich seit sechs Jahren darüber ausgesprochen hat, sagt nur allzu bestimmt, daß die Engländer seiner lieber überhoben gewesen wären. Seltsam möchte man es finden, daß ein so aufgeklärtes Volk, wie das brittische, darüber getheilt ist, ob Napoleon mehr ein Ungeheuer oder ein großer Mann zu nennen sei, als ob zwischen beiden nicht ein Unterschied bestände, der sich nicht mit einer Verwechselung verträgt. Wer jemals wahre Regentengröße angeschauet hat, kann nie in die Versuchung gerathen, Napoleon, der mit Allem um Alles spielte, einen großen Mann zu nennen; und wer die Bedingungen seines Wirkens kennt, kann eben so wenig in die Versuchung gerathen, in ihm nur ein Ungeheuer zu sehen. Dem aber sei wie ihm wolle: England, das durch seine starre Politik am meisten dazu beigetragen hat, daß Napoleon nur in Extremen Rettung finden konnte, wird sich seiner am längsten erinnern, und folglich seinen Namen am meisten verewigen.

Unter den nordischen Reichen ist keins, in dessen Geschichte Napoleon nicht aufs Innigste verflochten wäre. Dänemark, Schweden und Rußland haben seine

Einwirkungen gleich stark empfunden, und können, aufgeregt von ihm, nur die Bahnen verfolgen, die sie zu betreten genöthigt worden sind.

In demselben Falle befindet sich die italiänische Halbinsel. Nicht daß sie mit irgend einer Liebe an Napoleon hinge: aber alles, was seit dem Jahre 1796 auf ihr vorgegangen ist, ruft sein Andenken zurück, und hierin liegt eine Art von Unterpfand für die weitere Entwickelung Italiens: ein Unterpfand, das sich nicht zurückweisen läßt.

Soll sich aber im Laufe der Zeiten über Napoleon ein Urtheil feststellen, an welchem Haß und Liebe keinen Antheil haben: so scheint uns, daß vor allen Dingen zweierlei in Betrachtung kommen müsse. Das Erste ist die Eigenthümlichkeit der europäischen Welt, nach welcher sie die größte Aehnlichkeit mit dem Ocean hat, der, auf Einer Stelle bewegt, nach und nach überall in Bewegung geräth, dem Gesetze der Schwere zufolge, welche irgendwo ausruhen will. Das Zweite ist die Beschaffenheit des französischen Reichs, sowohl in Ansehung der Zahl, als der sittlichen Eigenthümlichkeit seiner Bewohner. Auf beiden beruhet das, was man Napoleons politische Größe nennt, so sehr, daß es sonst gar nicht gedacht werden kann. Dreißig Millionen sehr lebhafter und für alles, was Ruf und Ruhm genannt wird, höchst empfänglicher Franzosen, ließen Demjenigen, der im Laufe einer fürchterlichen Umwälzung an ihre Spitze zu treten wagte, ohne dazu durch noch etwas mehr als seinen Muth und sein Selbstvertrauen berechtigt zu seyn, schwerlich eine andere Wahl, als gerade die Rolle zu

spielen, welche Napoleon gespielt hat. Mit welchen Vorsätzen er auch den Thron besteigen mochte: die Aufgabe für ihn war nie eine andere, als sich auf diesem Thron zu behaupten, und was diese Aufgabe mit sich brachte, mußte geschehen. Nun möchten wir zwar nicht behaupten, daß Napoleon durch das, was Glück uud Umstände für ihn gethan hatten, mit sich selbst in Widerspruch gesetzt sei; denn es ist kein Grund für eine solche Voraussetzung vorhanden, da er für den militärischen Ruhm beinahe ausschließend eingenommen war, und es sogar seyn mußte. Allein wenn gegenwärtig von ihm gesagt wird, er habe die Gelegenheit, ein Wohlthäter des Menschengeschlechts zu werden, und auf ebenem und breitem Pfade in den Tempel der Unsterblichkeit einzugehen, von sich gewiesen: so läßt sich aus allen möglichen Gründen an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln. Denn, giebt es überhaupt einen ebenen und breiten Pfad zur Unsterblichkeit, so ist er am wenigsten für Diejenigen da, welche damit anfangen, daß sie Dem, was die gesellschaftliche Ordnung bedingt, Hohn sprechen; und ist denn überdies das menschliche Geschlecht von einer solchen Beschaffenheit, daß es Wohlthaten annähme, die es nicht für solche erkennt? Es kommt noch dazu, daß die Wege, sich um das menschliche Geschlecht verdient zu machen, höchst verschieden sind, und daß dies sogar Solchen gelingen kann, die es gar nicht beabsichtigen. Zuletzt sind alle außerordentlich scheinende Menschen nur Werkzeuge in den Händen der Vorsehung, und alles, was von ihnen ausgeht, wird durch die Kraft des menschlichen Geschlechts im Dulden zum Guten ausgeglichen.

Versuchen wir nun zum Schluß, die Art von Unsterblichkeit zu bestimmen, welche Napoleon bei der Nachwelt genießen wird.

Er selbst hat sich über diesen Punkt unstreitig am meisten getäuscht. Unter den Aussprüchen, welche von ihm herrühren, befindet sich einer, der in dieser Beziehung höchst merkwürdig ist. Er sagte bei irgend einer Gelegenheit: „Wäre die Ilias von einem Zeitgenossen geschrieben worden, so würde sie nicht den geringsten Beifall gefunden haben.“ Die Bemerkung selbst mag richtig seyn, wiewohl sich viel dagegen einwenden ließe; allein wenn Napoleon, wie es sehr wahrscheinlich ist, damit sagen wollte, es bedürfe nur des Ablaufs von Jahrhunderten, damit er in demselben Lichte erscheine, worin homerische Helden ein Gegenstand der Bewunderung sind, so hat er sich unstreitig geirrt. Napoleon kann nicht einmal so zur Fabel werden, wie Attila, Arthur, Karl der Große und Gottfried von Bouillon; dies wird, wie es uns scheint, am meisten durch den Grad der Aufklärung desjenigen Jahrhunderts verhindert, dem Er angehört. Was auch Dämonisches in seinem Wesen gelegen haben mag: über die Beweggründe seiner Handlungen können nur Die sich täuschen, welche die Täuschung lieben. Sein Verhältniß zur europäischen Welt von jenem Augenblick an, wo er den französischen Thron bestieg, liegt klar und offen dar; es war das eines Emporkömmlings, welcher nicht zugeben will, daß er in Gesinnungen und Handlungen hinter Denen zurückstehe, die ihre Vorzüge im Leben der Erblichkeit verdanken. Sein ganzes Heldenthum hatte kei-

nen anderen Charakter; und dieser brachte es mit sich, daß er Eigenschaften simulirte, welche ihm fremd waren, um sich desto höher in denen auszubringen, die er wirklich besaß. Hiernach nun ist Napoleon ein durchaus historischer Charakter, dessen Handlungsweise so stetig ist, wie man es wünschen kann. Seine Lage im Leben brachte es mit sich, daß seine Politik sich vom Sittengesetz sonderte, und mehr als alles Uebrige hat dies seinen Fall herbeigeführt. Nur wer an eine Ungerechtigkeit des Schicksals glaubt, darf in ihm einen verfolgten Helden sehen; wer sich nicht in diesem Falle befindet, wird zum Wenigsten zugeben, daß ein Leben, welches nur auf Gewaltthaten beruhete, zwar anregen, aber nicht bilden konnte, und daß sein Ausscheiden eine Wohlthat für Europa war.

Weit gefehlt also, daß Napoleon durch die Würdigung späterer Jahrhunderte gewinnen sollte, kann er dadurch nur verlieren.

Dies wird aber um so wahrscheinlicher, wenn man erwägt, daß die europäische Gesellschaft sich auf allen Punkten einer organischen Vollkommenheit nähert, vermöge deren sie von dem Aberglauben zurückkommen muß, den sie bisher in Beziehung auf jene Einzelne unterhalten hat, die vorzugsweise die Großen genannt wurden, weil sie, von den Umständen begünstigt, alles mit sich fortrissen: ein Aberglauben, der immer, mehr oder weniger, in Stumpfheit begründet war. Von Alexander und Constantin dem Großen an, hat es schwerlich irgend einen Regenten gegeben, der diesen Beinamen nicht auf Kosten des Volks erworben hätte, das er als sein Werkzeug

benutzte; Napoleon aber ließ es nicht einmal darauf ankommen, daß die staunende Nachwelt ihn mit diesem Beinamen beehrte: er selbst legte ihn sich bei, es sei nun, weil er fürchtete, er werde ihn auf keinem anderen Wege erhalten, oder auch zur Vermehrung des Zaubers, den er zu verbreiten geneigt war. Wie aber hat sich diese Verwegenheit geendigt? Was ist nach sechs Jahren übrig geblieben von den Schöpfungen des großen Mannes, den seine Schmeichler die französische Vorsehung nannten? Wie schnell ist sein occidentalisches Kaiserthum zusammen gefallen! Wie schnell die Erinnerung an alle die Gesetze verschwunden, womit er nicht Frankreich allein, sondern auch das übrige Europa ängstigte! Das Einzige, was von ihm übrig geblieben, ist sein Name. In diesem also lebt er fort, nicht in irgend einer Institution, deren Urheber er gewesen. Neidisch auf die Zeit, eifersüchtig auf die Gewalt, zog er überall den Schein dem Wesen vor, und ohne alle echte Liebe für die Welt, mußte er sich gefallen lassen, daß diese ihn von sich ausstieß, und ihn auf eine ferne Felseninsel verbannte.

Müssen wir hinzufügen, daß Charaktere dieser Art nie zu Heldengedichten begeistert haben?

Mancherlei.

Zu den Eigenthümlichkeiten der spanischen Inquisition gehörte auch die, daß sie keine neuen Wunder gestattete, und alle diejenigen, welche dergleichen verrichten zu können vorgaben, als Ketzer verfolgte; nach ihr war der Wunderkreis für immer geschlossen, und nur Der ein guter Christ, der allen neuen Wundern seinen Glauben versagte.

Was in diesem Verfahren sich durchaus nicht verkennen läßt, ist — die Consequenz; und Jeder fühlt, daß ein Institut, dessen Bestimmung auf die Aufrechthaltung eines Systems von Glaubenslehren geht, nicht zugeben darf, daß die Wahrheit derselben noch einer Bestätigung bedürfe.

Wäre also in Spanien irgend etwas von dem vorgegangen, womit uns die öffentlichen Blätter in den Artikeln von Würzburg, München u. s. w. gegenwärtig bis zum Ekel unterhalten: so würde das Glaubensgericht keinen Augenblick versäumt haben, sich aller der Personen zu bemächtigen, die in die vorgeblichen Wunder-Curen des Fürsten von Hohenlohe und des Bauers Martin verflochten sind; und nicht genug, daß es dem Fürsten das Handwerk gelegt hätte, würde es ihn sogar für die Anmaßung bestraft haben, nach welcher er sich für einen besseren Priester ausgiebt, als die seyn können,

die in der Kraft des Gebetes es ihm nicht gleich thun. Ein Schreiben, wie dieser Fürst es an den Stadt-Magistrat von Würzburg erlassen hat, würde in dem rechtgläubigen Spanien sogar ein Gegenstand des höchsten Aergernisses geworden seyn, und seinem Verfasser, wo nicht den Scheiterhaufen, doch wenigstens eine lebenslängliche Haft in den Gefängnissen der Inquisition zu Wege gebracht haben; vorzüglich durch die Stelle, wo gesagt wird: „wir können diese Heilung von Gott fordern, damit wir auch den von Gott uns auferlegten Berufspflichten zu seiner Ehre und zu unserem Seelenheile ferner nachkommen, und unsere Mutter — die heilige Kirche — verherrlicht werde, die ihren Gläubigen eine solche Gewalt einräumt, um dadurch zu bestätigen, daß sie die einzige wahre Kirche Gottes sey!" So viel Anmaßung in einem Priester würde selbst der fürstliche Stand nicht entschuldigt haben.

Wir sind gewiß weit entfernt von dem Wunsche, daß es in Deutschland ein Glaubensgericht geben möge, um solchen Verirrungen und ihren Wirkungen zuvor zu kommen; wir sind von einem solchen Wunsche um so weiter entfernt, weil alles Unwahre und Abgeschmackte sich selbst dadurch sein Grab bereitet, daß es verächtlich und lächerlich wird. Wer aber, der es wohl meint mit der Aufklärung und Versittlichung der Deutschen, wird nicht mit uns bedauern, daß, nach so vielen Erfahrungen von Betrug und Scheinheiligkeit, das Edelste im Menschen, die Religion, aufs Neue so auffallend gemißbraucht wird, wie es in Würzburg und dessen Umgegend geschieht!

Was ist zu thun?

Wir wagen einen Vorschlag, der, wenn er angenommen wird, nicht ohne bedeutenden Erfolg bleiben kann. Möge es dem geistreichen Verfasser der Merkwürdigen Reise über Dresden u. s. w. nach Hamelburg gefallen, die Thaten des bescheidenen Wundermannes und seines Gehülfen in das gebührende Licht zu stellen! Dieser Stoff ist seiner Bearbeitung werth; und über die Form braucht er um so weniger verlegen zu seyn, da er in einem berühmten spanischen Roman das vollkommenste Muster für eine sinnreiche Behandlung findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.





